

# Österreichische Zeitschrift für Volkskunde

Herausgegeben vom Verein für Volkskunde in Wien

Unter ständiger Mitarbeit von

Hanns Koren, Franz Lipp, Oskar Moser und Josef Ringler

geleitet von

Leopold Schmidt

Neue Serie

Band 9

Gesamtserie

Band 58



Wien 1955

ÖSTERREICHISCHER BUNDESVERLAG FÜR  
UNTERRICHT, WISSENSCHAFT UND KUNST, WIEN

**Dieser Jahrgang  
erscheint mit Unterstützung  
des  
Bundesministeriums für Unterricht  
und des  
Magistrates der Stadt Wien  
über den  
Notring der wissenschaftlichen Verbände Österreichs  
und der  
Salzburger Landesregierung**

## INHALT

### Abhandlungen und Mitteilungen

Leopold Schmidt, Volkskunde zwischen Wirtschaftsgeschichte und Kulturgeographie . . . . .	1
Karl Spieß, Die Stammsage des altmakedonischen Königshauses 18, 138	
Leopold Kretzenbacher, Der Nagel am Kreuz. Das Kultzei- chen einer steirischen Sakrallandschaft. (Mit 8 Abbildungen und 1 Verbreitungskarte) . . . . .	25
Ernst Schneider, „Heilig-Kreuz“ als Bergwerkspatrozinium . . . . .	57
Adolf Mais, Die polnische Volkskunsthforschung seit 1945 . . . . .	61, 152
Leopold Schmidt, Der Schuß auf den toten König . . . . .	70
Eva Obermayer-Marnach, Ein Österreichisches Biographi- sches Lexikon . . . . .	72
Fritz Fahringer, So entstanden die Sandbilder. Ein Beitrag zur Geschichte der Hinterglasmalerei im oberösterreichischen Mühlviertel. (Mit 36 Abbildungen) . . . . .	97

### Chronik der Volkskunde

Franz Kollreider, Das Tiroler Museum bäuerlicher Arbeits- geräte. (Mit 3 Abbildungen) . . . . .	73
Ausstellungen:	
Österreichisches Museum für Volkskunde . . . . .	78
Niederösterreichisches Landesmuseum „Weihnachten im Alpenvorland“ . . . . .	78
Oberösterreichisches Landesmuseum „Volkskunst im Wachs“ und „Neuerwerbungen“ . . . . .	161
Mühlviertler Heimathaus „Das Huterer-Handwerk“ . . . . .	161
Ungarische Volkskunst . . . . .	78
Tagung „Volkskunde und Rundfunk“ 1954 . . . . .	78
Heimatismuseum Asparn a. d. Zaya (M. Kundegrabner) . . . . .	160
Tiroler Museum bäuerlicher Arbeitsgeräte, Eröffnung . . . . .	161
Verein und Museum für Volkskunde in den Jahren 1954/55 (Schmidt) . . . . .	158
Nachrufe:	
Anton Becker (Schmidt) . . . . .	78
Walter Krieg (Schmidt) . . . . .	79
Hans Plöckinger (Schmidt) . . . . .	80
Titelverleihungen:	
Richard Beitzl, Karl M. Klier, Helmut Pommer, Matthias Mayer . . . . .	161
Veränderung in der Redaktion der Zeitschrift . . . . .	80

### Literatur der Volkskunde

Kultur und Volk. Festschrift für Gustav Gugitz (Wildhaber) . . . . .	81
Gustav Gugitz-Bibliographie (Schmidt) . . . . .	85
Die Hauptschule in Stegersbach (Schmidt) . . . . .	85
Jahrbuch des Musealvereines Wels (Schmidt) . . . . .	85

Leobener Grüne Hefte (Schmidt) . . . . .	86
Artur Kutscher, Matthias Insam, Anton Dörner, Von den zwölf Söhnen Jakobs des Patriarchen (Schmidt) . . . . .	87
Deutsche Wallfahrtsvolkskunde. Sammelreferat (Schmidt)	91
Deutsches Jahrbuch für Volkskunde, Bd. I (Schmidt) . . . . .	162
Karl M. Klier, Weihnachtslieder aus dem Burgenland (Schmidt)	164
Jahrbuch der Stadt Linz (Schmidt) . . . . .	164
Franz Lipp, Das Ischler Krippenspiel (Kretzenbacher) . . . . .	165
Franz A. Brauner, Steirisches Brauchtum im Jahrlauf (Kunde- graber) . . . . .	168
Trude Aldrian, Bemalte Wandbespannungen des XVIII. Jahr- hunderts (Schmidt) . . . . .	168
Festschrift Julius Franz Schütz (Schmidt) . . . . .	169
Franz X. Kohla, Kärntens Burgen, Schlösser und wehrhafte Stätten (Schmidt) . . . . .	170
Deutsche Volkskunst-Reihe (Schmidt):	
Oskar Schmolitzky, Thüringer Volkskunst . . . . .	170
Karl Rumpf, Hessen . . . . .	170
Adolf Spamer, Sachsen, 2. Aufl. . . . .	171
Erich Meyer-Heisig, Deutsche Volkskunst (Schmidt) . . . . .	171
Karl S. Kramer, Haus und Flur im bäuerlichen Recht (Schmidt)	173
Wilhelm Schmülling, Hausinschriften in Westfalen und ihre Abhängigkeit vom Baugefüge (Schmidt) . . . . .	174
Martha Bringemeier, Über Schäfer und Schafzucht (Schmidt)	174
Joseph Klapper, Schlesische Volkskunde (Moser-Rath) . . . . .	175
Karl Lohmeyer, Die Sagen der Saar (Schmidt) . . . . .	175
Kaspar Freuler, und Hans Thürer, Glarner Sagen (Schmidt)	176
Heinrich und Albert Edelmann, Das Toggenburg (Schmidt) . . . . .	176
Homenaye a Fritz Krüger (Schmidt) . . . . .	177
Budstikken 1954—1955 (Schmidt) . . . . .	178
Milenko S. Filipovic, Der „thrakische Reiter“ in Brauch und Volks Glaube der gegenwärtigen Balkanvölker (Kretzenbacher)	178
Niko Kuret, Lustige Geschichten von den Lembergern (Kretzenbacher) . . . . .	180

# Volkskunde zwischen Wirtschaftsgeschichte und Kulturgeographie

Von Leopold Schmidt

Das Thema bedarf einer gewissen Rechtfertigung: es geht, wie so oft in der Geschichte einer Wissenschaft, darum, sich Rechenschaft über den Stand in der Zeit abzulegen, um die Grundfrage, welche Lebensberechtigung die eigene Disziplin im Kreis der benachbarten Fächer und im Ganzen der Geisteswissenschaften besitzt. Für den Gelehrten, der sich mitten in der Arbeit an seinen Problemen befindet, gibt es diese Frage kaum. Erst wenn man durch das Geschick gezwungen wird, von dieser Arbeit ab und zu aufzublicken, sieht man sich in die Lage versetzt, den eigenen Standort neu zu umschreiben, sich selbst zur Bestätigung, und der Umwelt vielleicht zur Klärung. Es treibt uns also wieder einmal die Suche nach dem Sinn unseres Tuns, und es sind die aktuellen Bewegungen der Gegenwart, die eine solche Suche also existenznotwendig erscheinen lassen.

Um die Suche nach dem Sinn unserer Volkskunde gegenständlich faßbar zu machen, wollen wir uns an einem Beispiel orientieren. Ein schlichtes Exempel aus dem Bereich des Volksbrauches sei zunächst ausgebreitet, an ihm mögen dann einige der Wendungen unserer Forschungsgeschichte klargemacht werden, um schließlich das Verhältnis des Forschungsgegenstandes zu unserer gegenwärtigen Einstellung sowie den Ausblick auf unsere gesamte Volkskunde als ein immerwährendes Anliegen an die Welt der Erscheinungen faßbar zu machen.

Franz Grillparzer hat in den Jahren von 1819 bis 1825 sein Trauerspiel „König Ottokars Glück und Ende“ geschrieben <sup>1)</sup>. Er zeichnete den gewaltigen Böhmenkönig, diesen bedeutendsten Vertreter der späten Stauferzeit, historisch weitgehend quellentreu, wenn auch als zu Recht unterliegenden Gegner Rudolfs von Habsburg. Ottokar ist bei Grillparzer der maßlose Herrscher, der seine Reichsidee in sich trägt, ohne die Gnade der

---

<sup>1)</sup> Nagl-Zeidler-Castle, Deutsch-Osterreichische Literaturgeschichte. Bd. II, S. 702 ff.

Leopold Schmidt, Grillparzer und das Volkstum (Jahrbuch der Grillparzer-Gesellschaft, Bd. XXXIV, Wien 1937, S. 28 ff.).

Segnung von oben. Ein Mensch des Schicksals, nicht der Bindung durch die Berufung. Das Pochen auf seine Macht nützt ihm jedoch im historischen Moment nichts, er muß von Rudolf Böhmen und Mähren zu Lehen nehmen. Die Kniebeugung vor dem deutschen König wird verräterischerweise seinen böhmischen Herren gezeigt, Ottokar fühlt sich tief gedemütigt. So endet der dritte Akt des beziehungsreichen Schauspieles. Zu Anfang des vierten befinden wir uns vor der Burg zu Prag. Der König ist seit jener Demütigung nicht heimgekehrt. Und Herbot von Füllenstein berichtet, wo er sich inzwischen aufgehalten hat:

In Znaim verlor er sich von dem Gefolge,  
Ein einzger Knecht, den man vermißt, mit ihm.  
Und irrt seitdem im Land herum von Mähren.  
In Kraliz sah man ihn, in Hradisch, Lukow:  
Zuletzt in Kosteletz, hartbei an Stip,  
Da, wo die kleine Wunderquelle fließt,  
Zu der die Pilger weit umher sich wenden.  
Ein ärmlich Badhaus steht dort in der Tiefe,  
Von Menschen abgesondert und Verkehr.  
Da hielt er vierzehn Tage sich verborgen:  
Ein Ort, zum Sterben mehr, als um zu leben!  
Und wie die Pilger pflegen dort herum,  
Die, eines Wunsches, der sie drückt, gedenkend,  
Ein Kreuz von Reisig in den Brunnen werfen  
Und aus dem Sinken oder Schwimmen prophezeien,  
So tat er tagelang und schien betrübt.  
Zuletzt erfuhrs der Magistrat von Hradisch  
Und ging hinaus, den König einzuholen:  
Doch der war nicht mehr da und schon im Weiten.<sup>2)</sup>

Zur Einführung in den Geisteszustand des gebrochenen Königs nach seiner Demütigung greift also Grillparzer über die historischen Quellen hinaus und gestaltet eine Szene, die Ottokar als schicksalsgläubigen Menschen zeigt, wie er in dieser Periode gehandelt haben könnte. Die Szene ist, was Ottokar anbetrifft, frei erfunden. Es handelt sich um die geniale Übertragung eines Erlebnisses des Dichters selbst. Grillparzer hat dieses Badehaus von Kosteletz sehr gut persönlich gekannt. 1815 befand er sich als Hofmeister in der Familie des Grafen Seilern auf Schloß Lukow im Hradischer Kreis Mährens. In seiner „Selbstbiographie“ hat er Jahrzehnte später noch sehr deutlich seine Eindrücke von der schönen Waldlandschaft geschildert<sup>3)</sup>. Das Schloß lag einsam, die nächste Kirche, der Wallfahrtsort Maria Stip, eine halbe Stunde entfernt. Bei einer Wagenfahrt vom

---

<sup>2)</sup> Grillparzers Werke. In acht Bänden. Mit Einleitung von August Sauer. Stuttgart und Berlin. Bd. IV, S. 99 f.

<sup>3)</sup> Grillparzers Werke, ebendort, Bd. VIII, S. 48 f.

Schloß zur Kirche würde der Dichter von einem Wolkenbruch überrascht, vom Regen vollkommen durchnäßt. Er mußte dennoch in die Kirche gehen, erkrankte schwer, und mußte mit seinem Fieber allein zurückbleiben. Da man an ein ansteckendes Nervenfieber glaubte, brachte man ihn der Absonderung halber in das Badhaus von Maria Stip, „das so hieß“, wie Grillparzer schreibt, „nicht weil Bäder da waren, sondern weil es ein Bader bewohnte, der seinen Lebensunterhalt aus der chirurgischen Operation des Schröpfens an den Personen der von weit herkommenden Wallfahrer gewann“<sup>4)</sup>. Der Dichter war dem Tode nahe, und wurde von der unwissenden Umgebung auch bereits aufgegeben. Seine Jugend rettete ihn indes, seine, wie er selbst durchaus richtig schreibt „niemals starke, aber unendlich zähe Natur“. Begreiflicherweise hat sich Grillparzer lebenslang an dieses Badhaus erinnert. Er hat aber damals nicht nur den Ort kennengelernt und ihn für immer im Gedächtnis behalten, er hat auch das Brauchtum des Wallfahrtsortes erlebt und offensichtlich die Erinnerung schon wenige Jahre später als wichtige Milieukennntnis in seinem großen böhmisch-mährischen Dramenvorwurf eingearbeitet. Grillparzer hat den Brauch, den er von Ottokar berichtet, offenbar selbst erlebt, dieses Kreuzschwimmen in der Quelle von Maria Stip ist ein Wallfahrtsbrauch seiner Zeit gewesen. Man könnte sich fragen, ob der schwerkranke junge Dichter auch selbst das Quellorakel befragt haben mag. Es gibt auf diese Frage keine Antwort; bei seiner völlig kirchenungläubigen Einstellung ist es nicht anzunehmen, aber als emotionelle Handlung wäre es doch auch möglich. Wie dem auch sei, Grillparzer hat genau beobachtet und berichtet: Die Wallfahrer kamen zu der „Wunderquelle“, also einem heiligen Wasser, wie es bei so vielen Quellwallfahrten aufgesucht wird. Sie brachten Kreuzlein aus Zweigen mit, oder machten sie auch erst an Ort und Stelle, und warfen sie ins Wasser. Und dann beobachteten sie, ob ihr Kreuzlein schwamm, wie es natürlich war, oder ob es unterging. „Und aus dem Schwimmen oder Sinken“ prophezeiten sie sich selbst, was sie eben prophezeit haben wollten, im wesentlichen wohl Krankheit und Gesundung, Leben und Tod. Dabei dürfte, wie aus Parallelen hervorgeht, das Schwimmen die positive Lösung bedeutet haben, das Sinken die negative. Wessen Kreuzlein versank, der glaubte sein Urteil gesprochen und erwartete nur mehr Krankheit, Unglück und Tod.

Grillparzer hat hier also eine brauchmäßige Überlieferung in sich aufgenommen, und seine Übertragung auf König Ottokar

---

<sup>4)</sup> Grillparzers Werke, ebendort, Bd. VIII, S. 49.

steht für uns als quellenmäßige Schilderung da. Der dichterisch ungemein glückliche Ausgriff auf den in der Erinnerung Grillparzers so auffällig lebendigen Brauch soll hier nicht weiter besprochen werden. Hier gilt vielmehr, die Stelle des Trauerspieles als volkskundliche Aufzeichnung aufzufassen und ihrer Bedeutung nach zu überprüfen. Handelt es sich doch um einen Brauch, der uns aus verschiedenen Wallfahrten auch noch der Gegenwart wohl bekannt ist. In den Schilderungen von Maria Stip findet er sich freilich nicht belegt, möglicherweise ist er in den letzten Jahrzehnten nicht mehr geübt worden<sup>5)</sup>. Es gibt jedoch in Böhmen eine Wallfahrt, von der der Brauch gut bezeugt ist, nämlich die berühmte Kapelle zur Verklärung Christi auf dem Berge Tabor bei Chlum im Jitschiner Kreis. „Am Fuß des Berges befindet sich ein Brunnen, in welchen die von allen Seiten zuströmenden Wallfahrer kleine aus Holz geschnitzelte Kreuze werfen, in der Meinung, daß derjenige, dessen Kreuz am Boden liegen bleibt, binnen eines Jahres sterben, der aber, dessen Kreuz wieder heraufkömmt, das Jahr überleben werde“<sup>6)</sup>. Der Brauch ist also völlig identisch mit dem von Grillparzer für Maria Stip festgehaltenen. Ob die Kreuze aus Reisig gebunden oder aus Holz geschnitzt wurden, hat nicht einmal als kleine örtliche Verschiedenheit Bedeutung. Das Orakel des Schwimmens oder Versinkens der in das Wasser geworfenen Holzkreuzchen wird jedenfalls durch die Schilderung der Taborkapelle ganz deutlich gemacht. Man sieht, Grillparzers Beschreibung ist also sehr genau, und nur der Inhalt der verlangten Prophezeiung fehlt, wie man wohl annehmen darf, aus wohlbegründeter dichterischer Absicht.

Der Wallfahrtsbrauch war und ist nicht auf Böhmen und Mähren beschränkt. Es sei hier nur darauf hingewiesen, daß die östlichen Alpenländer, also Steiermark und Kärnten, gleiches und ähnliches Brauchgut kennen. Beim Brunnlein in Weisberg in Kärnten beispielsweise soll man, bevor man das Heilwasser trinkt, zwei kreuzweise gesteckte Hölzchen hineinwerfen. Gehen sie unter, so stirbt man noch dieses Jahr<sup>7)</sup>. An den Wallfahrtsbrunnlein der Ostalpen herrscht aber noch ein weiterer Kreuzlein-Brauch. Derartige improvisierte Zweigkreuzchen werden nämlich

---

<sup>5)</sup> Alfred Hoppe, Des Österreichers Wallfahrtsorte. Wien 1913, S. 604 ff.

<sup>6)</sup> Otto von Reinsberg-Düringsfeld, Fest-Kalender aus Böhmen. Ein Beitrag zur Kenntnis des Volkslebens und Volksglaubens in Böhmen. Prag 1861, S. 396 f.

<sup>7)</sup> Georg Graber, Sagen und Märchen aus Kärnten. Graz 1935, S. 320.

um die Quelle herumgesteckt, oft dutzendweise<sup>8)</sup>. Das gleiche Kreuzleinstecken ist nicht auf die Wallfahrtsbrunnen beschränkt, auch andere geweihte Stätten, besonders Wegkreuze, werden mitunter mit solchen Kreuzen besteckt. Der Brauch geht in dieser Form weit über die Alpenländer hinaus und ist beispielsweise auch in Polen verbreitet<sup>9)</sup>. Mitunter hat er von bestimmten Orden und den von diesen gepflegten Verehrungen Stützung erhalten. So pflegen die Dominikanerklöster sowohl in Graz wie in Lienz und wohl auch andernorts die Verehrung des hl. Petrus Martyr<sup>10)</sup>. Für Graz ist bezeugt, daß man Reliquien des Heiligen in einen Brunnen versinken ließ, „ungleichen eingeweihte Zweige und dann (davon) gemachte Creutz, (die) von Feldern und Wein-Gärten vil gefährliche Ungewitter abgewendet, inmassen es annoch ruechbar, daß die mit gedachten Zweygen oder Creutzen besteckte Gründ erhalten, andere aber bey der Seyt anrainende von Gewitter erschlagen worden“<sup>11)</sup>. Das ist also eine Spezialisierung: das Kreuzschwemmen wird nicht als Orakelbrauch, sondern als Gewitterabwehr geübt, in Verbindung mit dem Glauben an ein Spezialpatronat des hl. Petrus Martyr. Die Segnung der Kreuzlein erfolgt von den Ordensleuten selbst, die an den genannten Klöstern derartige Kreuze bis heute verteilen<sup>12)</sup>.

Man sieht, wie hier das Thema unseres Pilgerbrauches sich ausweitet. Historische Beziehungen tauchen auf, und mit ihnen die neuen Fragen, inwieweit der Brauch als ganzer mit ihrem Bereich zusammenhängt, und inwieweit er von vornherein die größere Reichweite besitzt und sich an jenen Ordensstätten nur spezialisiert hat. Wie in der Sprachwissenschaft treten die Probleme der Generalisierung und der Spezialisierung einander gegenüber. Geht man den Weg in der Richtung auf die Generalisierung hin, so wird man das Kreuzschwemmen zumindest in einer Hinsicht, nämlich als Verwendung eigens gebundener Holzkreuzchen, als die Sonderform ansehen, und das Kreuzchenstecken als die allgemeinere. Da zeigt dann wieder ein weiterer Rundblick, daß dieses Kreuzstecken nicht auf den Pilgerbrauch beschränkt ist. Es werden nicht nur wallfahrtsmäßig verehrte Wegkreuze besteckt, sondern in anderen Landschaften auch andere

---

<sup>8)</sup> Gustav Gugitz, Kärntner Wallfahrten im Volksglauben und Brauchtum. Klagenfurt 1951, S. 51 ff.

<sup>9)</sup> Eigene Beobachtung bei Deblin an der Weichsel, 1940.

<sup>10)</sup> Oswald Menghin, Der Kult des hl. Petrus Martyr (Zeitschrift des Vereins für Volkskunde, Bd. XXVI, Berlin 1916, S. 298 ff.).

<sup>11)</sup> Gugitz, wie Anmerkung 8, S. 52, Anm. 88.

<sup>12)</sup> Rudolf Kriß und Leopold Schmidt, Führer durch die Sammlung für deutsche religiöse Volkskunde. Wien 1936, S. 11, Schrank II/II.

Weihltümer, in Flandern zum Beispiel Totenmale, von der Art der Steinkreuze<sup>13)</sup>. Da stehen wir dann außerhalb der engeren Gruppe des Wallfahrtsbrauches, im allgemeinen Lebensbrauch, und müssen dessen weitere Beziehungen ins Auge fassen. Ein anderer Weg der weiteren Umschau zeigt sich gewissermaßen auf der Gegenseite, wenn wir die Befragung der Quelle, diese ausgeprägte Form des Orakelheischens ohne direkte Rücksicht auf die Kreuzform der Zweiglein näher betrachten. Da ergibt sich der Weg zur Hydromantik, zu aller Zukunftsdeutung aus dem Wasser, wie sie die Antike so vielfältig kannte. Besonders altitalische Heiligtümer kannten solche Wasserorakel, beispielsweise das am Clitumnus in Umbrien, das bekanntermaßen von Caligula befragt wurde<sup>14)</sup>. Dort wurden offenbar „sortes“, Loszeichen, die aus Blättern oder Stäben bestanden, ins Wasser hinabgelassen und so der Gott befragt, wenn man überhaupt die Personifikation in Form der Gottheit hier heranziehen darf. Meist war es ja irgendeine Schicksalsgestalt, einfach als „fortuna“ bezeichnet, die man durch die Wasserbefragung zu konsultieren glaubte. Diese Schicksalsgestalt konnte im Gesamtbereich der antiken Mittelmeerwelt alle Namen weiblicher Gottheiten führen. In Aphaka in Ägypten, zwischen Heliopolis und Biblos, sprach man von der Aphrodite Aphakitis, die dort einen Tempel mit einem See hatte, der uns in unserem Zusammenhang besonders wichtig ist. Die Verehrer der Göttin warfen nämlich ihre Geschenke, wie Weihgaben aus Gold und Silber, aber auch Gewebe aus Linnen, Baumwolle und anderen Stoffen, in diesen See. Waren diese der Gottheit angenehm, so sanken sie in die Tiefe, wies sie aber sie zurück, so schwammen auch jene harten Gegenstände, die sonst das Wasser in die Tiefe zieht, auf der Wasseroberfläche, ohne unterzutauchen, was immer als ein schlechtes Zeichen angesehen wurde.“<sup>15)</sup> Das ist also ein Orakel aus dem Schwimmen oder Versinken der in das heilige Wasser geworfenen Opfergaben, und wir spüren die innere Nähe zu unserem Wallfahrtsbrauch. Freilich urteilt das Orakel der Aphrodite Aphakitis genau umgekehrt als unsere Quellwahrsagungen, der Natur entgegengesetzt. Aber diese Verkehrung ist nicht Willkür, sie entspricht einem Gesetz des Volksglaubens. Wir erinnern uns der Wasserprobe im mittelalterlichen Recht: wenn die Hexe schuldig war, mußte

---

<sup>13)</sup> Arnold van Gennep, *Le Folklore de la Flandre*. Paris 1935, Bd. I, S. 117 ff.

<sup>14)</sup> Martin N i n c k, *Die Bedeutung des Wassers im Kult und Leben der Alten. Eine symbolgeschichtliche Untersuchung* (= *Philologus*, Supplementband XIV, Heft II). Leipzig 1921, S. 96.

<sup>15)</sup> N i n c k, ebendort, S. 52, Anm. 1.

sie der Natur entgegen beim Wasserorakel an der Oberfläche bleiben, die Unschuldige aber konnte sich dadurch erweisen, daß sie versank, und zwar das, weil es eben anders als in der gerechten Welt zugeht.

Das sind nun schon genug Wege auf diesem weitläufigen Feld des Glaubens und Brauches, die zeigen, wie weit man gleich beim erstbesten Beispiel ausschreiten muß, um auch nur halbwegs zu einem Verständnis der Eigenart der betreffenden Erscheinung zu gelangen. Da wird es Zeit, davon zu sprechen, wie sich diese Eigenart, die Eigenproblematik der Gegenstände unseres Faches, in der Theorie ausgedrückt hat.

## I.

Wir definieren heute die Volkskunde als eine Grundwissenschaft im Rahmen der Geisteswissenschaft, die als eine Art von Schwesterdisziplin neben der Geschichte steht, und sich von dieser durch ihre eigene Betrachtungsweise unterscheidet. Volkskunde ist für uns die Wissenschaft vom Leben in überlieferten Ordnungen<sup>16)</sup>. Die Überlieferungen sind uns als Gegenstand der Volkskunde seit jeher eine Selbstverständlichkeit. Daß sie jeweils keine Einzelläufer sind, sondern sich in Gruppen zusammenschließen, in Ordnungen verstehen lassen, ist dabei auch nicht neu. Wesentlich scheint vielleicht, daß wir eine gewisse Betonung darauf legen, daß nicht nur die Überlieferungen und ihre Ordnungen, sondern das Leben in diesen überlieferten Ordnungen Gegenstand der Volkskunde ist. Um auf unser Beispiel zurückzukommen: Das Schwimmenlassen der Kreuzlein ist Überlieferung, und sie steht mit dem Kreuzstecken und den Wasserorakeln zusammen in einer gewissen Ordnung. In dieser aber leben die Wallfahrer von Maria Stip, und in einer ähnlichen haben schon die Pilger von Aphaka gelebt, und dieses Verhältnis ist also unser Hauptanliegen. Das läßt sich nicht so ohne weiteres in einer kurzen Definition aussagen, und je mehr man sie einengt und preßt, desto leichter wird sie mißverstanden. Sie ist aber zusammen mit drei Fundamentalsätzen ausgesprochen worden, die das von ihr Gemeinte deutlicher erläutern können<sup>17)</sup>. Diese

---

<sup>16)</sup> Leopold Schmidt, Volkskunde als Geisteswissenschaft. Gesammelte Abhandlungen zur geistigen Volkskunde (= Handbuch der Geisteswissenschaften, Bd. 2). Wien 1948, S. 13 ff.;

derselbe, Geschichte der österreichischen Volkskunde (= Buchreihe der Österreichischen Zeitschrift für Volkskunde, Bd. II). Wien 1951, S. 10 f.

<sup>17)</sup> Schmidt, wie Anmerkung 16, Volkskunde als Geisteswissenschaft, S. 17 ff.

Sätze besagen, daß zum ersten das Leben nicht oder doch nicht nur nach individuellen Anstößen verläuft; daß, zum zweiten, die Überlieferungen, von denen die Definition spricht, in einem eigentümlichen Zustand der Unbewußtheit empfangen und gelebt werden; daß, zum dritten, jene nichtindividuellen Anstöße und unbewußten Erscheinungen der Überlieferung nicht primär physisch oder psychisch gebunden sind, sondern kulturell. Beim Wallfahrtsbrunnen von Maria Stip ließ nicht ein Einzelner in jähem Entschluß sein Kreuzlein schwimmen, es taten eben jeweils alle, die dem Brauch folgten. Und sie taten es nicht im vollen Bewußtsein, damit nun eine Orakelhandlung zu setzen, sondern sie folgten mehr oder minder unbewußt ihrer Überlieferung. Und zwar weder aus primär physischen noch aus primär psychischen Antrieben heraus, sondern deshalb, weil der Zug in ihrer Gesamtkultur vorhanden war. Das sind also die Begründungen unserer Definition, und sie reichen für alle vorkommenden Fälle aus. Der erste Fundamentalsatz erspart beispielsweise die vielen Überlegungen über das Verhältnis von Einzelmensch und Gemeinschaft, das den soziologisch eingestellten Vertretern der Volkskunde jeweils so problematisch erscheint<sup>18)</sup>. Von den Überlieferungsphänomenen aus gesehen ist dieses Verhältnis längst nicht mehr problematisch, es gehört einfach zu den Voraussetzungen einer Erscheinung, welche die Volkskunde beschäftigt, daß sie nicht individuell auftritt. Alles weitere läßt sich dann im Rahmen der Überlieferungsforschung leicht behandeln, die Formen der brauchtragenden Gemeinschaften etwa, Ausbildung und Rückgang der jeweils gepflegten Überlieferungen, und die Abhängigkeit der Einzelpersönlichkeit von diesem größeren Ganzen. Innerhalb der Grunddefinition der Volkskunde hat die Frage nach Gemeinschaft und Individuum nichts zu tun. Ähnlich steht es mit dem zweiten Fundamentalsatz, der die psychische Situation des Lebens in überlieferten Ordnungen umreißt. Manche ältere Definitionen haben versucht, den seelischen Habitus des Volkmenschen in die Definition unserer Volkskunde miteinzubeziehen. Andere Kenner des Volkslebens haben an der Betonung dieses merkwürdigen Zustandes der Unbewußtheit Anstoß genommen. In beiden Fällen wird die Definition selbst unnötig in Anspruch genommen, die ihrerseits durchaus aus dem Ablesen der Tatsachen des Lebens in überlieferten Ordnungen beruht. Gerade wenn man die anscheinend bewußt gesetzten Handlungen vom geläufigen Leben abzieht, bleibt jener ungeheuer große Rest, den

---

<sup>18)</sup> Vgl. Hanns K o r e n, Volkskunde in der Gegenwart. Graz 1952, S. 38 ff.

wir hier meinen, und der von unserer Grunddefinition bereits genügend umschrieben wird. Was aber das primär Kulturelle an dieser Verhaltensweise anbelangt, so handelt es sich hier um den wesentlichen Ansatzpunkt für alle reelle Forschung, die quellenmäßige Zusammenhänge aufsuchen und nicht luftige Kombinationen konstruieren will. Da drängen sich alte Irrwege wie Bastians Elementargedanken auf, und ähnliche Fehlkonstruktionen, die zumindest in der europäischen Volkskunde längst keinen Platz mehr haben. Unsere Volkskunde behandelt Erscheinungen aus örtlich und zeitlich bestimmbareren Überlieferungsräumen, und sie mißt den Anteil der Teilhabe des Einzelnen mit Leib und Seele zunächst immer an seiner Bestimmtheit durch die gesamte Kultur, der er angehört.

## II.

Das heißt mit anderen Worten, daß unsere Art der Forschung nicht mit fremden Mitteln, nicht mit den Methoden der Nachbarwissenschaften durchgeführt werden kann. Wir haben uns dementsprechend mit der Entwicklung der eigenen Forschungsmittel zu befassen, mit der Geschichte der Volkskunde. Überblicken wir sie im großen Ganzen, so stellt sich eine sehr bezeichnende Erscheinung in den Vordergrund. Die Volkskunde ist in den letzten fünf Jahrhunderten im wesentlichen in den Perioden des Ungenehmens an der Geschichte als Geschichtsschreibung der Macht entstanden. Jener politischen Macht, die Jakob Burckhardt als „au sich böse“ festgestellt hat<sup>19)</sup>. So hat der Humanismus die Volkskunde eigentlich geboren, so hat sie der Pietismus still gehegt, so hat sie die Empfindsamkeit, wenn ich Rousseau und die Seinen damit zusammenfassen darf, diese innere Gegenauflklärung als neue Wahrheit gefunden. So hat sie dann die Romantik zur Wissenschaft emporgeführt, und Fin-de-siècle und Resistance haben sie auch in diesem Sinn wiederaufgenommen. Perioden inneren und äußeren Leides haben das Verständnis für das eigentliche Wesen der Volkskultur geschaffen und immer wieder erneuert. Die gegenteiligen Strömungen haben, wie es zu gehen pflegt, in ihrer Art manches dazu beigetragen, gerade aus dem Gegensatz heraus. Aber diesen meist gleichzeitig auch möglichen Lösungen im rationalistischen Sinn ist meist ausgewichen worden. Der Anteil der Aufklärung ist die längste Zeit unbeachtet geblieben. Die Nähe der Soziologie wurde oft gar nicht gespürt, die Wichtigkeit

---

<sup>19)</sup> Jacob Burckhardt, Weltgeschichtliche Betrachtungen. Mit einem Nachwort von Rudolf Marx (= Kröners Taschenausgabe Bd. 55). Stuttgart 1938, S. 97.

der Psychologie vernachlässigt, in ihrer Sonderform der Psychoanalyse womöglich empört abgelehnt. Selbst eine weitgehende Ablehnung der Ethnologie durch die Volkskunde gehört offensichtlich hierher<sup>20)</sup>. Die Gründe für dieses Verhalten sind nicht leicht zu umschreiben. Aber die Hauptursache mag wohl ein fast instinktives Bewußtsein sein, mit der eigenen Forschung an Stoffen zu sein, die tiefere Einblicke gestatten, als die rationalistischen Nachbardisziplinen verstehen können. Dann war und ist es die Fülle des Stoffes, die vor Verallgemeinerungen warnt, die ja beispielsweise der Soziologie und der Psychologie häufig genug nicht erspart bleiben.

So ging es also im letzten Jahrhundert vor allem um den Gewinn eigener Mittel der Forschung. Mittel, die aber doch aus Mutterdisziplinen gewonnen werden mußten. Als solche haben wir in und seit der Romantik vor allem die Philologie, und, mit einigem Abstand, die Archäologie aufzufassen. Besonders die klassische Philologie und Archäologie, und die germanische Philologie und Altertumskunde sind seit den Brüdern Grimm Mutterdisziplinen der Volkskunde geworden. So sehr, daß man von philologischer Seite die längste Zeit die Selbständigkeit der Volkskunde nicht wahrhaben wollte, und noch ein Albrecht Dieterich vor den künftigen „Nur-Volkskundlern“ warnen zu müssen glaubte<sup>21)</sup>. Aber die Selbständigkeit kam allmählich eben doch, und man konnte sich um das Ergebnis, um das wirksame Erbe der Mutterdisziplinen umsehen. Ganz allgemein ausgedrückt könnte man es als „Vergleichende Mythologie“ bezeichnen. Der ungeheure Sammelstoff hat nur so bewältigt werden können, daß man von den bekannten Kategorien ausging. Und dabei war das nicht-literarische Material, die ganze mündliche Überlieferung, schicksalhaft von der literarischsten aller Wissenschaften entdeckt worden. Man hatte einst die ungeschriebenen Traditionen zu sammeln begonnen, um die geschriebenen zu verstehen. Man könnte, um wieder ein Grillparzer-Wort zu gebrauchen, sagen, der Grundsatz dieser philologischen Ära sei sein tiefsinniges Bonmot im „Armen Spielmann“ gewesen: „Man kann die Berühmten nicht verstehen, wenn man die Obskuren nicht durchgeföhlt hat.“<sup>22)</sup> Das Ergebnis war jedenfalls, daß man nun dieses

---

<sup>20)</sup> Vgl. besonders Heinrich Harnjan z, Volk, Mensch und Ding. Erkenntniskritische Untersuchungen zur volkskundlichen Begriffsbildung (= Schriften der Albertus-Universität, Geisteswissenschaftliche Reihe, Bd. 1). Königsberg i. Pr. 1935.

<sup>21)</sup> Adolf Bach, Deutsche Volkskunde. Ihre Wege, Ergebnisse und Aufgaben. Eine Einführung. Leipzig 1937, S. 37.

<sup>22)</sup> Grillparzers Werke, wie Anmerkung 2, Bd. VII, S. 39.

Überlieferungsgut der „Obskuren“ in gewaltigem Umfang besaß.

Der zweite Gewinn der Volkskunde von der Mutterdisziplin Philologie her war die Erwerbung von Methoden, diese Massen mündlicher Überlieferung zu ordnen. Was früher Aufzeichnung neben Aufzeichnung war, ohne innere Gliederung, das wurde nunmehr als ein Gefüge von Leitformen und Varianten erkennbar. Organische Gruppierungen traten hervor, als wichtige Grundlagen späterer örtlicher und zeitlicher Zuweisung. Die ganze Volksliedforschung, bisher kaum mehr als ein romantisches Gefühlsspiel, konnte jetzt zu einer systematischen Wissenschaft werden. Die Erzählforschung gewann zu den Einzelsammlern die organisierten Archive dazu.

Das war hauptsächlich binneneuropäische Entfaltung, diese Betreuung der unsicher tastenden neuen Volkskunde von der Philologie her. Zu ihr trat nun die englische, bald anglo-amerikanische Mutterdisziplin in Gestalt der Ethnologie. Sie stammte, wie schon zu sagen war, in beträchtlichem Ausmaß aus der naturwissenschaftlichen Geistigkeit des 19. Jahrhunderts und wuchs mit Anthropologie und Prähistorie eng verschwistert heran. Aber sie brachte Weltweite in die engere europäische Anschauung. Hatte die Philologie vor allem in die zeitliche Tiefe zu fassen gelehrt, so lehrte die Ethnologie den weltweiten Angriff. Hatte die Philologie das methodische Mittel der Suche nach der Identität auf der Basis der zeitlichen Abfolge gelehrt, so brachte die Ethnologie das nicht minder wichtige Mittel des Vergleiches identisch scheinender Phänomene im weiten Umkreis<sup>23)</sup>. Neben die „Vergleichende Mythologie“ trat von der Seite der englischen Ethnologie die „Vergleichende Religionswissenschaft“. Das reiche außer-europäische Material beschränkte sich zudem nicht auf die mündliche Überlieferung, sondern brachte die Beobachtung der Handlung, des Brauchvollzuges, des Ritus. Beschreibung und Bildzeugnisse gewannen rasch an Wert. Im Gegensatz zur Philologie drängte also allmählich das nichtsprachliche Element quellenmäßig und beweiskräftig in den Vordergrund. Von hier ist die fruchtbare Ausbreitung des Ritualismus zu verstehen, der dem naturwissenschaftlichen Zeitalter gemäßer wurde als die romantische Mythologie.

In dieser Periode stand die Volkskunde also zwischen zwei Mutterwissenschaften, zwischen Philologie und Ethnologie. Sie brachten die junge Forschung zu einer ersten Blüte. Am Ende der Periode war sie unmerklich ihren „Müttern“ entwachsen.

---

<sup>23)</sup> Vgl. Arthur H a b e r l a n d t, Die volkstümliche Kultur Europas in ihrer geschichtlichen Entwicklung (= Georg Buschan, Illustrierte Völkerkunde, Bd. II, Teil 2). Stuttgart 1926.

### III.

Es gibt neben einer Tiefenentwicklung immer auch eine Entwicklung in die Breite. Verschiedene Veranlagungen und Möglichkeiten gestatten verschiedene Ausgriffe. Es ist die Periode der Entfaltung einer Disziplin unter gleichaltrigen anderen, gewissermaßen zwischen Schwesterwissenschaften.

Unbemerkt war die Volkskunde von jener Periode „zwischen Philologie und Ethnologie“ in ihr neues Stadium getreten, das durch die verschiedenen Organisationsformen charakterisiert wurde. Von größter Wichtigkeit wurde die Entwicklung eigener Museen für Volkskunde. Da wirkte die Ethnologie noch nach, aber auch manch anderer Anstoß. Allenthalben griff der Sammeleifer neben der mündlichen Überlieferung auf die dingliche über. Die alte Freude an „Land und Leuten“, wie Wilhelm Heinrich Riehl das bezeichnet hatte<sup>24)</sup>, verquickte sich mit der neuen Kunstgesinnung um die Jahrhundertwende. Man muß sich nur bezeichnender Persönlichkeiten dieser Periode erinnern wie Arthur Hazelius in Schweden und Michael Haberlandt in Österreich, um den Geist dieser ersten Volkskundemuseen ganz verstehen zu können. Binnen kurzem stand ein neues Bild des „Volkes“ da. Der Weg bis dahin war jedenfalls wesentlich länger gewesen als der nun folgende auf der gleichen Ebene, der die Schaffung einer eigenen Volkskunsthochschule mit sich brachte, der die charakteristische kleinräumige Auswertung dieser neuen Sammelrichtung intensiviert, zunächst mit den vielen kleinen Heimatmuseen, dann mit der Veröffentlichung ihrer Inventare, etwa in der Form der Redtslob-Serie „Deutsche Volkskunst“. Kritische Betrachtungsweisen wie die Hans Naumanns konnten gerade unter diesen Eindrücken erwachsen, aber auch liebevolle Rechtfertigungen wie die durch Adolf Spamer. Der starke Eindruck dieser „peasant art“-Bewegung spiegelte sich noch nach Jahrzehnten in der Gründung der Commission Internationale des arts et traditions populaires<sup>25)</sup>. Die Annäherung der Erforschung geistiger Volksüberlieferungen und der Sachvolkskunde rückt in diesem Zeitraum entschieden näher, wenn auch die Dinge noch weitgehend unverbunden nebeneinander stehen. Wenn ich auf das Beispiel des von Grillparzer geschilderten Wallfahrtsbrauches zurückgreifen darf, so stand es nunmehr etwa so: Zunächst hatte man eventuell den

---

<sup>24)</sup> W. H. Riehl. Land und Leute. Stuttgart 1861. Vgl. jetzt dazu Viktor von Geramb, Wilhelm Riehl, Leben und Werk. Salzburg 1954.

<sup>25)</sup> Vgl. Will-Erich Peuckert und Otto Lauffer, Volkskunde. Quellen und Forschungen seit 1930 (= Wissenschaftliche Forschungsberichte, Geisteswissenschaftliche Reihe, Bd. 14). Bern 1951.

bezeichnenden Zug des Glaubens an Vorzeichen, das Quellorakel gesammelt. Dann hatte man den Brauch, dieses Kreuzstecken und Kreuzschwemmen aufgezeichnet. Und nun sammelte man dazu auch das Sachzeugnis, also das eine oder andere jener dünnen Holzkreuzchen, die man da oder dort orakelheischend ins Wasser geworfen hatte.

Da war also eine gewaltige Freude an dem neuen, greifbaren Stoff erwachsen. Es fragte sich nur, wie man ihn bewältigen sollte. Bewältigen, verständlich machen über die Vitrine des Museums hinaus. Als Beweismittel für den an sich ungreifbaren Volksglauben, für dieses ganze Volksleben, dessen Bedeutung man darzutun suchte, ohne daß man noch alle Mittel dazu in der Hand spürte. Die Mittel zu einer solchen Bewältigung schufen sich inzwischen die Schwesterwissenschaften, die zur gleichen Zeit etwa herangereift waren. Es war dies die Psychologie auf der einen Seite, die Soziologie, die Gesellschaftswissenschaft, auf der anderen. Die Nebenformen der Ethnologie, vor allem die Völkerpsychologie, bemühten sich um die gleichen Stoffgebiete, die der Volkskunde seit eh und je zugehörten. Mit raschen Schritten erschlossen die einzelnen psychologischen Richtungen ganze Gruppen von Grundlagen jener Erscheinungen, die man eben erst mühsam gesammelt und geordnet hatte. Das Verhältnis der einzelnen Volksschichten zueinander, die Abfolge ihrer geistigen Besitzverhältnisse gewissermaßen wurde zu einer Kernfrage der Soziologie. Von Heinrich Schurz bis Hans Naumann stehen die seelischen und die gesellschaftlichen Schichten des Volkes nununterbrochen im Mittelpunkt der Diskussion<sup>26)</sup>. Die Volkskunde jener Jahrzehnte steht, wenn auch als Schwesterwissenschaft, zwischen Psychologie und Soziologie.

#### IV.

Inmitten dieses an der Oberfläche recht wirbelhaften Treibens reift indes die Volkskunde selbst, in ihren Kernbeständen, erneut weiter heran. Neuer Aufschwung geht ganz organisch von neuen, nüchternen Fragestellungen aus. Es sind die klar gestellten Fragen nach der Herkunft und nach der Verbreitung, die nunmehr wieder an die Überlieferungen selbst gerichtet werden. Und mit der Herkunftsfrage wendet man sich indirekt an die Geschichte, mit der Verbreitungsfrage an die Geographie. War knapp vorher die Einklemmung zwischen den Schwesterdisziplinen drückend geworden, so konnte man nun den Eindruck

---

<sup>26)</sup> Hans Naumann, Grundzüge der deutschen Volkskunde. 2. Aufl. Leipzig 1929.

gewinnen, daß es möglich sein würde, sich im weiteren auf große alte Disziplinen als Hilfswissenschaften zu stützen. Es wurden neue Möglichkeiten methodischer Art sichtbar. Quellenmäßig konnte man für die Herkunftsfrage an die Technik der Archive, an die Ausbreitung der Zeugnisse anschließen, und tabellarische Auswertungen bereitstellen. Für die Verbreitungsfrage kamen als neue Quellen die Befragungen in Betracht, für die in verschiedenen aufklärerischen Perioden schon Vorbilder geschaffen worden waren, und die Wilhelm Mannhardt persönlich wieder erweckt hatte<sup>27)</sup>. Wenn man sie systematisch anwandte, konnte man bald zum Abstecken von Geltungsbereichen der Überlieferungen gelangen, wie man sie bisher nicht gekannt hatte. Es kam die Übertragung des großen Hilfsmittels der kartographischen Auswertung der Sammlungen aller Art.

Herkunfts- und Verbreitungsforschung gestatteten jedoch auch verschiedene Möglichkeiten der Vertiefung. Von der geschichtlichen Seite her konnte man um die Begründung des örtlichen Vorkommens fragen. Die Besiedlungsverhältnisse drängten sich zunächst bedeutend auf, dann die Besitz- und Herrschaftsverhältnisse. Die Territorialgeschichte begann ihr Wort mitzusprechen, und in Verbindung damit häufig auch die Kirchengeschichte<sup>28)</sup>. Die wirtschaftsgeschichtlichen Grundlagen konnten auf die Dauer nicht übersehen werden. Andererseits konnte man auch die Begründung der räumlichen Ausbreitung nunmehr anders als vorher erfassen. Es ergab sich das Bild von Räumen, von Landschaften. Hinter den Siedlungsräumen traten Kulturlandschaften hervor, Hauslandschaften, Volksliedlandschaften. Die Kulturgeographie zwang zu neuem Lernen.

Neue Gebiete drängten zur Intensivierung gerade dieser Blickrichtung. Von der Bauernhausforschung ging die Geräteforschung aus. Inventare und Protokolle ergaben historische Zeugnisse für die Gerätegeschichte, Fragebogen lieferten Belege für die Geräteverbreitung. Die Wirtschaftsgeschichte betonte die Geltung der auf diese Weise festgestellten Geräte und ihrer Wirksamkeit für die Feststellung des wechselnden Ertrages. Die Kulturgeographie ordnete diese Ergebnisse in engeren und weiteren Räumen zu oft schon sehr großen Bildern. Gerade auf

---

<sup>27)</sup> Richard Beitzl, Wilhelm Mannhardt und der Atlas der deutschen Volkskunde (Zeitschrift für Volkskunde, N. F. Bd. 4, Berlin 1933).

<sup>28)</sup> Alphons Dopsch, Wirtschaftliche und soziale Grundlagen der europäischen Kulturentwicklung in der Zeit von Caesar bis auf Karl d. Gr. 2 Bde., 2. Aufl., Wien 1923 f.;

Hermann Aubin, Theodor Frings, Josef Müller, Kulturströmungen und Kulturprovinzen in den Rheinlanden, Bonn 1926.

diesen Gebieten ist das alles auch noch in Fluß. Hier können wir am ehesten konstatieren, daß sich unsere Volkskunde zur Zeit zwischen Wirtschaftsgeschichte und Kulturgeographie befindet<sup>29)</sup>.

Betrachtet man diese beiden Teildisziplinen der Geschichte wie der Geographie von unserem Standpunkt aus näher, so wird man anerkennen müssen, daß es sich in vieler Hinsicht schon um Tochterwissenschaften handelt. Wir werden von ihnen nicht gedrückt und nicht beengt, sondern können uns auf sie stützen, ohne an Eigenbedeutung zu verlieren. Es ist da also mancher Gewinn zu verzeichnen. Zu diesen Vorteilen zählen wir, daß manches bisher Schwankende gefestigt erscheint; daß unsere Bilder vielfach deutlicher geworden sind. Das Fruchtbarmachen von Teilfächern wie etwa der Territorialgeschichte bringt uns an bestimmte Teilziele näher heran. Das kartographische Aufarbeiten gerade durch diese Disziplinen schafft Unterlagen unserer volkskundlichen Atlanten. Und selbst die Museen können diese Hilfsmittel benützen, indem sie aus den erarbeiteten Forschungskarten Schaukarten herstellen, die den schaubaren Einzelbeleg in den größeren Zusammenhang rücken. Wir hätten nun nicht mehr nur das dürre Zweigkreuzlein, das einstmals für die Vitrine „Wallfahrtsbrauch des Kreuzschwemmens“ gesammelt wurde, sondern daneben auch die Karte mit der Verbreitung des Brauches und seiner Nebenformen.

## V.

Gerade bei Einbeziehung dieser Möglichkeiten in der Gegenwart wird man die Situation der Volkskunde zwischen Wirtschaftsgeschichte und Kulturgeographie nicht falsch beurteilen. Gewiß, man wird sich fragen können, ob dies nun alles ist, ob all das damit auch bewältigt wird, was nach einer immer wiederkehrenden Frage gerade der deutschen Volkskunde als „das eigentlich Volkskundliche“ angesprochen wird<sup>30)</sup>. Es handelt sich dabei um die Beziehung des Menschen zum Ding, um die Stellung des Dinges, das heißt also jeder Überlieferung zum Menschen als Überlieferungsträger. Es handelt sich um die Frage nach dem, was sich gewissermaßen diesem handfesten Zugriff der Herkunfts-

---

<sup>29)</sup> Fritz Krüger, *Geographie des traditions populaires en France*. Mendoza 1950 (Textband und Abbildungsmappe):

Die wichtigste Literatur zusammengestellt:

Leopold Schmidt, *Katalog der Ausstellung Bauernwerk der Alten Welt, Europa — Asien — Afrika*. (= Veröffentlichungen zum Archiv für Völkerkunde, Bd. 2.) Wien 1954.

<sup>30)</sup> Mathilde Hain, *Sitte und Brauch in volkskundlicher Forschung* (= Deutsche Vierteljahrsschrift für Literaturwissenschaft und Geistesgeschichte, Bd. 20, Halle/Saale 1942, Referatenheft).

und Verbreitungsforschung entzieht. Was einerseits die Historiker nicht fassen können, weil es nicht „in actis“ aufscheint, und daher nicht „in mundo“ sein dürfte. Was andererseits die Kulturgeographen weder auf ihre Fragebogen noch auf ihre Karten bekommen, oder doch nur in großer Lückenhaftigkeit. Es ist das Komplexe an unseren Phänomenen, das diese Sorge einer besse-  
lten Forschung wach erhält.

Auch wenn wir die aktenmäßige Geschichte der kleinen Wallfahrt Maria Stip besitzen würden, hätten wir kaum ihren inneren Werdegang. Aber wenn wir die Beziehung der Gnadenstätte zu der Herrschaft Kosteletz aufdecken, sind wir ihr doch wieder ein Stück näher. Wenn wir wissen, welche Untertanen hierher wallfahrteten, und wohin sich die Bauern der nächsten Herrschaft wandten, ist auch wieder ein Stück Arbeit geleistet. Gewiß, die Karte der Verbreitung der Kreuzopfer in den Wallfahrtsbrunnen ist und bleibt lückenhaft. Aber ihre Punkte weisen doch auf einige bestimmte Gebiete hin, und es liegt an uns, sie in ihrer Eigenart auszudeuten. Die Kulturgeographie dieser Landschaft in Böhmen, Mähren, Steiermark und Kärnten weist uns darauf hin, daß wir es mit deutsch-slawischen Berührungszonen zu tun haben. Das besagt bis zu einem gewissen Grad weiter, daß es sich um Rückzugsgebiete aus einem älteren, vielleicht mittelalterlich breiteren Haupterstreckungsgebiet handeln kann. Der Hinweis auf das Kreuzstecken bei den mittelalterlichen Sühnekreuzen wird hier wieder wertvoll. Die Betonung der antiken Wasserorakel weist eine andere Seite des Brauches jener Gruppe von Erscheinungen zu, die antikes Gut in mittelalterlichem Gewande auftreten lassen. Es zeigen sich also die Fragen wie die Ergebnisse der Herkunftsforschung einerseits, der Verbreitungsforschung andererseits stark verschränkt. Bei so starken inneren Überkreuzungen dürfen wir keine einfachen Antworten auf psychologische und soziologische Fragen erwarten. Die „Beziehung zum Menschen“ läßt sich bei Berücksichtigung dieses engen Geflechtes der geschichtlichen und geographischen Möglichkeiten nicht mehr mit einfachen Schlagworten dartun. Wir bleiben uns also bescheidenerweise bewußt, daß unsere exakten Ergebnisse, die wir monographisch und museal darstellen können, wohl nicht das ganze Phänomen erfassen. Sie geben den besten Näherungswert, der heute erreichbar erscheint. Es bleibt uns selbst durchaus klar, daß diese ganze unendlich komplexe Erscheinung des Glaubens an den Zusammenhang von Zeichen und Schicksal, wie er an solchen Stätten durch derartige Brauchhandlungen vermeintlich abgelesen werden kann, daß dieses tief menschliche Phänomen sich dem letzten Zugriff entzieht. Aber unser Aufschluß

ergibt doch bereits bedeutend mehr, als die vorhergehenden Perioden geben konnten.

Zur Erkenntnis solcher Erscheinungen hatten vor hundert Jahren Philologie und Ethnologie die Hand geboten. Vor fünfzig Jahren etwa unterstützten uns Psychologie und Soziologie im Wettstreit um die bessere Erkenntnismöglichkeit. Heute stützen wir uns auf Geschichte und Geographie, im besonderen und mit viel Gewinn auf Wirtschaftsgeschichte und Kulturgeographie. Die Volkskunde hat die mütterlichen und die schwesterlichen Hilfen dankbar angenommen, und bedient sich der töchterlichen von heute ebenfalls, wenn auch schon mit dem Stolz des Gebenden: denn unleugbar haben ja diese Disziplinen vielfach auch von uns gelernt. Und jedenfalls ist sie weder damals noch heute in ihren Nachbarwissenschaften aufgegangen, noch konnte sie von diesen jemals ersetzt werden. Ihre eigenen Probleme lassen sich eben nicht von außen her lösen, sie zeigen ihren wahren Charakter nur bei der ihnen eigenen Art der Erfassung. Gegenstand und Forschung bedingen einander gegenseitig: Einen Grundstoff unseres Lebens, das Volksleben, erforscht eine Grunddisziplin unserer Wissenschaft, die Volkskunde.

# Die Stammsage des altmakedonischen Königshauses

Von Karl Spieß

Herodotos \*) teilt im 8. Buche, c. 157, nachdem er von Alexandros I. als Abgesandten des Mardonios nach Athen gesprochen, die Stammsage des altmakedonischen Königshauses mit. Sie lautet: Des Alexandros siebenter Ahnherr ist Perdikkas, der das Königreich der Makedonen auf diese Art erwarb. Aus Argos flohen zu den Illyrern von den Nachkommen des Temenos drei Brüder, Gauanes, Airopos und Perdikkas. Von den Illyrern gingen sie hinüber in das obere Makedonien und gelangten zur Stadt Lebaia. Dort dienten sie bei dem Könige um Lohn. Der Älteste hütete die Rosse, der Zweite die Rinder, der Jüngste von ihnen, Perdikkas, das Kleinvieh. In alten Zeiten waren auch die Herrscher auf Erden arm an Geld und nicht bloß das Volk. So kochte den Brüdern die Frau Königin selbst die Speisen. So oft nun das Brot des Knechtleins, des Perdikkas, gebacken wurde, ging es doppelt so groß auf. Weil dies immer geschah, sagte die Königin es ihrem Manne. Als der davon hörte, erkannte er sogleich, daß dies ein Wunderzeichen wäre und auf etwas Großes deute. Er rief die drei Knechte herbei und gebot ihnen, sein Land zu verlassen. Die aber sagten, sie müßten erst ihren Lohn haben, dann wollten sie gehen. Gerade schien die Sonne durch das Rauchloch in den Raum, wie der König von Lohn hörte. Da sagte er in seiner Verblendung: „Das hier ist ein für euch angemessener Lohn!“ und zeigte dabei auf den Sonnenschein. Gauanes und Airopos, die beiden älteren Brüder, standen betroffen da, als sie das hörten. Der Knabe aber, der gerade ein Messer bei sich hatte, sagte: „König, wir nehmen deine Gabe an!“ und umschrieb mit dem Messer den Sonnenschein auf dem Boden des Raumes. Nachdem er das getan, schöpfte er dreimal von dem Sonnenschein in den Bausch seines Gewandes. Dann

---

\*) Die vorliegende Arbeit wurde im Spätherbste des Jahres 1953 niedergeschrieben. Nun erschien knapp vor deren Drucklegung der Beitrag von Wilhelm Brandenstein, Die Reichsgründersage des makedonischen Herrscherhauses, in der Festschrift für Julius Franz Schütz, Graz 1954, S. 54 ff. Ob die vorliegende Sage ein Drei-Brüder-Märchen ist, ob es ein Drei-Brüder-Märchen gibt, in dem die drei Brüder in Vögel verwandelt werden, und ob die hiefür aufgestellten Namensherleitungen für die in Betracht kommende Zeit und das Land möglich sind, dazu mögen andere Stellung nehmen.

ging er und seine Brüder mit ihm. Als sie fort waren, erklärte einer der Berater dem Könige, was der Knabe eigentlich gemacht habe und wie er, der jüngste von ihnen, mit Bedacht die Gabe an sich genommen habe. Als der König dies gehört, wird er zornig und schickt Reiter aus, die drei zu verderben. Es ist aber in dieser Gegend ein Fluß und diesem spenden die Nachkommen dieser Männer aus Argos als dem Erretter. Dieser Fluß schwoll, als die Temenos-Söhne schon drüben waren, so gewaltig an, daß die Reiter nicht hindurch konnten. Jene aber kamen in eine andere Gegend von Makedonien und wohnten nicht weit von den Gärten, die „Gärten des Midas“, des Sohnes des Gordios, genannt werden, in denen die Rosen von selbst wachsen, eine jede mit 60 Blättern, die an Duft alle anderen übertreffen. In diesen Gärten wurde auch, wie die Makedonen erzählen, der Seilenon gefangen. Über diesen Gärten aber erhebt sich ein Berg, Bermion geheiß, der unersteiglich wegen der Kälte ist. Nachdem sie diese Gegend in Besitz genommen, unterwarfen sie von hier aus auch das übrige Makedonien.

### Die Hauptzüge der Sage

Drei Brüder kommen auf der Flucht zu einem König und dienen bei ihm um Lohn. Der älteste hütet die Rosse, der nächste die Rinder und der jüngste das Kleinvieh. Der König ist ein Großbauer und seine Frau waltet beim Herde.

Beim Brotbacken geht das Brot des Jüngsten stets doppelt so groß auf. Den Zug vom wunderbar wachsenden Brot finden wir in der Legende von der geizigen Bäuerin (*Anti Aarne*, Verzeichnis der Märchentypen, Nr. 751). In einer rumänischen Spielform (M. Obert, Rumänische Märchen, S. 426, Nr. 22) sind Christus und Petrus bei einer geizigen Frau eingekehrt, die Brot bäckt, den hungrigen Wanderern aber kein Stück Brot reicht. Christus nimmt ein Stück Brotteig in der Größe einer Erbse und schiebt dieses in den Backofen. Daraus wird ein übergroßer Brotlaib, aber die Frau gibt in ihrer Verblendung auch davon nichts her. Zur Strafe wird sie in eine Schildkröte verwandelt, die ewig die Brotteig-Mulde auf dem Rücken tragen muß<sup>1)</sup>.

---

<sup>1)</sup> Den Zug vom wunderbar wachsenden Teige finden wir auch im Norden. In ähnlicher Weise erzählt eine norwegische Sage (*Asbjörn sen-Moe*, *Norske folkeventyr* nr. 2; *Grimm*, *Deutsche Mythologie*, S. 561), wie ein wenig Teig so hoch wächst, daß er die ganze Pfanne füllt. Die geizige Bäuerin mit einer roten Haube, namens Gertrud, wiederholt das dreimal mit immer weniger Teig. Da sie das Gebäck für ein Almosen für zu groß hält, verwandelt sie der Herrgott in den Gertrudsvogel, den Schwarzspecht mit rotem Scheitel. Weitere Spielformen aus Finnland, Dänemark, Mähren und Ungarn bei O. Dähnhardt, *Natur-sagen*, Bd. II, S. 125—128.

Da bei jedem Brotbacken das Brot des Jüngsten doppelt so groß aufläuft, macht die Frau ihrem Manne davon Mitteilung, den diese Wunderzeichen bedenklich machen und Unheil für seine Person befürchten lassen. Bei der nun folgenden Auflösung des Dienstverhältnisses sollen die Brüder um ihren Lohn gebracht werden. In der hellenischen Heldensage sind es Apollon, Poseidon und Aiakos, denen Laomedon den Lohn für den Bau der Befestigungsmauern von Ilion (Troja) vorenthält. In den Volksmärchen ist es ein öfters wiederkehrender Zug, daß der Held und seine Helfer um den Lohn ihrer Arbeit gebracht werden sollen (so Grimm, KHM Nr. 71, Sechse kommen durch die ganze Welt). In der vorliegenden Sage will der verblendete König die Lohnforderung mit einer Verhöhnung beantworten. Damit kommen wir zum Angelpunkte der ganzen Sage, der bisher nicht erkannt wurde.

Mit wenig Strichen wird das Bild gezeichnet. Durch das Rauchloch des Bauernhauses fällt das Sonnenlicht herab und bildet auf dem Boden goldene Kringel. Der König weist auf sie und sagt: Da gebe ich euch passenden Lohn<sup>2)</sup>. Verblüfft stehen die zwei älteren Brüder, aber der jüngste nimmt sogleich sein Messer, umzieht damit das Sonnengold und schöpft dreimal davon in seinen Gewandbausch. Danach verlassen die drei Brüder den Hof.

Die Umschreibung des Sonnengoldes mit dem Messer bedeutet hier dessen Besitznahme. Man nimmt ein Landstück nach altem Brauche u. a. dadurch in Besitz<sup>3)</sup>, daß man es umschreitet, umreitet, umpflügt oder mit dem Riemen einer zerschnittenen Haut (Hirschhaut in der Melusinensage, Stierhaut bei Dido, Vergil, Aeneis, 1, 371) umschließt. Über die Bedeutung der Handlung mit dem Sonnengolde werden wir später ausführlich zu sprechen haben. Der König muß erst durch seine Berater über das Törichte seines Verhaltens aufgeklärt werden. Nun schickt er Reiter aus, die drei Flüchtlinge zu töten.

Es folgt das Motiv der Flucht im Märchen, gewöhnlich als „magische Flucht“ bezeichnet. Die drei Brüder setzen mühelos über den Fluß. Als die Verfolger aber nahen, ist dieser so angeschwollen, daß sie nicht hinüber können. Dieser Fluß ist die Grenze zwischen Binnen- und Außenwelt und nur die vom Schicksale Bestimmten vermögen das Hindernis zu überwinden.

---

<sup>2)</sup> Diesem Scheinlohne können Scheinbußen gegenübergestellt werden: z. B.: wird der Übeltäter zum Richtplatze gebracht, so soll ihm die Erde seines Schattens weggestochen werden, Grimm, Deutsche Rechtsaltertümer. Bd. II, S. 252.

<sup>3)</sup> Grimm, Deutsche Rechtsaltertümer. Bd. I, S. 119, 122, 329.

Die Außenwelt ist im Märchen meist der umhegte Hain mit der Wunderschönen bei Baum und Quelle. Davon wird bei dieser für einen bestimmten Zweck eingerichteten Sage kein Gebrauch gemacht. Geblieben ist nur eine paradiesische Gartenlandschaft, die „Gärten des Midas“ mit wunderbar duftenden Rosen, die ihre Besondernheit dadurch kundtun, daß jede Blüte 60 Blätter zählt. Der Weltenberg hat sich als ein der Kälte wegen unersteigbarer Berg zugesellt und einen Ortsnamen bekommen. In naiver Weise wird die Handlung, die in eine Sackgasse geraten ist, dadurch weitergeführt, daß kurz gesagt wird, die drei Brüder hätten von hier aus das übrige Makedonien unterworfen.

Diese Stammsage des altmakedonischen Herrscherhauses wurde gelegentlich als Märchen, ja sogar als „eine zuverlässige Probe eines makedonischen Volksmärchens“ bezeichnet<sup>4)</sup>. Legen wir das Märchen als eine gegliederte Zweiwelt-Erzählung fest, so kann die vorliegende Stammsage nur bei flüchtiger Betrachtung als ein Märchen gelten. Es fehlt ihr nämlich die echte Gliederung. Diese äußert sich im dramatischen Aufbau und in dem Hinstreben der Handlung zu bestimmten Zielen, deren Erfüllung in der Außenwelt durchgesetzt wird. Wir konnten feststellen, daß es in der Außenwelt für die drei Brüder überhaupt keine Handlung mehr gibt. Die zwei Brüder sind nur Statisten und die weibliche Gestalt, jene Herrin der Außenwelt, fehlt. Eine männliche Gestalt, Midas, als Besitzer der wunderbaren Gärten, hat hier einmal eine Rolle gespielt, aber von ihm hat sich nur der Name erhalten. Demnach müssen wir feststellen, daß wir es mit einer Sage mit märchenhaften Zügen zu tun haben.

### Die Stamm- oder Geschlechtersage

Die vorliegende Sage ist eine Stamm- oder Geschlechtersage und wir müssen uns nun umsehen, wie es mit diesen steht. Wir unterscheiden zwei Hauptformen.

Der Kern der einen besteht darin, daß der Ahnherr des Geschlechtes mit einer von drei Frauen, die als Schicksalsgestalten gelten, Beilager hält oder sie zur Gattin gewinnt. Der Hymnos an Aphrodite erzählt, wie Anchises, der Hirte auf den Almgefilden des Ida-Gebirges, sich mit Aphrodite in Liebe vereint und den Aineias zeugt. So wird er zum Ahnherrn eines berühmten Geschlechtes und diese Stammsage reicht über die hellenische Welt hinüber in die römische. Julius Caesar beruft sich mit Stolz auf Venus-Aphrodite als die Ahnfrau seines Geschlechtes.

---

<sup>4)</sup> W. Aly, Volksmärchen, Sage und Novelle bei Herodot und seinen Zeitgenossen. Göttingen 1921, S. 197.

Aphrodite erscheint in dieser Sage durchaus in der hellen, schönen Gestalt. Wir wissen aber, daß sie als eine der Moiren gilt und in mehreren Orten Griechenlands wurde sie als die Schwarze, Melainis, verehrt<sup>5)</sup>.

Peleus gewinnt als Gattin die Thetis, die verwandlungsreiche Meerfrau, und aus dieser Verbindung entspringt der berühmteste aller Helden, Achilles. Olympias, die Mutter Alexandros des Großen, führt mit Stolz ihr Geschlecht auf Achilles zurück. In einer skythischen Stammsage erscheint die Ahnfrau in einer Zwiegestalt, als Mixoparthenos, halben Leibes ein schönes Weib, halben Leibes eine Schlange, und der skythische Held wird mit hellenischem Namen Herakles genannt. In der altfränkischen Melusinen-Sage, von der wir noch zwei ältere Spielformen als Stammsage kennen, ist die zwiespältige Melusine die Ahnfrau des Geschlechtes von Lusignac, deutlich eine von drei Schwestern<sup>6)</sup>. Die Fischjungfrau oder die Schlangenfrau, die Melusinen-gestalt, war als Ahnfrau eines Geschlechtes auch auf deutschem Boden sehr beliebt. So erscheint in der Chronik der Herren von Zimmern eine Melusinen-gestalt als Ahnfrau<sup>7)</sup>.

In der Geschlechtersage der zweiten Hauptform erhält die Ahnfrau von einer jenseitigen Gestalt eine Gabe, meist Becher oder Ring, welche das Unterpand für das an allen folgenden Gliedern des Geschlechtes haftende Heil ist. Hiefür einige Belege.

Die Ahnfrau des Geschlechtes der Asseburg hat von einer Unterirdischen für Hilfe bei der Geburt drei kristallene Becher und drei goldene Kugeln erhalten. Die drei goldenen Kugeln sind verloren gegangen, von den Bechern sind zwei erhalten, die mit höchster Sorgfalt bewahrt werden, der eine in der Burg zu Falkenstein (Harz), der andere zu Hinneburg in Westfalen.

Das Geschlecht der Puttkammer besaß einst drei Ringe, an denen das Schicksal des Geschlechtes hängt<sup>8)</sup>. Von diesen sind zwei verloren gegangen.

Die Fürstin von Anhalt hatte nach drei Fehlgeburten einem Erben das Leben geschenkt und von der Kröte, der Schicksals-gestalt des Hauses, einen Ring erhalten. Dieser wurde in einer verschlossenen eisernen Kiste sorgsam aufbewahrt<sup>9)</sup>.

---

<sup>5)</sup> Spieß, Mythisches im Homerischen Hymnos an Aphrodite (Bausteine zur Geschichte, Völker- und Mythenkunde, Wien, Bd. 3 [1933], S. 85 ff.).

<sup>6)</sup> Spieß, Marksteine der Volkskunst Bd. 2, S. 149 ff.

<sup>7)</sup> Zimmersche Chronik 1, S. 26 ff.; A. Birlinger, Aus Schwaben Bd. 1, S. 7.

<sup>8)</sup> O. Böckel, Die deutsche Volkssage, Leipzig 1909, S. 66 ff.

<sup>9)</sup> Fr. Sieber, Harzlandsagen, S. 82, Die Kröte.

Das Geschlecht der Alvensleben hat von der Ahnfrau einen goldenen Ring überkommen (Wanderung in den Berg, Geburtshilfe bei der Zwergenfrau durch Handauflegung). Ihr wurde gesagt: „Die von Alvensleben werden blühen, solange sie diesen Ring besitzen. Kommt er ihnen dermaleinst ab, so muß der ganze Stamm erlöschen“<sup>10)</sup>.

Die Ahnfrau des holsteinischen Geschlechtes der von Rantzau<sup>11)</sup> hat für die Geburtshilfe bei der Zwergenkönigin im Berge Gaben erhalten, die nach drei Spielformen der Sage verschieden sind:

a) Ein Stück Gold, daraus sollte sie dreierlei Dinge anfertigen lassen: 50 Rechenpfennige, einen Hering, eine Spille für ihre drei Kinder, zwei Söhne und eine Tochter. Diese Gegenstände müßten gut verwahrt werden, sonst werde das Geschlecht abnehmen.

b) Drei Holzstäbe, die sich über Nacht unter dem Kopfkissen in Gold verwandeln werden. Daraus sollen gemacht werden: ein Hering, Rechenpfennige, eine Spindel. Davon dürfe die Gräfin außer ihrem Gemahl niemandem Mitteilung machen.

c) Die in der Schürze heimgetragenen Späne verwandeln sich über Nacht im Kamin in Gold; daraus sollen angefertigt werden: eine Spindel, ein Becher, ein Schwert.

Die Ahnfrau des Geschlechtes derer von Hahn hatte drei Stücke Goldes, die sie vom Wassermann für Hilfe bei der Entbindung seiner Frau erhalten hatte, unter ihre drei Söhne verteilt. An die drei Stücke Goldes war die Bestimmung geknüpft, daß die Besitzer sie wohl verwahren müßten und nicht veräußern dürften. Nur so wäre Hülle und Fülle im ganzen Haushalte und das Bestehen des Geschlechtes gewährleistet. Zwei Stämme des Geschlechtes haben den Auftrag befolgt, der dritte Stamm, der sich nicht daran hielt, verlöschte<sup>12)</sup>.

Die beiden besprochenen Hauptformen finden sich in einer lothringischen Sage zusammen<sup>13)</sup>.

Der Graf von Orgewiler war vermählt, hatte aber eine geheime Liebschaft mit einer wunderbaren schönen Frau, die wöchentlich alle Montage in ein Sommerhaus des Gartens zu ihm kam. Die Frau des Grafen überraschte die beiden eines Sommermorgens in dem Gartenhause, wie sie sanft beisammen schliefen. Sie nahm ihren Schleier vom Haupte und breitete ihn über die Füße der Schlafenden. Als die schöne Fremde erwachte

---

<sup>10)</sup> Grimm, Deutsche Sagen, Nr. 68.

<sup>11)</sup> Grimm, Deutsche Sagen, Nr. 41.

<sup>12)</sup> Grimm, Deutsche Sagen, Nr. 69.

<sup>13)</sup> Grimm, Deutsche Sagen, Nr. 71.

und den Schleier sah, schrie sie auf und rief dem Grafen zu, daß sie nun für immer von ihm getrennt sei. Für seine drei Töchter ließ sie drei Gaben zurück, ein Streichmaß, einen Ring und einen Becher, mit der Weisung, die möchten sie niemals abhanden kommen lassen.

### Die makedonische Stammsage

Wenden wir uns nach diesen Betrachtungen wieder der makedonischen Stammsage zu, so kommen wir zu dem Schlusse, daß dem Ahnherrn, da eine für ihn bestimmte jenseitige Frauengestalt fehlt, eine für die Zukunft heilbringende Gabe zuteil werden müsse, denn ohne diese fehlte der Stammsage der bedeutsamste Zug. Nun ist unser Auge geschärft und wir erkennen, daß der Jüngste, der durch das wunderbare Aufschwellen des Brotes als der Auserwählte gekennzeichnet ist, den günstigen Augenblick rasch erkennt und durch die Umkreisung des Sonnenglanzes und dessen Aufschöpfen das Heil vom Hause seines Dienstgebers wegnimmt und seinem Stamme zuführt. Die Stammsage gipfelt darin, daß der Ahnherr sich in den Besitz des „Herrscherglanzes“, des Heiles, gesetzt hat, um es auch auf seine Nachkommen zu vererben.

Das Herrscherheil erscheint in dieser Stammsage zunächst als Lichtglanz, als Sonnengold, aber aus weitreichendem Vergleichsstoffe erfahren wir, daß an dessen Stelle auch das Leuchten des Feuers, vom Feuer umlohte Gegenstände aus Gold, schließlich auch besondere Tiere, meist mit goldenem oder besonders glänzendem Felle treten können.

(Fortsetzung folgt.)

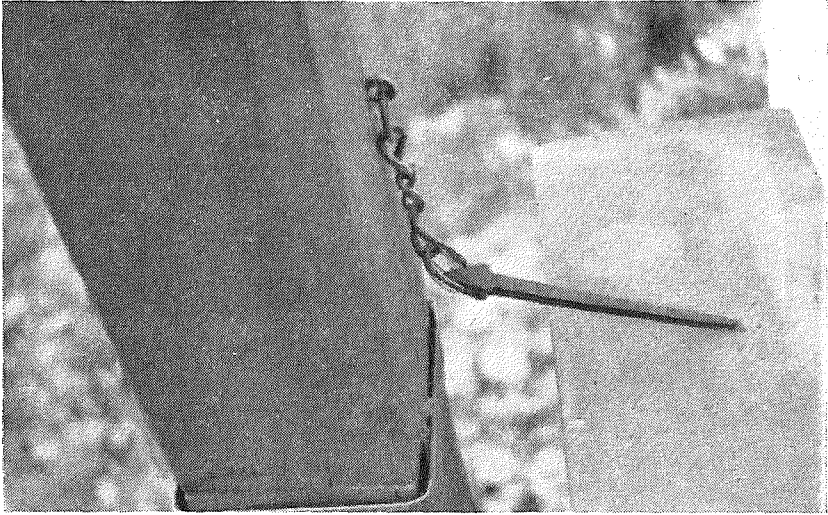


Abb. 1. Kreuznagel aus der nördlichen Oststeiermark.  
Aufnahme Dr. Sepp Walter, Graz, 1954.

## Der Nagel am Kreuz

### Das Kultzeichen einer steirischen Sakrallandschaft

(Mit 8 Abbildungen und einer Verbreitungskarte)

Von Leopold Kretzenbacher

Der Wanderer, der vom mittleren Murtale bei Mixnitz ostwärts über St. Erhard in der Breitenau und den Zintonergraben auf das Straßegg gelangt, sieht von dieser Höhe ein weites, stilles Waldland mit Bergen und tiefen Gräben vor sich liegen. Rastet er am Wege beim Kreuz auf der Höhe, so fällt ihm — freilich nur, wenn er gewohnt ist, auch den unscheinbaren Zeugnissen der Volkskultur seine liebende Aufmerksamkeit zu schenken — auf, daß unter den nageldurchbohrten Füßen des holzgeschnitzten Heilandsbildes an einer kurzen Kette noch ein weiterer eisengeschmiedeter Nagel in der gleichen Form wie jener der drei anderen hängt, die durch Hände und Füße des Gekreuzigten geschlagen sind. Folgt unser Wanderer dem Wege vom Straßegg niederwärts gen Osten auf Gasen und Birkfeld zu, so sieht er immer wieder diesen seltsamen Kettennagel an den Wegkreuzen hängen. Gleich wird es jenem gehen, der vom Mürztale her über die Stanz in diese nordoststeirischen „Vergessenen

Landes“, wie Ferdinand Krauß sie treffend nannte<sup>1)</sup>, kommt. Ebenso dem, der auf der Autostraße durch Peter Roseggers „Waldheimat“ gefahren war und auf der Höhe von Alpl Rast hält oder dem, der zu Fuß aus dem „Österreichischen“, aus Niederösterreichs stillem Südteil, der „Buckligen Welt“ über die Almen des Wechsels herüber steigt. Wandern sie alle nach Süden, so werden sie diese seltsamen Nagelkreuze bis ins mittlere Raab- und fast durchs ganze Feistritztal wiederfinden. Dann aber auf einmal nicht mehr. Nirgends in der ganzen übrigen Steiermark, nirgends im heutigen Österreich oder im weiten Rund der Kronlande im Gefüge der alten Donaumonarchie begegnet dieser seltsame Kettennagel am Christuskreuz.

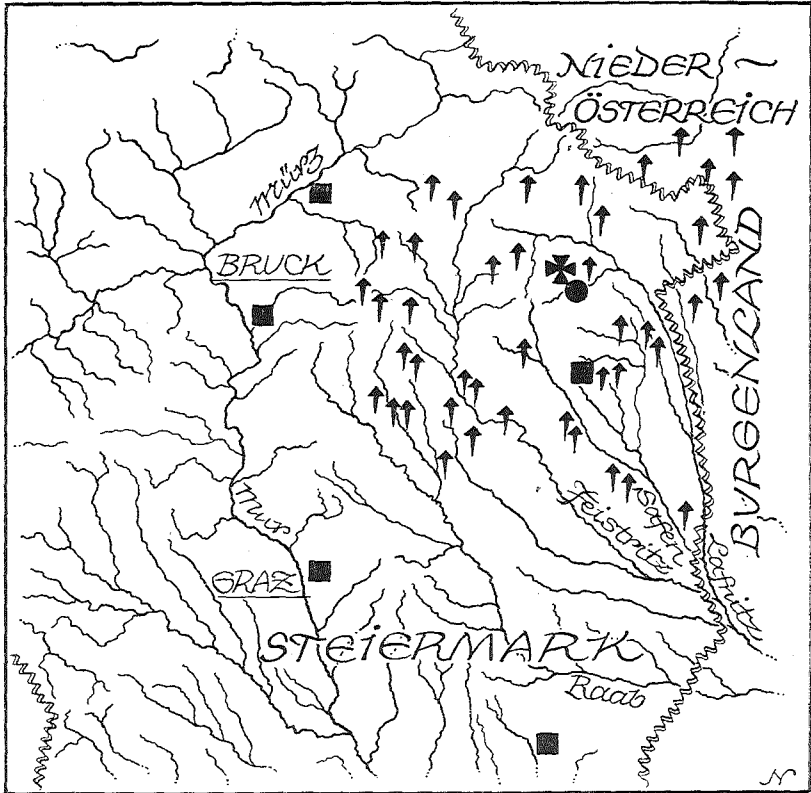
Das wenige, das die Leute und auch hier nur die Älteren über diesen Nagel wissen, ist bald gesagt. „Ablaßnagel“ hieß er oder „Kreuznagel“, manchmal auch „Kußnagel“. Versucht man, die Gebräuchlichkeit dieser Namen landschaftlich auseinander zu halten, so ergibt sich, daß man am weitesten im Nordosten, vorwiegend auf burgenländischem Gebiete (z. B. in den Ortschaften Wiesfleck, Sinnersdorf, Bernstein) vor allem den Namen „Kußnagel“ gebraucht. „Kreuznagel“ hört man mehr im benachbarten steirischen Dreiländereck, um Schäßfern, Heideggendorf, Sparberegg, Schaueregg, Wagendorf, Ober- und Unterlungitz usw. Im Westen und im Süden unserer hier bis genau nach Ilz reichenden kleinen Sakrallandschaft ist der Ausdruck „Ablaßnagel“ geläufiger. Doch hört man auch „Kußnagel“ immer wieder.

Als Erklärung für Vorkommen und Namen dieses Nagels wissen manche Befragte, daß alte Leute, Wallfahrer oder auch sonst fromme Menschen im Vorübergehen diesen Kettennagel betend an den Mund führen, ihn also verehrungsvoll küssen. Vor allem sei dies an Freitagen geschehen, in besonderer Andacht am Karfreitag, wenn die Leute das Heilandsbild mit Blumen schmücken. Welcher Art der „Ablaß“ sei, den man dabei gewinnen könne, welche Bedingungen man außer dem Kuß zu erfüllen habe und was es mit diesem Nagel an der Kette sonst noch für Bewandnis habe, darüber wissen die Kleriker und die Laien in diesen Gegenden anscheinend fast nichts mehr. Nur eine Frau aus Wiesfleck bei Sinnersdorf im Burgenlande, hart an der steirischen Grenze, vermochte im Oktober 1954 zum Namen „Kußnagel“ auch zu berichten, daß man zum Kusse auch folgendes Stoßgebet sprechen müsse: „Gekreuzigter Herr Jesus, erbarme

---

<sup>1)</sup> F. Krauß, Die nordöstliche Steiermark. Eine Wanderung durch vergessene Lande. Graz 1888.

# Verbreitung der Nagelkreuze



- ↑ = Kettennagel am Kreuze ("Kussnagel", "Ablassnagel"),
- = Kreuznagel-Reliquiar (meist nach dem Kreuznagel in der kaiserlichen Schatzkammer zu Wien, geweiht und angerührt, "clavus tactus")
- ⊠ = Kreuzkirche von Vorau, geweiht 1445
- = Kreuzbruderschaft in Vorau, 1702

Karte: Entwurf Prof. Leopold Kretzenbacher, Graz.  
Ausführung Milly Nidenführ, Wien, 1954.

Dich meiner und der Armen Seelen im Fegefeuer!“ Daraufhin bekäme man einen „Ablaß“. Freilich wußte die Frau nichts Näheres über ihn. Es sei schon vor langer Zeit gewesen, daß ein „Missionär“ diese Andacht den Leuten in der Gegend dort erklärt habe<sup>2)</sup>. Vermutlich war dies ein Prediger bei einer der regelmäßig wiederkehrenden „Volksmissionen“, deren Abhaltejahre gewöhnlich aus den Inschriften an den großen „Missionskreuzen“ vor den Kirchen ersichtlich sind.

Daß nämlich dieser bewußte Nagel nur deshalb an der Kette hänge, um ihn leichter zum Munde führen zu können, sich also nicht anstrengen zu müssen, wollte man den Fußnagel des Gekreuzigten küssen, reicht zur Erklärung nicht aus. Schließlich gibt es doch ungezählte Tausende von Wegkreuzen allenthalben in christlichen Ländern, die keinen Kettennagel gesondert neben den drei oder vier anderen tragen.

Besehen wir zunächst die Verbreitung dieses „Ablaßnagels“, wie wir ihn nach der häufigst gehörten Bezeichnung nennen wollen. Das Gebiet, in dem allein in Österreich diese Art des Kreuznagels vorkommt, wird im Norden vom Zug der Fischbacher Alpen begrenzt, im Westen vom Straßegg und der Talfurche des Weizbaches im Passailer Becken, im Süden von der Raab bis nördlich Gleisdorf, dann vom Lauf der Ilz bis zum gleichnamigen Orte, wo der südlichste mir bekannte „Ablaßnagel“ an einem Kruzifix hängt, das 1855 errichtet (datierter Korpus) und später mehrmals, zuletzt 1954, erneuert wurde<sup>3)</sup>. Im Osten aber erstreckt sich das Gebiet nicht über Neudau an der Lafnitz nach Süden oder ins Burgenland. Nur im Nordosten breitete es sich über die steirische Landesgrenze ins unmittelbar nachbarliche Burgenland zwischen Lafnitz und Pinkafeld und weiter im Norden in den niederösterreichischen Landesteil von Aspang, Edlitz und Kirchberg am Wechsel aus<sup>4)</sup>. Die dichteste Streuung der Nagelkreuze weist deutlich die Gegend um das alt ehrwürdige Stift V o r a u in der Nordoststeiermark auf. (Vgl. Kartenskizze.)

Es läßt sich aus dieser Verbreitung der Nagelkreuze von vornherein vermuten, daß hier ein Zusammenhang mit dem Stifte V o r a u beziehungsweise mit der ehemals weit ausgreifenden pasto-

---

<sup>2)</sup> Freundliche Mitteilung meines Kollegen Dr. Sepp Walter, Graz, der auch sonst die Güte hatte, über meine Bitte auf seinen Museumskundfahrten den Nagelkreuzen besondere Aufmerksamkeit zu schenken und mir Lichtbilder zu beschaffen.

<sup>3)</sup> Freundliche Mitteilung Dr. S. Walter, Graz.

<sup>4)</sup> A. Dachler, Nagel-Kreuze in der „Buckligen Welt“. (Zeitschrift für österreichische Volkskunde X, Wien 1904, S. 49.)

ralen Tätigkeit der Augustiner-Chorherren gegeben ist. Indes schweigen die uns zugänglichen Archivquellen über den genaueren Zusammenhang. Nur soviel scheint zunächst sicher, daß dieser „Ablaßnagel“ mit dem Kreuz-Christi-Kult beziehungsweise mit der Verehrung der Kreuzesnägel in Verbindung steht und daß er als solcherart eigenartig angebrachtes Kultzeichen dem Erlebnisbereich einer ganz bestimmten Gemeinschaft angehört, deren Mittelpunkt und Hauptwirksamkeit auf den weiteren Stiftsbereich beschränkt ist, vermutlich also einer Bruderschaft oder sonst einer religiösen Vereinigung mit Sonderbestrebungen und Sonderprivilegien, die sich, wenn auch ungenau, im noch geläufigen Namen „Ablaßnagel“ widerspiegeln.

Die Verehrung des Kreuzholzes Christi hat in der morgenländischen und in der lateinischen Kirche mit der Kreuzauffindung und dem dichten Legendenkranz um dieses Ereignis im 4. Jahrhundert eingesetzt und zumal im Hochmittelalter durch einen geradezu schwunghaften Handel mit diesen Passionsreliquien hohe Bedeutung im abendländischen Geistesleben erlangt. Von Legenden des Ostens wie des Abendlandes umwoben sind auch die anderen Passionsreliquien Christi, bei denen die nicht beweisbare Authentizität durch jene Würde und Weihe ersetzt ist, die ihnen der Glaube von Millionen Christen in tausendjähriger Geschichte in der bildenden Kunst, in Musik und Dichtung und in der noch ungebrochen lebendigen Verehrung verlieh. Die Dornenkrone gehört hierher, das sogenannte „Schweiß Tuch der Veronika“, die Longinuslanze, mit der jener römische Soldat die Seite Christi bis ins Herz durchstieß, und vor allem auch die Kreuznägel, die drei oder vier zur Kreuzigung verwendeten. Ihnen und der „Lanze“ zu Ehren, die als Longinus- und Mauritius-Lanze zu den Kroninsignien des Heiligen Römischen Reiches Deutscher Nation gehörte, hat die Kirche im Jahre 1553 ein eigenes „Festum ss. lanceae et clavorum Christi“ eingesetzt, das in Böhmen und in Deutschland gefeiert werden durfte<sup>5)</sup>. Und wenn es nun des weiteren ungezählte Kreuznagel-Reliquiare im Abendlande und dicht gestreut auch in österreichischen Landen gibt, wenn sich in Steiermark, in Kärnten und Tirol die Sonderkulte der „Dreinagelfreitage“ ausbildeten und bis zu unserer unmittelbaren Gegenwart halten konnten: sie alle zeigen keine so auffallend enge landschaftliche Begrenzung, stehen also auch wohl nur mittelbar mit unserer nordoststeirischen Sakral-landschaft des Nagelkreuzes in Verbindung.

---

<sup>5)</sup> Vgl. zur 600-Jahrfeier dieses Festes L. Kretzenbacher, Speerfreitag und Longinuslanze. (Südost-Tagespost, Graz, Nr. vom 13. Februar 1953).

Dennoch aber bleiben Kreuzstammverehrung und Kreuznagelkultus die seit dem Mittelalter kontinuierlich vorhandenen Folien religiösen Lebens, von denen sich unsere besondere „Ablaßnagel“-Verehrung und ihre sichtbare Zeichensetzung im Umkreis um das Stift Vorau eigenartig abhebt.

Den Mittelpunkt der Kreuzesverehrung in unserem Gebiete bildet die seit dem 15. Jahrhundert bestehende „Hl. Kreuz-Kirche“ knapp außerhalb des Marktes Vorau. Sie ist seit dem Jahre 1700 von einem Friedhofe umgeben, an dessen Nordseite sich noch heute der Pesthügel über den Seuchenopfern von 1715 erhebt. Die Gründungslegende dieser Kreuzkirche mit dem Motiv der wunderbaren Auffindung einer Kreuzpartikel durch einen Hund fügt sich ganz in den Umkreis der ums Jahr 1500 neuerdings aufblühenden Kreuzesverehrung ein. Aquilinus Julius Caesar, weiland Chorherr zu Vorau, der „Vater der vaterländischen Geschichtsschreibung“<sup>6)</sup>, erzählt uns im Abschnitt über das Jahr 1445 seiner „Annales Ducatus Styriae“ die Gründungslegende der Vorauer Kreuz-Kirche<sup>7)</sup>:

„Voravii memorabile quidpiam contigit, quod Ms. Chron. Vorav. hisce refert: 'Anno autem 1414. tempore praefati Joannis Praepositi in campo prope forum quidam magister curiae dictus N. Kruegl tunc temporis ad venationem exiens' (deest aliquid) 'canis quidam in eadem venatione caepit terram fodere, nec clamoribus nec plagis potuit averti, donec in ea fovea visa est deaurata Crux, in qua latebat pro reliquiis quaedam particula ligni SSmae Crucis, in quo salus totius mundi pendit; dictum quoque fuit pro tunc, quod antiquis temporibus ab Hungaris lis magna deerat guerra adversus partes illas habita est, et in praefato campo atque loco Ungarorum capitaneus una cum populo suo ad aliquot dies ibidem pausans, et sic per eundem praefatae reliquiae longis temporibus amissae sunt, et irreverenter in eodem loco jacebant': particulae huic S. Crucis magna cum reverentia exstructa est Ecclesia hodiedum ad S. Crucem nuncupata, mille circiter passus a Canoniam extra oppidum Vorav. distans; particulae huic jam diu amissae per Reverendissimum ac Illustrissimum DD. Franc. Sebastianum e familia Comitum de

---

<sup>6)</sup> P. Pius Fank, Das Chorherrenstift Vorau und sein Wirken in Vergangenheit und Gegenwart. Graz 1925, S. VII.

<sup>7)</sup> Annales Ducatus Styriae cum adjecta finitimarum provinciarum Bavariae, Austriae, Carinthiae, Salisburgi, Aquilejae, etc. historia in quantum ea ad res Styriae illustrandas conducere videtur: ex antiquis historiae monumentis collecti, studio et opere Aquilini Julii Caesar, canonici regularis Voraviensis, Styri graecensis. Tomus III, de Styriae rebus sub Habspurgo-Austriacis principibus ab anno MCCCXXX ad annum MDXIX . . . Viennae 1777, 345.

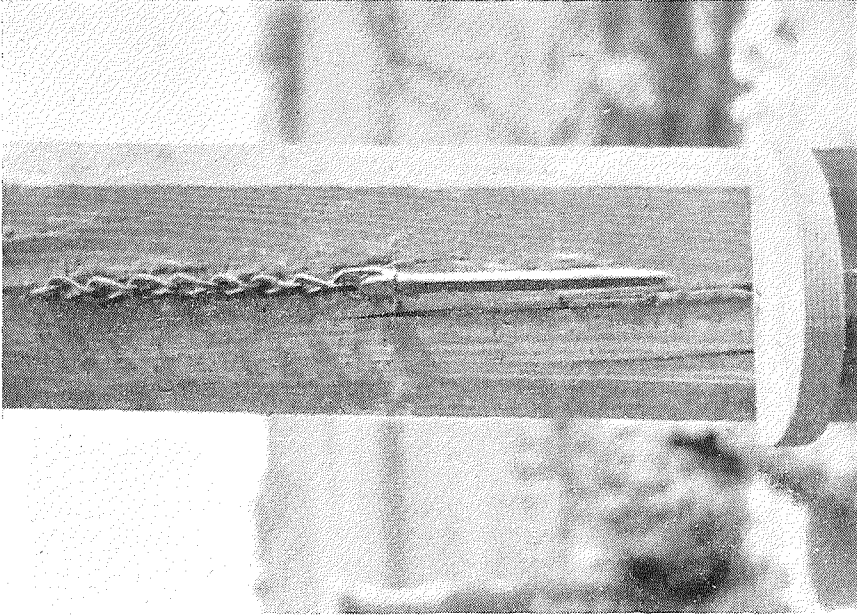


Abb. 2 und 3. Kreuzhügel aus der nördlichen Oststeiermark.  
Aufnahmen Dr. Sepp Walter, Graz, 1954.

Webersberg Praepositum, alia authenticis testimoniis firmata substituta est, ad quam adorandam annue ex vicinis Parochiis 5. Maji cum vexillis solempni pompa confluant fideles.“

Tatsächlich kamen noch bis ins frühe 20. Jahrhundert am Patroziniumsfeste dieser Kirche, am 5. Mai, dem Kreuzauffindungstage, nicht weniger als neun Prozessionen von auswärts hierher. Sie brachten Gläubige aus Dedantionskirchen, Friedberg, St. Lorenzen am Wechsel, Mönichwald, Waldbach, St. Jakob am Walde, Wenigzell, Pöllau und Pöllauberg<sup>8)</sup>. Die ersten sieben sind inkorporierte Pfarren des Stiftes Vorau. Vergleicht man also den Einzugsbereich dieser Prozessionen, so deckt er sich mit dem Bereich der Stiftspfarrn und gleichzeitig mit dem dichtest bestreuten Kerngebiete der Verbreitungslandschaft unseres „Ablaßnagels“. Pöllau jedoch stand als ehemaliges Augustiner-Chorherren-Stift mit der ihm inkorporierten nachmaligen Pfarre Pöllauberg immer in engster Verbindung zu Vorau.

An dieser Vorauer Kreuz-Kirche selber, die also 1445<sup>9)</sup> auf Grund eines legendären Geschehens von 1414 durch Propst Andreas von Pranpeck errichtet, 1655 von Propst Daniel Grundau umgebaut und 1710 vom prunkliebenden Vorauer Propst Philipp Leisl mit einem kreuzförmigen Vorbau versehen worden ist, hatte sich im Jahre 1702 eine eigene „Kreuzbruderschaft“ konstituiert. Sie ist nicht die einzige Bruderschaft, die in Vorau bestand. Vor ihr war schon 1505 eine Sebastiani-Bruderschaft errichtet worden, die 1598 erneuert und 1660 von Papst Alexander VII. wiederbestätigt und mit Ablässen versehen worden war. Eine Skapulierbruderschaft trat 1675 zusammen und noch nach unserer Kreuzbruderschaft von 1702 wurde 1757 auch noch eine Christenlehr-Bruderschaft in Vorau aufgerichtet, ganz abgesehen von den verschiedenen Bruderschaften in den Vorauer

---

<sup>8)</sup> P. Fank, a. e. O. S. 68.

<sup>9)</sup> Über die Konsekration dieser Kreuzkirche im Jahre 1445 und ihre Ausstattung mit Altären und Reliquien vgl. ebenfalls A. J. Caesar, III, 424: „Voravii teste Chron. nostratae MS hoc anno 4. Calend. Sept. (also im Jahre 1445) consecrata est Capella S. Crucis foris in campo cum 3 in ipsa situatis a Vener. in Christo Pre. et Dom. Dom. Georgio Lembuecher Seccov. Ecclesiae Episcopo, et summum altare dedicatum est in hon. S. et individuae Trinitatis, uniusque summae Deitatis, nec non et Beatae ac gloriosae genitricis Dei perpetuae Virginis Mariae, sed praecipue et specialiter in honorem victoriosissimae sanctae Crucis et SS. Achatii, Urbani, ac Dorotheae: hanc Capellam S. Crucis idem Praepositus quasi totam construi fecit, duas campanas ad eandem emit, et 2. tabulas depictas super duo Altaria ibidem dedit. Quo supra id est 1445. eodem die fecit Altare S. Sebastiani M. et Antonii et Aefrae, in sinistra parte ipsius Capellae S. Crucis situm ab eodem Episcopo, nec non Altare ibidem in dextera parte Capellae S. Crucis specialiter in hon. Maurittii Leonhardi Conf. et Martae V.“

# Siebs = Serbindnuß,

Das ist:  
Hilfreiche

Seelen - Bruderschaft  
Unter dem Schutz des gekreuzigten  
Welt = Heylands



Schrift,

Durch die Fürbitt seiner unter den Kreuz  
lebenden schmerzhaften Mutter

MARIAE,  
Und des S. Vaters und Kirchenlehrers  
AUGUSTINUS zur Erlösung deren armen lei-  
denden Seelen aus dem Segfeuer.

In dem löbl. und ur - alten Stift Rayau,  
der regulirten Chor - Herrn S. AUGUSTINI,  
in der Frey - Kapellen dafelbstn aufgericht. von - Hoch-  
Wesl.licher Obrigkeit verwilligter, und von S. Hro. Päpstl.  
Heiligkeit Innocencio den XII und Clemente den  
XI. bestätigter, auch mit Ablass be-  
gnahet.

---

gedruckt mit Frischschenschen Schriften.

Abb. 5. Original Diözesan-Archiv Graz.  
Aufnahme Landesbildstelle, Graz, 1954.

# Kurzer Bericht

von der gnadenreichen

Erzbruderschaft

Jesu und Maria,

der

heiligen Rosenkranzes,

wie man solchen bethen, und  
dero so viel, und unterschiedliche Ab-  
täg (welche die Päpstliche Heiligkeit aller-  
gnädigst verleihen, auch Innocencius der Eif-  
re im Jahre 1676 erneuert, und mit vielen  
Spezialgnaden bekräftiget hat) sich theils  
haftig machen kann;

Allen Brüdern und Schwwestern et-  
wannen heiligen Erbruderschaft, hoch, und  
niedern Standes, zu mehreren Unterrichts  
in dieser Form verfertiget.

---

Neustadt,

gedruckt bey Joseph Ignaz Frisch, 1780

Abb. 4. Original Diözesan-Archiv Graz.  
Aufnahme Landesbildstelle, Graz, 1954.

Außenpfarren<sup>10)</sup>, unter denen sich allerdings keine Kreuz-Bruderschaft mehr befindet.

Glücklicherweise gelang es mir, im Diözesanarchiv zu Graz einmal die originale Handschrifturkunde über Gründung, Ziele und Statuten der „Confraternität oder Bruderschaft Vnter dem schutz des gecreuzigten Welt Heylants Jesu Christi“, ausgefertigt am 5. April 1702 auf dem Schlosse Seggau bei Leibnitz ausfindig zu machen und dazu einen undatierten Wiener-Neustädter Statutendruck, „Liebs-Verbindtnuß, Das ist: Seelen-Bruderschaft unter den Schutz des gekreuzigten Welt-Heylands Jesu Christi“, ein Klein-Oktav-Heftchen, vorne mit einem Holzschnitte verziert, wie man es den Bruderschaftsmitgliedern in die Hand gab.

Hier nun zunächst der Text der handschriftlichen Originalurkunde<sup>11)</sup>:

WIR, Rudolff Joseph von Gottes / Gnaden Bischoff zu Seggau, des Heyl: Röm: Reichs Fürst, der Erz- Vnd Hohen Thumbstüfftter Salzburg, Vnd Passau Thumb Capitularrherr, Ihro Hochfürstl: Gnaden zu Salzburg Geheimer Rath, Vicarius generalis in Ober- vnd Vnter Steyer, wie auch des Neustöttischen Decanats, vnd Graf zu Thun pp. Thuen khundt, vnd geben Allermäniglich zuvernemen, daß Vnß Ihro Hochwürden der Herr Philipp Probst des Löbl: Stüffts der Regulirten Chor-Herren zu Vorau gezimendt hinterbracht, waß massen ein gesambte Pfarrmenge daselbst aus sonderbahrer Andacht, vnd Gott Seeligen Eifer eine „Confraternität oder Bruderschaft Vnter dem schutz des gecreuzigten Welt Heylants Jesu Christi, vnd fürbitt seiner Vnter dem creüz stehenden schmerzhafftten Mutter Mariä, vnd des Heyl: Vatters, vnd Kürchen Lehrers Augustini zu erlösung der Armen Leydenden Seelen auß den fegfeuer in diser löbl: Stüffts-Kürchen auf zurichten entschlossen weren. Wür Vnß dan auch Wohlgedachter Herr Probst bey nebens die Statuta, oder Reglen wie es hinführan mit angeregten Bruderschaft der Andachten halber zu halten, ybergeben, mit gehorsamer bitt solche in gnaden zu approbiren, auch zu besserer aufnamb, vnd fortpflanzung vermelter Bruederschaft durch schriftlich ertheillenden Consens, vnd verfürtigten Confirmations Brief dise zu Bekhrefftigen, vnd zu

---

<sup>10)</sup> P. Fank, a. e. O. S. 66 f.

<sup>11)</sup> Diözesan-Archiv Graz, Abtlg. Vorau, Fasc. Kreuz-Kirche. Papier-Hs., 2 Doppelbl. (8 Seiten), 34,6 : 21,7 cm; S. 1–6 beschrieben, S. 7 und 8 leer. Für freundliches Entgegenkommen habe ich Herrn Diözesanarchivar Dr. Klammer herzlichst zu danken.

befestigen, gestalten solche *Statuta*, oder *Reglen* von worth zu worth volgen.

*Liebs Verbündnuß*, das ist:

*Hilfreiche Seelen Bruederschaft* vnter den schuz des gecreüzigten Weldt Heylandts *Jesu Christi*, Vnter der fürbitt seiner vnter den Creüz stehenden Schmerzhafften Mutter Maria, Vnd des Heyl: Vatters, vnd Kürchen Lehrers *Augustini* zu erlösung deren Armen leydenden / (S. 2)

Seelen auß den fegfeuer in den Löbl: vnd Vralten Stüfft Vorau der *Regulirten* Chorherrn *S: Augustini* in der Creuz Capellen daselbsten aufgericht, von Hochgeistlichen Obrigkeit Verwilligt, vnd von Ihro Päßtl: Heyligkheit *Clemente* den Ailften mit Grossen *Indulgenzen*, vnd Ablassen begnadet:

*Die Weillen* das absehen diser liebs Verbündtnuß dahin zillet: Nemlich denen Armen Seelen in fegfeuer ein Werkh der lieb: vnd Barmherzigkeit zu erweisen, vnd auß der zeitlichen Straff bölder zuerlößen: Also ist solches nach des Heyl: Vatters *Augustini*, vnd Allgemeinen Kürchen Lehr, auß der Grossen fürbitt der schmerzhafften Gnaden Mutter Maria besonders aber aus denen Vnentlichen Verdiensten *Jesu* des gecreüzigten Weldt Heylandts Vergossenen Kostbahristen Bluets, vnd bittersten Leydens vnd Sterbens billichst zu schöpfen.

*Dannenhero* sollen alle werkh diser Bruederschaft dahin gerichtet sein, das neben hilf der Armen Seelen in fegfeuer die schuldigste Andacht, vnd Lieb zu Vnsern Allerliebsten Heylandt, vnd Erlöser *Christo Jesu* befördert werde.

*Werden* also allen Brüedern, vnd schwestern nach folgende fünff *Regel* Eyffrig, doch ohne Verbindtnuß einiger Sindt zu halten auf erlegt.

*Erstens* *Täglich* fünff *Vatter Vnser*, vnd *Ave Maria* zu Ehrn der Heyl: fünff Wundten *Jesu* für die Verstorbene Brüeder- vnd schwestern zu betten.

*Andertens* Wochentlich an einen Tag /: welcher in seiner Zedl benent ist: / allen verdienst seiner guten Werkh, verstehe *Satisfactorium*, oder Genugthueung denen Armen Seelen in fegfeuer zu ihrer erlösung yberlassen.

*Drittens* Jährlichen in selben Monath, Vnd Tag, so in der Zedl benent ist, eine Stundt lang für die erlösung deren (S. 3) leydenden Armen Seelen diser Bruederschaft betten vor einen *Crucifix*, oder in der Kürchen nach seiner Gelegenheit, auch an Sonn- vnd Feyertag vnter den Gottsdienst, so dises nicht beliebig, Kan man dafür eine Heyl: Möß lessen lassen, oder ein andere Persohn zu Verrichtung diser Bettstundt bestallen.

*Vüertens* Jährlich nach Gelegenheit, sonderlich aber an einen auß denen Zweyen *Titular* Festen diser Bruederschafft, alß benantlich an dem Freytag vor dem Palm Sontag. Welches ist das Fest der schmerzhaftten Gnaden Mutter Maria ihrer Siben schmerzen so das *principal Titular* Fest diser Bruederschafft, oder an den Festag des Heyl: Vatters *Augustini* so das anderte, oder *Secundarium Titulare festum* diser Bruederschafft ist, ein Heyl: *Communion* vor die Armen Seelen aufopfern, ein Priester aber solle Jährlich ein Heyl: Möß lesen.

*Fünfftens* Sollen alle Brüeder, vnd schwester in diser Bruederschafft nach dero standt sich belleissen, damit denen in denen erschröcklichen Peünen des fegfeuers nothleydenten Seelen, durch dero bekhandte- vnd vntergebene mit den Heyl: Gebett, vnd Gott geföhligen Werkhen vuter der Vorbitt des Heyl: *Augustini* gehoffen, die Andacht gegen der Grossen Gnaden Mutter Maria befördert, beforderist aber die schuldigste inbrunstigste liebe gegen Jesum dem gecreüzigten Weldtheylandt aller orthen vermehret werde.

*Eyffriges Vornemben sein Bundt, vnd obige Reglen fleißig zuhalten.*

*Ich Armer Sindiger Mensch N: N:* nimbe mir vestiglich vor alles auf die mainung diser Bruederschafft fleißigist zuuerrichten; demnach schencke ich auß lieb Jesu, Maria, vnd des Heyl: *Augustini* die Verdienste (S. 4)

Aller Guetten Werkhen des . . . denen in dem fegfeüer leydenten Armen Seelen diser Bruederschafft, vnd Will Jährlich eine stundt . . . vor ihr erlösung Gott bitten, auch wenigist an einem auß denen zweyen *Titular*-Festen ein Heyl: *Communion* für Sye aufopfern, anbey auch Täglich fünff Vatter Vnser, vnd Fünff *Ave Maria* auf die meinung diser Bruederschafft betten, alleinig mein liebeichster Gott, Weillen mein Vorhaben ohné deiner Göttlichen Hilff ganz vnkhröfftig, alß bitte ich dich vmb dein Göttliche Gnad, vnd beystandt, zu welchen mein Vertrauen stehet, das mittels selbiger mein Vornemben ins werkh solle gesezet werden.

*Er barmet Euch mein, Er barmet Euch mein, auf das Wenigste ihr meine freindt.  
Aufopferung.*

O. *Allerliebreichster Barmherzigster Jesu*, der du auß deiner gegen Vnß Armen Sindern Vnentlicher liebe an den Stammen des Heyl: Creüzes gestorben. Ich bin dier o güetigster Heylandt zwahr selbstn mit vuzahlbahren schulden so hoch verpflüchtet, das ich mit allen denen meinigen, vnd der ganzen Weldt Ver-

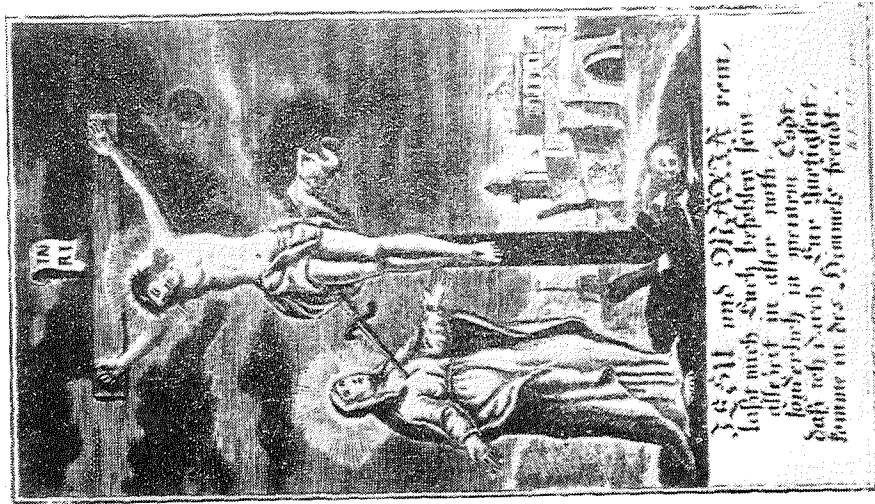


Abb. 6. Bildseite des Statutendruckes der Kreuzbruderschaft zu Vöran. Original im Diözesan-Archiv Graz.



Abb. 7. Wasserfarbenmalerei des 18. Jahrhunderts. Kopie von M. Leiner, Graz 1954.

mögen dier Kheines wegs genug thuen Kan: Vnterstehe mich dannoch bey Deiner Vnermößlichen Barmherzigkeit, alß ein Bürg fremde Schulden zu yberheben, mein Weniges bey zu tragen; O *Jesu* mein (S. 5)

Gott, Nimbe solches Gnädiglich an für die in den Schmerzlichen fegfeüer leydende Arme Seelen diser Vnserer Bruederschafft; Es ist zwahr alles vill zu wenig, weillen es mein ist, vnd von einen Armen Sinder herkhomet, In Verainigung aber mit dem Werkh Deiner Vnentlichen Verdiensten Deines bitteristen Leyden, vnd Sterben wird es disen betrangten Armen Seelen vngezweifelt sehr verhilfflich sein; darumb dan ybergibe ich dier heünt o *Jesu* mein Lieb, mein erlöser, vnd Seeligmacher durch die fürbitt Deiner Schmerzhafften Muetter, Vnd des Heyl: *Augustini*, mein Herz mit allen gedankhen, vnd Werkhen, mit allen meinen geschäftten, Verrichtungen, allen Leibs. vnd der Seelen: Bewegungnussen, Creuz, Triebfall, Widerwärtigkheiten, mit allen Ablassen, vnd Verdiensten dises Tags, in Verainigung des ganzen schazes deiner Heyl: Kürchen, Opfere ich auf zu einer ewigen liebs Verbindtnuß, vnd Verzöhr-Opfer, vor die obbemelte Arme Seelen in fegfeüer; Du O mein Allerliebster Grundt-giertigster Gott, sihe solches mein schwaches werkh der liebe gnädiglich an, stehe mir bey vnd auß deinen Heyl: fünff Wundten bekröfftige allé meine heüntige Werkh, auf das sie zu erlösung der Armen Betrangten Seelen in fegfeüer diser Bruederschafft, vnd zu der Ewigen Anschauung deines Göttlichen Angesichts ihnen verhilfflich sein mögen Amen.

*Wann* dan Wür nichts mehreres Vnß angelegen (S. 6).

sein lassen, alß das die Andacht zu dem gecreüzigten Welt Heylandt befördert, vnd denen Armen Seelen in fegfeüer von denen frumen vnd andächtigen Christen einige Hilff geleistet werde. Alß haben Wür in so Gott Wohl geföhliges Begehren, vnd Christliches Vornemben, auch zu schuldigster Andacht zu Vnserm Heylandt, vnd sonderm Ehre der schmerzhafften Muettergottes Maria, vnd des Heyl: *Augustini* gereichentes werkh in Gnaden *Consentiret* vnd eingewilliget, gestalten dan Wür solche *Congregation*, oder Bruederschafft, wie mit weniger obbegriffene *Statuta* oder *Reglen* von Tragenden *General-Vicariat*-Amts wegen *approbirt*, *ratificirt*, bestettiget, vnd *Confirmirt* haben, Thuen auch solche crafft dises Briefs hiemit *approbiren*, *ratificiren*, bestettigen vnd *Confirmiren*, *Urkhundt* dessen seint Vnter Vnserer aigen Handt Vnterschrift, vnd Fürstl: *Insigl Glory* gleich lautende *exemplaria* aufgericht, vnd deren aines in Vnsern *Archiv* aufbehalten, das ander aber obwohlmeltem Herren Probsten zu Vorau zuegestelt worden. Geben auß Vnsern *Residenz* Schloß Seggau ob Leibniz den fünfften

Monaths Tag April nach Christi Vnsers Erlösers Vnd Seelig-  
machers guadenreichen geburth, Im ain Tausend-Sibenhundert-  
vnd anderten Jahr.

*Rudolph Joseph.*

(L: S:)

(Seiten 7 und 8 der Papierhandschrift blieben frei.)

Von allem Anfang an ist also die „Kreuz-Bruders-  
schaft“ zu Vorau im wesentlichen eine „Armenseelen-  
Bruderschaft“. Als solche ist sie mit Ablässen ausgestattet,  
die für die Seelen der verstorbenen Angehörigen zu gewinnen  
ein Hauptanreiz zum Beitritt für die Gläubigen gewesen sein  
mochte. Leider ließen sich im Seckauer Diözesanarchiv zu Graz  
bisher keinerlei Bruderschaftslisten finden, die über ein religiöses  
Sonderbrauchtum außerhalb der schon erwähnten Kirchfahrten  
am Kreuzauffindungsfeste und über die Namen und Wohnorte  
der Mitglieder Aufschluß geben könnten.

Hingegen lag also der Gründungsurkunde im Faszikel des  
Diözesanarchives ein Wiener-Neustädter Statuten-  
druck bei, der auf der Titelseite einen Kupferstich des Themas  
Maria mit dem Schwerte im Herzen unterm Kreuze von einem  
vorübergehend in Graz wirkenden Augsburger Stecher Benjamin  
Kenckel<sup>12)</sup> zeigt (vgl. Abbildung 6). In der umständlichen Aus-  
drucksweise der Barocktradition benennt sich der Druck auf der  
Titelseite:

„Liebs-Verbindtnuß, / Das ist: / Seelen-Bruders-  
schaft / Unter den Schutz des gekreuzig- / ten Welt-Hey-  
lands / JESU / Christi, / Durch die Fürbitt seiner unter den  
Kreuz / stehenden schmerzhaften Mutter / MARIAE, / Und des  
H. Vaters und Kirchenlehrers / AUGUSTINI, zu Erlösung deren  
armen leidenden Seelen aus dem Fegfeuer. / In dem löb. und ur-  
alten Stift Varua (sic!), / der regulirten Chor-Herrn S. AU-  
GUSTINI, / in der Kreuz-Kapellen daselbsten aufgericht, von  
Hoch- / Geistlicher Obrigkeit verwilliget, und von Ihro Päpstl. /  
Heiligkeiten Innocentio den XII und Clemente den / XI. be-  
stätiget, auch mit Ablass be- / gnadet. / NEUSTADT, / ge-  
druckt mit Fritzschen Schriften.“

---

<sup>12)</sup> Über Benjamin Kenckel, der nachmals in Augsburg und  
Wien arbeitete, vgl. J. Wastler, Steirisches Künstlerlexicon, Graz  
1883, 68. Dazu A. Spamer, Das kleine Andachtsbild, München 1930,  
235; Thiemer-Becker, Künstlerlexicon, XXII, 148; G. Guggitz, Das  
kleine Andachtsbild in den österreichischen Gnadenstätten, Wien 1950,  
30; 127; 141. Unser Bild ist der bisherigen Forschung anscheinend ent-  
gangen.

Seite 1 des Neustädter Statutendruckes für die Vorauer Kreuz-Bruderschaft trug also den Kupferstich und darunter das Reimgebet: „JESU und MARIA rein, / laßt mich Euch befohlen sein. / allezeit in aller noth, / sonderlich in meinem Todt, / daß ich durch Eür Gütigkeit, / komme in des Himmels freüdt.“ Seite 2 blieb leer, die 3. trägt den Titel. Die 4. bringt unter einer breiten Zierleiste als „Anmerkung“ die Hinweise auf die Bestimmung dieser Bruderschaft, den Armen Seelen zu helfen. Im wesentlichen ist der Text der oben abgedruckten handschriftlichen Gründungsurkunde von 1702 wiedergegeben. Auf Seite 5 werden wieder unter einer Zierleiste mit der Überschrift: „Allen Brüdern und Schwestern werden nachfolgende 5. Regel eiferig, doch ohne Verbindnuß einiger Sünd zu halten, auferlegt“ die Regeln der Urkunde wiederholt. Sie ziehen sich über die Druckseiten 5, 6 und z. T. 7 hin, bis auf Seite 7 unten mit den Einleitungsworten „Eifriges Vornehmen seine Stund und obige Regel fleißig zu halten. Ich armer sündiger Mensch nimhe mir festiglich vor . . .“ die gebetgefaßte Regelwiederholung und (auf Seite 8 und 9) ein Gebet „Aufopferung“ folgt. Erst auf Druckseite 9 unten bis einschließlich Seite 11 werden die Ablaßbestimmungen angeführt:

„Kurzer Auszug von denen Ab- / lassen. / Ex Bulla Clementis XI. / Vollkommener Ablaß. /

1. Verleihet Clemens der Eilfte Römische Papst allen Christglaubigen an dem Tag, an deme (S. 10) sie sich in diese Bruderschaft einschreiben lassen (wann sie zuvor Reu und Leid über ihre Sünd haben, beichten und communiciren, wie auch für Erhöhung der heiligen Christlichen Kirche, Fried und Einigkeit der Christlichen Fürsten und Potentaten, Ausreutung der Ketzereyen, in der Kirchen oder Bruderschaft-Kapellen etwas bethen) vollkommenen Ablaß und Verzeihung aller ihrer Sünden.

2. Erlangen auch vollkommenen Ablaß alle Brüder und Schwester nach gethaner Beicht, und Communion, oder wenigstens nach wahrer Reu und Leid über ihre Sünd in der Sterbstund, wann sie mit dem Mund, oder in Unmöglichkeit dessen, wenigst mit dem Herzen den süssen Namen JESU und Maria andächtig anruffen.

3. Erlangen sie auch vollkommenen Ablaß an den Fest der schmerzhaften Mutter, nach vorhero verrichten andächtigen Gebeth, Beicht und Communion.

Sieben Jahr und so viel Quadragenen (das ist so viel 40. Täg) erlangen sie an denen ersten 4. Freytägen der Fasten, wann sie obbenanntes verrichten.



Abb. 8. Wasserfarbenmalerei des 18. Jahrhunderts.  
Kopie von M. Leiner, Graz 1954.

Auch alle Brüder und Schwester, so oft sie einer heiligen Meß, oder andern geistlichen Verrichtungen in der vorbenannten Kirchen, oder Kapellen, oder den Armen ein Allmosen mit- (S. 11) theilen, wie auch einen Armen beherbergen; so oft sie einen aus ihren abgestorbenen Brüdern und Schwestern, auch einen andern Verstorbenen das Geleit zum Grab geben, auch wann sie das hochheiligste Sakrament des zarten Fronleichnams sowohl in der Proceßion, oder wann es zu Kranken getragen wird, andächtig begleiten, oder wann sie verhindert seyn, und das Zeichen hören, einmal ein Vater unser, und englischen Gruß bethen, oder auch fünfmal den Vater unser, wie auch Ave Maria bethen vor die Christgläubigen Seelen im Fegfeuer der verstorbenen Brüder und Schwester, oder einen Sünder abzustehen vermahnen, einen Irrenden den Weeg zur Seeligkeit weisen, den Christlichen Glauben, die Gebott Gottes lehren, und den Weeg zum Himmel zeigen, oder ein anders Werk der Andacht und Lieb gegen Gott, und den Nächsten üben, werden vor ein jedes Werk, so oft es verricht wird, 60. Täg Ablaß, und Nachlassung der Strafen mitgetheilt, welche sie wegen ihrer gebeichten Sünden müßten austehen, und büßen.

So haben auch alle verstorbene Brüder und Schwester die Gutthat zu geniessen, daß alle Freytag des ganzen Jahrs vor selbe eine heilige Meß bey den privilegierten Altar dieser Bruderschaft gelesen wird.“

Im Ablaßverzeichnis der Bruderschaftsstatuten ist also ebenso wenig wie in der Gründungsurkunde von unserem „Ablaßnagel“ die Rede. Das gilt auch für das auf S. 12 des Statutendruckes folgende kurze „Gebeth zu Ehren des leidenden Heylands“ mit Hinweisen auf das Kreuzesleiden Christi. Ein einziger und ebenfalls nicht besonders mit direktem Bezug auf den Kettennagel hervorgehobener Hinweis auf die Kreuzesnägel Christi findet sich in dem auf Seite 12—14 des Statutenheftchens gedruckten „Gebeth, zu der schmerzhaften Mutter Gottes, so aus den Sprüchen des heiligen Seraphischen Bonaventura herausgezogen ist“. Hier lauten zwei Anrufungen: „Jene Nägl, welche den verwundten Leib JEsu angeheft, haben auch dich in deinem Herzen, o Maria! an das Kreuz genaglet. Jene Lanzen, welche die göttliche Seitten durchstochen, hat auch dein mütterliches Herz tief durchgraben“. Mit diesem Gebete und einer Ziervignette schließt der Statutendruck.

Diese Schriftquellen bringen uns nun allerdings keinen schlüssigen Beweis für den Zusammenhang von Kreuzbruderschaft und Nagelkreuzen. Näher bringt uns die genauere Betrachtung des Hauptaltars in dieser Hl. Kreuz-Kirche zu Vorau, an der also

unsere Bruderschaft seit dem Jahre 1702 ihren Kultmittelpunkt hat. Ein ziemlich großes Kruzifix überragt den Hauptaltar. Darunter kniet Maria als Schmerzensmutter. Vor ihr aber sind die Nachbildungen der Passionsreliquien sozusagen als Wappen der Leidenssymbolik solcherart angebracht, daß eine Dornenkrone, ein Kelch und drei Kreuznägeln in solcher Art vereint sind, daß im Rund der Marterkrone ein helleuchtender, versilberter Kreuznagel mit dem Kopf nach oben schräg über zwei schwarze, nicht versilberte Kreuznägeln gelegt ist, deren Köpfe nach unten weisen. Darüber ist der Abendmahlskelch gestellt.

Offenkundig liegt hier der äußere Mittelpunkt, das Sinnzeichen für den ganzen regionalen Kult: der silberne Kreuznagel, in der Farbe und Einlage hervorgehoben über die beiden anderen, gleichförmigen Nägel, die in ihrer Gestalt alle drei den Kreuznägeln auf unseren Feldkreuzen in jener Sakrallandschaft entsprechen<sup>13)</sup>. Das Kultwappen mit den drei Nägeln befindet sich auch äußerlich genommen „unter dem Kreuz“, wie es in den Statuten heißt. Möglicherweise geht auch der Text des Gebetes mit der Anrufung der Schmerzensmutter und der Nägel, die ihr Herz verwunden, auf dieses Altarbild in der Vorauer Kreuzkirche. Es ist sehr häufig der Fall, daß den Stechern für die Illustration von Andachtsbüchern, Bildchen und Wallfahrtsandenken nicht naturgetreue Vorlagen zur Verfügung standen und sie, falls sie nicht in der Lage waren, dorthin zu reisen, sich mit einem allgemeinen Thema, hier dem der Kreuzigung, die Kenkel beisteuerte, zufriedengaben. Im übrigen ist der Vorauer Kruzifixus mit vier Nägeln ans Kreuz geschlagen.

Es bleibt jedoch im weiteren dabei, daß es auch in dieser Vorauer Kreuzkirche ebensowenig wie in irgend einer anderen steirischen Kirche einen einzelnen, an einer Kette herabhängenden „Kreuz-“ oder „Ablaßnagel“ gibt, nach dem man zum verehrenden Kusse und zum Ablaßgewinn griffe. Auch nicht in der anderen „Heiligen Kreuz-Kirche“ unserer Sakrallandschaft, in jener zu Unter-Lungitz bei St. Johann in der Haide, die auch unter dem Namen „Lungitzer Dorfkapelle“ geht. Auch ihr „Kreuzaltar“ hat keine besonderen Nagelzeichen. Vielmehr wußte ihr Mesner, der Bauer Josef Fuchs aus Unter-Lungitz und der ebenfalls dort ansässige, 85 Jahre alte Herrgottschnitzer Anton Handler, insgemein Schulertoni, zu berichten und zu bestätigen<sup>14)</sup>, daß es

<sup>13)</sup> Unter dem Kruzifixus und der hier beschriebenen Symbolgruppe ist noch beidseitig je ein Relief angebracht, von denen das linke die Kreuzauffindung durch Kaiserin Helena, das rechte die Wiederfindung der Vorauer Kreuzpartikel durch jenen Hund darstellt. Rechts außen das Bild des Stifters in Wehr und Waffen.

<sup>14)</sup> Freundliche Mitteilung Dr. S. Walter.

diese „Kreuznägel“ anscheinend grundsätzlich nur an Feldkreuzen gäbe, niemals in einer Kirche, in einer Kapelle oder an einem Kreuzbild in der Bauernstube beim „Altar“, wie die steirischen Bauern ausnahmslos statt des wesentlich jüngeren und erst seit L. Ganghofers Romanen sich ausbreitenden Namens „Herrgottwinkel“ sagen. Wohl aber wird auch in dieser Lungitzer Kreuz-Kirche an drei besonderen Tagen im Jahr, am 3. Mai, dem Feste Kreuzauffindung, am 3. Bittage und am 14. September, dem Feste Kreuzerhöhung, je eine hl. Messe gelesen.

Wir müssen also mangels direkter Zeugnisse für den Zusammenhang von Kreuzbruderschaft und Nagelkreuzen versuchen, den Weg zum historischen Verständnis unserer besonderen nordoststeirischen Sakrallandschaft der Nagelkreuze aus dem Brauch des Schmückens und Weihens von Feldkreuzen und aus ähnlichen, zumindest in anderen Gegenden nachweisbaren Bruderschaftsbräuchen zu finden.

Fest steht, daß es in katholischen Landen sehr viele „Kreuznagel-Reliquien“ gibt, die von einer besonderen Verehrung der Kreuznägel verschiedener Herkunft zeugen. Dennoch hat sich nirgends eine besondere Sakrallandschaft mit Soudernägeln am Kreuze ausgebildet. Ebenso steht fest, daß es viele Arten und Formen der Darstellung und Verehrung von mancherlei Passionswerkzeugen an Kreuzen gibt, auch solche, die regional begrenzt sind, mithin Kultlandschaften für sich bezeichnen. Doch liegen sie alle außerhalb unseres Bereiches der Nagelkreuze.

Bildstöcke und Wegkreuze, von der christlichen Archäologie und Kunstgeschichte unter dem Sammelbegriff „Betsäulen“ zusammengefaßt<sup>15)</sup>, sind von diesen beiden Wissenschaften allzulange als minderwertig verachtet gewesen und auch von der Volkskunde als „Rand“-Erscheinungen im wahrsten Sinne des Wortes erst spät gewürdigt worden. Dann aber erkannte man sie als Merkzeichen besonderer Form und untersuchte sie nach ihrer vielfältigen Funktion im religiösen Kult und im Gemeinschaftsleben als Sühne-, Gedenk-, Armesünder-, Christenlehr- und Wetterkreuze, als Prozessionshaltepunkte und als Begräbnis-

---

<sup>15)</sup> Zur Einführung vgl. R. Hindringer, Lexikon für Theologie und Kirche II, Freiburg i. B. 1931, Sp. 264 ff., s. v. „Betsäule“. Für den alpinen Raum auch noch O. Menghin, Hausschmuck, Kreuze und Bildstöcke im Ultental (Zs. f. österreichische Volkskunde XVI, Wien 1910, 1 ff.): derselbe, Hausschmuck, Kreuze und Bildstöcke im Mittelgebirge von Tisens (Südtirol), (ebenda XVII, 1911, 8 ff.): in neuerer Zeit: F. Hula, Die Totenleuchten und Bildstöcke Österreichs, Wien 1948; J. Weingartner, Tiroler Bildstöcke, Wien 1946.

rasten usw., von den historischen Erinnerungen an Türken, Tataren, Hussiten, Schweden und Franzosen, die oft am Namenhaften, ganz abgesehen. Vor allem die kulturhistorische Volkskunde hat den außerordentlichen Wert dieser Betsäulen für die Bestimmung des Zeitgeistes gewisser Epochen und Kultwellen gesondert herausgestellt<sup>16)</sup>. Des weiteren hat sich die Forschung erst in allerjüngster Zeit der verschiedenen Symbolkreuze und ihres zeitbedingten Kultcharakters als Amulette, Sinnzeichen usw. angenommen.

Indes begegneten uns auf ausgedehnten eigenen Wanderungen und bei der Durchsicht der erreichbaren Bilder wohl sehr häufig die Kreuznägeln im Verein mit anderen Passionsreliquien wie Geißeln, Geißelsäule, Stricke, Zange, Speer mit Essigschwamm und Longinuslanze, Dornenkrone, Sudarium usw. Es sind die sogenannten „Waffen-Christi-Kreuze“, die in den Sakrallandschaften Südwestdeutschlands eine bedeutende Stellung einnehmen und in unseren ostalpinen Kirchen sehr häufig als Vortragkreuze besonders bei Andachten der Karwoche noch verwendet werden. Doch nirgends sind es Nägel oder ein einzelner von ihnen, der als einzige Beigabe zum bloßen Kreuze mit dem Corpus daran gestellt wäre, von den völlig schmucklosen Holzkreuzen ohne den Gekreuzigten daran, die sich als „Wetterkreuze“ gerade auch in unserer nordoststeirischen Sakrallandschaft in großer Zahl erhalten haben, ganz abgesehen.

\*

Und doch spielt die Verehrung der Kreuznägeln Christi eine nicht unbedeutende Rolle in der Geschichte der abendländischen Frömmigkeit. Zumal in ihrer mittelalterlichen Ausprägung in der Mystik der Kleinodien des Heiligen Römischen Reiches Deutscher Nation, zu dessen Heiltumsschatz ja der in die Reichslanze verschmiedete Nagel gehört, der Christi Rechte durchbohrt haben soll.

Es ist hier nicht der Ort, auf die umstrittenen Fundumstände und die Legendenbildung um das Auffinden des „wahren“ Christuskreuzes und mit ihm der Nägel einzugehen, die Hände und Füße des Heilandes durchschlagen hatten, und jener anderen, die vermutlich die Kreuzesbalken aneinander geheftet hielten. Auch der Streit, ob Christus mit vier Nägeln angeheftet gewesen

---

<sup>16)</sup> L. Schmidt, Die burgenländischen Sebastianspiele im Rahmen der barocken Sebastianverehrung und der Volksschauspiele vom hl. Sebastian (= Burgenländische Forschungen, Heft 16) Eisenstadt 1951 („Sebastianisäulen“ in den Herrschaften der Esterhazy zur Pestzeit).

H. Heimbeger, Das gefeite Dorf. Wegkreuze zwischen Neckar und Main, (Mainfränkisches Jahrbuch, Bd. IV, Würzburg 1952, 263 ff.)

sei oder bloß mit dreien, deren einer durch beide Füße gemeinsam geschlagen war, beschäftigt uns hier so wenig wie die daran geknüpfte Frage, ob die Bilddarstellung als Folge einer ketzerischen, genauer: albigenensischen Bibelauslegung zu gelten habe. Wohl aber scheint einzelnes aus diesem reichen Legendenschatz immer noch unbewußt nachzuklingen. Mitten in unserer Sakrallandschaft, im Dorfe Reinberg zwischen Bruck an der Lafnitz und Vorau hängt an einem Kreuze ein Nagel, dessen Spitze im Gegensatz zu allen anderen eine kugelförmige Verdickung trägt<sup>17)</sup>. Es ist nicht ausgeschlossen, daß hier das Wissen und Darstellen einer jener passionsmystischen Legenden aus dem Zyklus der „Geheimen Leiden“ beziehungsweise der jenen verwandten Einzelvisionen frommer Menschen vorliegt, derzufolge man Christus nicht mit spitzen Nägeln ans Kreuz schlug, sondern absichtlich mit stumpfen, verdickten, um seine Qual noch besonders zu erhöhen<sup>18)</sup>. Am allerwenigsten können hier die Fragen der „Echtheit“ dieses oder jenes von den rund dreißig „heiligen Nägeln“ berührt werden<sup>19)</sup>, die in den verschiedenen Kultstätten des Morgen- und besonders des Abendlandes heute noch zur verehrenden Schau gestellt werden. Beim Versuch der historischen Einordnung unserer kleinen Sakrallandschaft können wir auch davon absehen, den Legenden und kulturhistorischen (religionsgeschichtlichen) Untergründen jenes schon antik-römisch bezugten Ritus nachzugehen, bei dem ein Nagel in den Weltenbaum geschlagen wird<sup>20)</sup> und zu denen auch die Mythen von den Sternen als den Nägeln, die das Himmelsgewölbe zusammenhalten, gehören, wie sie sich in vielen Rätseln widerspiegeln<sup>21)</sup>.

<sup>17)</sup> Freundliche Mitteilung Dr. S. Walter.

<sup>18)</sup> Vision der Klarissin Magdalena Beutler von Freiburg (1407—1458). Vgl. F. Zoepfl, Das unbekannte Leiden Christi. (Volk und Volkstum. Jahrbuch für Volkskunde, Bd. II, München 1937, 318).

<sup>19)</sup> Vgl. J. Sauer, Lexikon für Theologie und Kirche, Bd. VII, 1935, Sp. 429, s. v. „Nägel, hll.“. Dazu die Aufstellung bis 1868 bekannt gewordener Einzelstücke bei F. X. Kraus, Der heilige Nagel in der Domkirche zu Trier, zugleich ein Beitrag zur Archäologie der Kreuzigung Christi. Trier 1868, 81 ff. (36 sogenannte „hll. Nägel“!). Desgleichen Wetzler-Welte, Kirchenlexicon IX, 1895, Sp. 7 ff. (de Lorenzi); Rohault de Fleury, Mémoires de la Passion de N. S. J. Ch., Paris 1870; das mehrmals zitierte Werk von Morris, Legends of the Holy Rood, London 1871, war mir nicht zugänglich. Für freundliche Hilfe bei Literaturhinweisen habe ich Herrn Dr. Robert Wildhaber, Basel, herzlich zu danken.

<sup>20)</sup> Vgl. zuletzt L. Schmidt, Der „Stock im Eisen“ als mythischer Stadtmittelpunkt Wiens. (Jahrbuch des Vereins für Geschichte der Stadt Wien, Bd. X, Wien 1952/54, 75 ff.).

<sup>21)</sup> L. Sadnik, Südosteuropäische Rätselstudien. Graz-Köln 1953, 81.

Wohl aber beschäftigen uns die Volksandacht und das Wallfahrtsbrauchtum der „Dreitagelfreitage“, die auch in Innerösterreich als Relikte mittelalterlicher Feiertagssetzung noch bis zur Aufklärung in Blüte standen und als „Bauernfeiertage“ heute noch im Volksbewußtsein leben, als Bettage noch gehalten werden. Die Feier des „Dreitagelfreitags“, ursprünglich auf den Freitag nach dem Sonntag Quasimodo geniti festgelegt, geht auf das Kirchenfest zurück, das Papst Innozenz VI. im Jahre 1354 einsetzte, weil Kaiser Karl IV., vielleicht der größte und innerlich am stärksten daran hängende Reliquiensammler vor Philipp II. von Spanien und gleichzeitig der sorgsamste Bewahrer der Reichskleinodien für eben diese Heiltümer ein eigenes Fest in den Diözesen des Reiches haben wollte, an dem diese Heiltümer (zuerst in Prag und nachmals, bis zur Durchführung der Reformation, in Nürnberg) unter Gepränge und Zulauf von weither feierlich ausgestellt wurden.

Kärnten, das in weiten Teilen jenem Bistum Bamberg unterstand, innerhalb dessen die Reichskleinodien zu Nürnberg von 1424—1523 also am besonderen „Feste der Lanze und der Nägel Christi“ verehrt wurden<sup>21a</sup>), hat sich die Erinnerung auch in der Ansetzung von Wallfahrtsterminen und im religiösen Volksbewußtsein besonders stark bewahrt<sup>22</sup>). Archiva-

---

<sup>21a</sup>) Bamberg verwahrt übrigens selbst in seinem Domschatz einen „heiligen Nagel“ als Reliquie. Vgl. E. Bassermann-Jordan und Wolfgang M. Schmidt, Der Bamberger Domschatz, München 1914, S. 34 und Tafel XXII, A, B). Es ist ein Nagel aus Weicheisen ohne Kopf und Spitze. Nach einer Papstbulle (Benedikt VIII., konfirmiert von Gregor XV., anno 1623) soll Kaiser Heinrich II. die Reliquie von König Rudolf von Burgund erhalten haben. Jedenfalls scheint sie 1444 schon in den Weisungen auf und wurde 1493 und 1509 auch abgebildet. Nach freundlicher Mitteilung H. O. Münsterer (Februar 1955) gibt es zahlreiche kleine Nachbildungen des Bamberger Nagels, die als Amulett verwendet werden. Anderswo kam es wieder auf die maßgetreue Abbildung, also auf die „wahrhaftige Länge“ eines Kreuznagels in Andachtsbildchen u. dgl. an, soll die Amulettwirkung eintreten können. Vgl. A. Jacoby, Heilige Längenmaße (Schweizerisches Archiv für Volkskunde, Bd. 29, Basel 1929). Hier handelt es sich um den Trierer Nagel. Daß die drei Nägel auch auf mittelalterlichen Münzen eine gewisse Rolle spielen und möglicherweise auch manchen Städten ihren Sondernamen gaben (Verdun = urbs clavorum; Laon = Lugdunum clavatum), verdanke ich einer freundlichen Briefmitteilung von Prof. Georg Bindo, Mainz-Roxheim vom 19. März 1955.

<sup>22</sup>) R. Waizer, Cultur- und Lebensbilder aus Kärnten. Klagenfurt 1882, 121 ff. L. Schmidt, Der norische Himmelbootfahrer. Mythologische Beiträge zur Kärntner Urvolkskunde. (Carinthia I, 141. Jg., Klagenfurt 1951, S. 717 ff., besonders 724, 726 ff., 730).

lische Aufzeichnungen<sup>23)</sup>, Sakralbauten<sup>24)</sup>, Bildsteine<sup>25)</sup>, Sagen und Legenden<sup>26)</sup> über die „Dreinelwallfahrt“ bezeugen es.

Nicht minder lebendig blieb diese Erinnerung an den „Dreinelwallfahrt“ in der Steiermark, wo freilich die älteren Nachrichten noch nicht gesammelt sind<sup>27)</sup>, die Volksandacht an diesem Tage aber gerade auch in unserer Sakrallandschaft der Nagelkreuze gut bezeugt<sup>28)</sup> und bis zur Gegenwart gehalten wird<sup>29)</sup>. Hier in der Steiermark hat sich anscheinend auch eine gegenständliche Beziehung zwischen dem Ursprunge des Festes, seinem Namen und der Sonderform der Volksreligiosität zumindest bis in die Halbvergangenheit darin erhalten, daß man einst Nägel als Erinnerung an die Kreuzemarter ausgab oder wie ein geweihtes Mitbringsel zu kaufen erhielt. So besagt ein Bericht darüber: „Die Dreinelwallfahrten sind die drei Freitage vor dem Palmsonntag, sie werden im Oberlande festlich begangen. Ihren Namen haben sie von den drei Nägeln, die in den Wunden Christi staken oder weil man an diesen Tagen Nägel und Eisenwaren vor den Kirchen feilhält. Prozessionen ziehen in den Ort der Pfarrkirche, die Kaufleute putzen ihre Läden, nach der Messe wird fleißig

---

<sup>23)</sup> L. Schmidt, ebenda 724 nach M. Wutte, Zur Geschichte der Kirche am Helenenberg. (Carinthia I, 127. Jg., 1937, 74 ff.) (Ertragnis der Opferung am Dreinelwallfahrt des Jahres 1463 in der Magdalensbergkirche).

<sup>24)</sup> G. Guggitz, Kärntens Wallfahrten im Volksglauben und Brauchtum. (Carinthia I, 141. Jg., 1951, 184) (Dreinelwallkapelle in Arnoldstein).

<sup>25)</sup> A. Jaksch, Ein verschollenes mittelalterliches Kunstdenkmal am Magdalensberg. (Carinthia I, 90. Jg., 1900, 112 f.) (Schmerzensmann, zu dessen Rechter ein Engel mit einem Nagel stand; heute verschwunden).

<sup>26)</sup> G. Graber, Sagen und Märchen aus Kärnten. Graz 1935, 141 (Lavanttal).

<sup>27)</sup> Vgl. (J. J. Fugger) Spiegel der Ehren des Erzhauses Österreich. Erstlich durch J. J. Fugger, nunmehr durch Sigm. v. Birken, Nürnberg 1668, 308: der heilige drey Naegel tag das ist der dritte freytag nach Ostern“.

<sup>28)</sup> Götische Serie (hsl. Berichte zur Landesaufnahme des Erzherzogs Johann in Steiermark 1811 ff.), aus Fischbach: „Als besonders löblicher Brauch, der zu Ostern herrscht, kann noch erwähnt werden, daß die Gemeinde betend und singend zur Kirche kommt und feierlich eingeläutet wird, was auch an den nächstfolgenden drei Freitagen (Nagelwallfahrten) zu geschehen pflegt“ (Bericht vom Jahre 1846) (Graz. Ld. Archiv).

Zur älteren Bezeichnung des Tages vgl. die Eintragung in der Herrschaftsraiture von Rotenfels (Obersteier) im Jahre 1720/21: „an den sogenannten heyl. drey nagl vnd khumpf Khürdtag hab ich meinen amtschreiber nachier Niederwelz (Niederwölz) geschickt“ (Hsl. Ungert-Heiß-Collection des Steir. Volkskundemuseums, Graz).

<sup>29)</sup> Eigenaufnahmen in der mittleren und nördlichen Oststeiermark.

gefeilscht“<sup>30)</sup>. Irrte der Berichterstatter in der Zeitfestlegung, so stützt die Sache ein ähnlicher Brauch. Hanns K o r e n erinnert sich, in seiner Kindheit (während des ersten Weltkrieges) am „Nagelkirta“ zu Voitsberg (Weststeiermark) „Nagerln“, also Nelken (unter Bezug auf den Mundartnamen der Blumen) erhalten zu haben. Noch ist die Erinnerung daran nicht ganz erloschen<sup>31)</sup>.

Sehen wir vom Streit um die Kreuzigung mit vier oder drei Nägeln ab, so begegnen uns in der byzantino-slawischen Freskenkunst des 12. und 15. Jahrhunderts schon erschütternd eindringliche Bilder der Kreuzabnahme, wobei gerade das Herausziehen der durch die Füße geschlagenen Nägel als besonderer Augenblick festgehalten wird. Hoch in der Kuppel des einsam im Sandžak gelegenen serbischen Klosters Mileševo (Nemanjidengründung, 15. Jahrhundert) blieb das wundervolle Kreuzabnahme-Fresko erhalten, auf dem Christi Oberleib eben Maria in die Arme gleitet, indes Magdalena die vom Kreuze losgelöste Rechte des Heilandes an die Lippen drückt. Kniend müht sich einer der beiden Helfer, die groben Nägel, mit denen des Heilandes Füße noch immer durchbohrt sind, mit einer großen Zange zu lockern. Eine ganz ähnliche Darstellung des Kreuznagelziehens mit einer großen Zange zeigt der Freskenschmuck des makedonischen Klosters Nerezi (gegründet 1164) bei Skoplje<sup>32)</sup>. Das gleiche Motiv, das auch auf altrussischen Ikonen geläufig ist<sup>33)</sup>, nimmt die abendländische Kunst von der Gotik weg auf. Um 1520 läßt ein Bodensee-Meister auf einem Doppelbilde der Kreuzigung und Kreuzabnahme Christi einen Mann im spitzen Judenhut mit einer großen Zange den Kreuznagel aus den Füßen des Heilandes ziehen. Ähnlich gestaltete unser Motiv Meister Bertram von Minden (1567—1415) auf einem Passionsaltar zu Hannover<sup>34)</sup>. Hinter dem Kreuze steht der mit der Zange bewaffnete Helfer beim Kreuznagelziehen auf einem Ölbilde von 1429 von der Hand des Meisters des Bamberger Altares<sup>35)</sup>. Um die selbe Zeit, um 1428

---

<sup>30)</sup> Grazer Morgenpost, Nr. 78 des Jg. 1884 (U n g e r - T h e i ß - Collection).

<sup>31)</sup> Mündliche Mitteilung meines Freundes Prof. Dr. Hanns K o r e n, Graz.

<sup>32)</sup> Eigenaufnahmen auf einer Studienreise im Mai 1954.

<sup>33)</sup> Vgl. W. B. R a b u s c h i n s k y, Russische Ikonen aus der Ikonensammlung Zeiner—Henriksen (Norwegen). München 1954, Tafel I/10, aus Nowgorod, 16. Jhd.

<sup>34)</sup> W. D e u s c h, Deutsche Malerei des 13. und 14. Jahrhunderts. Die Frühzeit der Tafelmalerei. Berlin 1940, Tafel 16 (Bodensee-Meister); Tafel 76 (Bertram).

<sup>35)</sup> W. D e u s c h, Deutsche Malerei des 15. Jahrhunderts. Die Malerei der Spätgotik, Berlin 1936, Tafel 37.

schuf Friedrich von Villach die Passionsfresken in der Vorhalle zu Millstatt. Hier wird der Kreuznagel eben aus der linken Hand des toten Heilands gezogen<sup>36)</sup>. Auf dem berühmten Fastentuch im Dom zu Gurk aus dem Jahre 1458 sind Kreuzabnahme und Grablege in ein Bild zusammenverlegt. Auf dem leeren Kreuze stecken drei riesige Nägel in der Form, wie sie unsere oststeirischen „Ablaßnägel“ zeigen<sup>37)</sup>.

Die Szene des Nagelziehens ist also auch im Rahmen der Passionsdarstellung durchaus geläufig und vermutlich in der hagiographischen alten Literatur und in der lebendigen Verkündigung oft genug herangezogen und geistlich ausgedeutet worden.

Vermutlich gehört es in diesen Überlieferungszusammenhang, daß der schon genannte greise Herrgottschneider aus Unterlungitz in der nördlichen Oststeiermark das Vorhandensein der Kreuznägel an den Feldkreuzen so erklärt: Beim Kreuzauffinden habe man nur die Nägel aus den Querbalken, jene also, die die Hände durchbohrt hatten, ausgezogen und verschmiedet, nicht aber jenen, der durch des Heilands Füße gedrungen war. Das sei der Grund, warum man immer einen solchen Nagel am Fußende des Feldkreuzes ansetze, einen „berührten“ übrigens, also einen, der an ein heiliges Urbild „angerührt und geweiht“ worden sein müsse<sup>38)</sup>.

Gerade von hier aus gesehen sind die vielen Nachbildungen und Abfeilungen von sogenannten „echten“ Nägeln von besonderer Wichtigkeit. Das ganze Mittelalter hindurch waren sie vor allem aus Rom (Santa Croce in Jerusalem)<sup>39)</sup>, aus Trier, Toul, Mailand usw. mitgebracht worden. Von diesen berühmtesten Nägeln feilte man Späne ab, die man in neue Nägel verschmiedete. So verbreitete man die kostbaren Reliquien. Vor allem aber blieb die Sitte des „Anrührens“ der Nachformungen an den Urbildern bis zur Gegenwart bestehen. Der „Clavus tactus“, wie ihn die Authentik solcher Nagelreliquiare nennt, half diese Sonderart der Passionsfrömmigkeit vertiefen.

In unseren Alpenländern wurde anscheinend immer wieder ein besonderer „Heiliger Nagel“ in der Geistlichen Schatzkammer

---

<sup>36)</sup> W. Frodl. Die gotische Wandmalerei in Kärnten. Klagenfurt 1944, 179 (Bild), 87 (Text).

<sup>37)</sup> K. Ginhart — B. Grimschitz, Der Dom zu Gurk, Wien 1930, Tafel 111/112.

<sup>38)</sup> Freundliche Mitteilung Dr. S. Walter, November 1954.

<sup>39)</sup> de Waal. Andenken an die Romfahrt im Mittelalter. (Römische Quartalschrift 14, Rom 1900, 66 f.) — Dazu B. Kötting, Peregrinatio religiosa. Wallfahrten und Pilgerwesen in Antike und alter Kirche. Münster i. W. 1950, 409.

zu Wien<sup>40)</sup> (nicht jener in der Mauritiuslanze der Reichskleinodien!) nachgebildet. In zierlichen, meist barocken, oft von Nonnenhänden eingerichteten Reliquiaren wurde das „angerührte und geweihte“ Nachbild verbreitet. Allein im weiteren Umkreise um unsere besondere Sakrallandschaft der Nagelkreuze finden sich solche „Nagelreliquiare“ in Graz (Volkskundemuseum, aus Grazer Bürgerbesitz), Pernegg (Wallfahrtskirche), Kindberg (Kalvarienbergkirche), von den vielen anderen, oft an Wallfahrtskirchen (Franziskaner zu Lankowitz) befindlichen gar nicht zu reden.

Für den besonderen Wiener Kreuznagel bekundet Papst Innozenz II. (1150—1145), daß dieser derselbe sei, den Kaiser Konstantin der Große in seinem Helm getragen; derselbe auch, der dem Kaiser Konrad III. als jener vorgelegen habe, der die Rechte des Heilandes durchbohrt haben soll<sup>41)</sup>.

Blieben nun die jetzt in Wien befindlichen „Heiligen Nägel“, der eben erwähnte und der in der Reichslanze, immer irgendwie in der frommen Bilderschau lebendig, so mochten insbesondere auch die Romfahrten mit dem Besuch des dortigen „Heiligen Nagels“ die Verehrung der Marterwerkzeuge Christi wachhalten. In der Zeit der frühen Gegenreformation scheint der nachmals heiliggesprochene und für die Kultgeschichte Österreichs auch als Pestpatron wichtige Kardinal von Mailand, Karl Borromäus, einen weiteren Anstoß zur Kreuznagelverehrung gegeben zu haben. Er ließ von jenem anderen berühmten Kreuznagel, dem im Dome von Mailand verehrten, acht Abformungen schmieden, die er am Urbilde anrührte und an verschiedene hochgestellte Persönlichkeiten, z. B. an König Philipp II. von Spanien, oder an Kirchen wie jene der Karmeliten zu Clermont in Frankreich verschenkte<sup>42)</sup>. Vom Mailänder Urbild selber wurden 1649 einige Teilchen abgefeilt, „um der Andacht der Erzherzogin Maria Theresia von Österreich, Infantin von Spanien und späteren Gemahlin Ludwigs XIV. Genüge zu leisten“<sup>43)</sup>.

Alle diese Kultfeiern gingen in breitester Öffentlichkeit vor sich und vertieften nur den Volksglauben an die Wunderkraft der Nagelberührung. In Alt-Österreich nicht anders als in Frankreich, wo man mit dem Kreuznagel von St. Denis Kranken-

---

<sup>40)</sup> H. FILLITZ, Katalog der Weltlichen und der Geistlichen Schatzkammer. (Kunsthistorisches Museum, Hofburg) Wien 1954, 70. Nr. 101; dazu Abbildung im Anhang. Ostensorium datiert als „Wien (?), 3. Viertel 17. Jhdt.“.

<sup>41)</sup> A. MISSONG, Heiliges Wien, Wien 1948, 123 f.

<sup>42)</sup> F. X. KRAUS, Der heilige Nagel, 47 f., 85 f.

<sup>43)</sup> Ebenda 85 nach GIUSSANO, Vie de S. Charles Borromée, IV, cap. 7.

heilungen vornahm<sup>44)</sup>. Die Blutwunderlegenden von Trier<sup>45)</sup>, denen zufolge der Heilige Nagel zu bluten anfang, als ihn ein Bischof während einer Zeremonie für seinen eigenen Heiltumschatz stehlen wollte, mochten seit dem 11. Jahrhundert das Ihrige im Abendlande zur Vertiefung des Kreuznagelkultes beigetragen haben, dem in der griechischen Kirche das „Fest der Auffindung der Nägel“ am 6. März gilt.

Trotzdem aber begegnet in den engeren Kultbereichen dieser sogenannten „Heiligen Nägel“ nirgends eine ähnliche Erscheinung, wie sie unsere Nagelkreuze darstellen. Es läßt sich auch nirgends eine Bruderschaft nachweisen, die sich zur Beförderung der Verehrung dieser besonderen Marterwerkzeuge Christi zusammengeschlossen und etwa ein Abbild des Nagels als Zeichen genommen hätte. An sich wäre dies innerhalb der mittelalterlichen Frömmigkeit wohl möglich und auch der Barockdevotion keineswegs fremd gewesen. War doch z. B. im Dom zu Trier zu Beginn des 16. Jahrhunderts eine besondere „Bruderschaft vom Leiden und dem Rocke des Herrn“ (Passionis et Tunicae) zusammengetreten. Die Urkunde darüber, ausgestellt am 8. II. 1515, ist erhalten. Ihre Verzierung zeigt sogar den „Trierer Nagel“: „als äußere Verzierung um dieselbe (Urkunde) steht links das Kreuz mit dem Bilde des Gekreuzigten, zu dessen Seiten die beiden Marien, darunter ein Nagel; über der Mitte der hl. Rock, von Helena gehalten; zur Rechten am oberen Rande St. Petrus“<sup>46)</sup>. Ähnlich findet sich ein nicht näher gekennzeichnetes „Heiliger Nagel“ auf manchem barocken Schutzbrieflein, dem sogenannten „Gweichtl“, wie es oft gefaltet in Kapseln oder Skapulieren getragen wurde<sup>47)</sup>. Sie sind aber nicht Kennzeichen besonderer, eng abgegrenzter Kultbereiche.

\*

---

<sup>44)</sup> F. X. Kraus, 101 f.

<sup>45)</sup> Ebenda 151 ff. — Daß dieser Nagel zu Trier, dessen Spitze einst abgefeilt und nach Toul verbracht worden war (Abbé Demange, Le saint Clou de Toul, Nancy 1888) auf der Flucht vor den Franzosen (1792) nach Österreich kam, wo er dem Fürsten Metternich zum Geschenk gegeben wurde, nur nebenbei. Metternich hat diesen Gegenstand einer Schenkung durch einen unberechtigten Dritten (Herzog von Nassau) erst nach jahrelangem Sträuben an das Domkapitel zu Trier zurückgegeben. (Kraus, 170 ff.).

<sup>46)</sup> F. X. Kraus, 163 nach Marx, Geschichte des hl. Rockes. Trier 1844, 74f., Anm. Daß auch St. Petrus erscheint, hängt mit der Legende zusammen, daß ein Stab des Apostelfürsten zu Trier erhalten sei.

<sup>47)</sup> E. Richter, Reallexikon der deutschen Kunstgeschichte, s. v. „Devotionalien“, Bd. II., Stuttgart-Waldsee 1954, Sp. 1354 ff., Abb. Sp. 1366. — 18. Jhdt.

So bleibt es vorerst bei der Einzigartigkeit der nordoststeirischen Sakrallandschaft der Nagelkreuze. Die nächsten Verwandten finden sich erst im südwestdeutschen Raume (Baden, Württemberg). Es sind die dort häufigen „Fünfwundenkreuze“, die ehemals besonders unter dem Einfluß der franziskanischen Orden, zumal der Kapuziner, und des Stigmatisationsmythus ihres Ordensgründers viel weiter verbreitet gewesen sind.

Innerhalb einer Vielfalt von Wegkreuzformen in Südwestdeutschland finden sich besonders im Badischen eigenartige Holzkreuze mit doppelten Querbalken. Zuweilen sind sie bis zu sechs Meter hoch, unverziert und korpuslos wie die steirischen Wetterkreuze. Ihr Besonderes ist aber eine im unteren Teile des Stammes, jedoch höher als Kinder langen können, angebrachte Nische, die meist fest verschlossen ist. Dazu sind die Sinnzeichen der fünf Wunden (Herz, Hände und Füße) angebracht<sup>48)</sup>. Blühte die Verehrung der fünf Wunden Christi schon im Hochmittelalter in der Leidensmystik eines Bernhard von Clairvaux auf, so erlebte sie doch erst im 15. und 16. Jahrhundert durch die franziskanische Förderung eine höchste Kultintensität<sup>49)</sup>, die sich gerade auch in den Bruderschaftsgründungen deutlich ausspricht.

Für unsere Frage wesentlich erscheint uns aber die Beifügung von Reliquien oder „angerührten“ Weihegegenständen an diesen Kreuzen, die ihre Nischen mit manchen steinernen Bildstöcken gemeinsam haben. Sie sind in der Tat letztlich „überdimensionierte Reliquiare“ (H. Heimbeger), wie denn überhaupt besonders die Doppelkreuze eine Art überdimensionierter Andachtsbildchen und Amulette sind, besonders wenn es sich um die vielen Nachformungen von spanischen Kreuzformen (Caravaca-, Scheyrer-Kreuz u. ä.) handelt<sup>50)</sup>.

So vermerken die Receßbücher des Augsburger Domkapitels vom 6. VI. 1629: „Dem Vogt zue Gersthofen (bei Augsburg) anzuzai gen, ein Ehrw. Dombkapitel wisse denen zu Lankhwald (Langweid, A. G. Augsburg) mit spanischen Creutzlin, welche sy fir Wetter im Veldt in aichen Creutz einzuschließen vorhaben,

---

<sup>48)</sup> H. Heimbeger, Das gefeite Dorf. (S. o. Anm. 16), Abb. 13.

<sup>49)</sup> Vermutlich handelt es sich auch bei den fünf Kreuzzeichen auf der Kalksteinplatte mit dem Ritzrelief eines Menschen in Beterstellung in der südlichen Außenwand der Pfarrkirche von Keutschach in Kärnten um ein Fünfwundenzeichen. Zu den Versuchen der Deutung dieser Platte vgl. die wichtige Arbeit vom O. Moser. Zur Geschichte und Kenntnis der volkstümlichen Gebärden. (Carinthia I, 144. Jg., Klagenfurt 1954, 735, bes. 741 ff.).

<sup>50)</sup> Vgl. H. O. Münsterer, Das Caravacakreuz und seine deutschen Nachbildungen. (Bayerisches Jahrbuch für Volkskunde 1951, München 1951, 32 ff.).

mit verhilflich zu sein, sondern mögen sich anderer Orten darumben bewerben“<sup>51)</sup>. Das kann sich wirklich nur auf Einschließungen (oder Beifügung) eines geweihten Gegenstandes in diese Unheil (Pest, Ungewitter) abwehrenden Kreuze beziehen. Daß man nicht überall „wirkliche“ Kreuzpartikeln oder andere Reliquien zum Einschließen in den Wegkreuznischen beschaffen konnte, ist verständlich. Hier hilft eben der Glaube an die mystische Weihe des „Angerührten“. In aller nur wünschenswerten Deutlichkeit besagt dies eine Stelle aus dem Salzburger Druck der Genesislegende von 1726: „Wer ein an das Original warhaft angerührtes Creutzlein gegen Wasser-Wellen, Brunst, Wetter, Feinden etc. haltet, auf Leib-Schäden oder Besessene leget, bey sich traget, bey denen Aeckern, Wässern, zu obrist im Haus, Gebäu und großes Creutz einschließt etc., der wird herrliche wunderbarliche Früchte erfahren; insonderheit wenn er die HH. Creutz-Täg, Freytäg, Creutz-Altär und Kirchen etc. in Ehren haltet“<sup>52)</sup>.

\*

Ähnlich mag es sich in unserer steirischen Sakrallandschaft verhalten haben. Ihre Besonderheit liegt darin, daß anscheinend ein Einzelner — sei es ein Augustiner-Chorherr oder ein missionierender Franziskaner oder Kapuziner, das wissen wir nicht, da das Suchen in zahlreichen Predigtwerken der Steiermark vorerst ergebnislos blieb — in seinen Kreuzespredigten um 1700 den Gedanken der Bildschau des Leidensnagels mit dem eines Bruderschaftszeichens zusammenbrachte. Vermutlich hat er den Mitgliedern der anscheinend weit verbreiteten Vorauer Kreuzbruderschaft nahe gelegt, einen solchen Nagel an ihren Hof- und Feldkreuzen gesondert als Zeugnis frommer Gesinnung, vielleicht auch bewußt als Abzeichen der Bruderschaft anzubringen. Tragen doch auch die Fünfwundenbruderschaften die Sinnzeichen ihrer Sonderverehrung an den Rosenkränzen (Psalterbeten u. ä.) zur Schau. Sollte doch z. B. jedes Mitglied der Wolfgangi-Bruderschaft zu St. Wolfgang am Abersee ein besonderes, amulettwertiges „Wolfgangi-Hackl“ tragen, das durch Berührung mit einem angeblich dem hl. Wolfgang selber gehörigen Meßkelche als „geweiht“ galt<sup>53)</sup>. Warum sollte nicht ein Bruderschaftsmitglied oder ein Seelsorger auf den Gedanken gekommen sein, einen „angerührten und geweihten“ Nagel (Clavus tactus) als äußeres

---

<sup>51)</sup> H. Heimberger, 292, nach G. Schreiber, Deutschland und Spanien (= Forschungen zur Volkskunde, Heft 22–24) Düsseldorf 1936, 372.

<sup>52)</sup> H. Heimberger, 293.

<sup>53)</sup> G. Guggitz, Die Wallfahrten Oberösterreichs, Linz 1954, 91 f.

Sinn- und Mahnzeichen der Kreuzbruderschaft an das Wegkreuz zu hängen, da doch so mancher neue Kult gerade in der besonderen Welle barocker Religiosität ums Jahr 1700 aufsprang?<sup>54)</sup> Die Ablaßzuwendung der Kreuzbruderschaft an die Armen Seelen ist umso verständlicher, als gerade die Augustiner-Chorherren seit jeher der „Armenseelenfürsorge“ ihr Augenmerk schenkten. Sehen sie doch den mächtigen „Fegefeuerhelfer“ St. Patrizius im besonderen als den Ihrigen an, dem sie in der Oststeiermark nicht nur das eigenständige Viehpatronat, sondern auch sonst eine lebendige Kultwirksamkeit zusicherten<sup>55)</sup>.

Wir erkennen aus den äußeren Resten nicht mehr, ob der steirische Kreuznagel das Zeichen einer individuellen Mitgliedschaft bei der Vorauer Kreuzbruderschaft bedeutete oder ob er, wie das Kreuz an sich, zum Hofe, zur Familie gehörte. Vielfach ist es so, daß die Familienmitglieder nicht jeder einer anderen Bruderschaft angehören, sondern daß man die Verpflichtung zur besonderen Zugehörigkeit sozusagen „erbt“. Mithin mochte der „Ablaßnagel“ als ein solches Zeichen beim Kreuze bleiben, dessen Eigentümer und Erhalter eben eine Familie, eine Hofgemeinschaft, eine Nachbarschaft ist. Wir wissen noch nicht, in welchem besonderen Ausmaße die Vorauer Kreuzbruderschaft wirksam geworden ist, denn eine eingehende Geschichte des Bruderschaftswesens in der Steiermark steht noch aus<sup>56)</sup>.

---

<sup>54)</sup> Vgl. das plötzliche Auftauchen des Dismas-Kultes in Innerösterreich: L. Kretzenbacher, St. Dismas, der rechte Schächer. Legenden, Kultstätten und Verehrungsformen in Innerösterreich. (Zeitschrift des Histor. Vereins für Steiermark XLII, Graz 1951, 119 ff.). Auch der Kümmeris Kult erhielt um 1700 in der Oststeiermark einen neuen Impuls: L. Kretzenbacher, St. Kümmeris in Innerösterreich. Bilder, Legenden und Lieder. (Zeitschrift des Historischen Vereins für Steiermark, XLIV, Graz 1953, 128 ff.) Schließlich drang um 1690 völlig neu die Verehrung für ein piemontesisches Blutmadonnenbild in Steiermark ein und bezeugt die Mannigfaltigkeit der Kultimpulse in der Barockdevotion um 1700. Vgl. L. Kretzenbacher, Maria Steinwurf. Ikonographie, Legende und Verehrung eines „verletzten Kultbildes“. (Aus Archiv und Chronik. Blätter für Seckauer Diözesangeschichte, IV, Graz 1951, 66 f.)

<sup>55)</sup> L. Teufelsbauer, Die Verehrung des hl. Patrizius in der Oststeiermark und im angrenzenden Niederösterreich. (Wiener Zeitschrift für Volkskunde 39, Wien 1934, 83 ff.) Des weiteren zur Frage L. Schmidt, Volkskult und Wallfahrtswesen im nördlichen und mittleren Burgenland. Sammelwerk: Burgenländische Beiträge zur Volkskunde (= Veröffentlichungen des Österreichischen Museums für Volkskunde, Bd. II), Wien 1953, 45 ff., bes. 52 und Anmerkung 82 auf S. 59.

<sup>56)</sup> Die kleine Schrift von F. v. Oer, Das Bruderschaftswesen der Diözese Seckau, Graz 1918, ist dringend erneuerungs- und ergänzungsbedürftig.

Soviel ist aber sicher, daß unsere nordoststeirische Sakral-  
landschaft der Nagelkreuze samt ihren Ausstrahlungen nach Nie-  
derösterreich und ins heutige Burgenland ihr Zentrum im Stifte  
Vorau hat; daß es sich um eine eigenartige Sonderbildung han-  
delt, die vermutlich von den Konventualen des Stiftes ausging  
und sich ganz in den Geist der barocken Frömmigkeit fügt, in  
der auch noch die Leidensmystik des Mittelalters mit den Rest-  
erinnerungen an dessen Kreuznagelkult mitschwingt. Wieder  
zeigt es sich — wie so oft in der Erforschung der Volkskultur  
unserer Lande! — daß selbst kleine und unscheinbare Sonder-  
arten tief in den geistigen Zusammenhang der abendländischen  
Sakralkultur verflochten sind.

## „Heilig-Kreuz“ als Bergwerkspatrozinium

Von Ernst Schneider

In der Titelgebung von Bergwerksanlagen ist der sakrale Bereich stark vertreten. An Hand älterer Quellen, die die Bergbaunamen einzelner Abbaugebiete annähernd vollständig bringen, läßt sich feststellen, daß dieser Anteil 30—60 Prozent ausmacht. Außerordentlich häufig erscheinen Grubenbenennungen nach Heiligen. Zur Bedeutung der Bergwerkspatrozinien hat Georg Schreiber<sup>1)</sup> richtungweisende Ausführungen gegeben.

Auch die Kreuzesverehrung, die durch jahrhundertlange volksfromme Übung tief im Volke verwurzelt ist und sich in zahlreichen Heilig-Kreuz-Kirchen, -Kapellen und -Wallfahrten abzeichnet, ist in den unterirdischen Raum gedrungen. Bergwerke werden dem hl. Kreuz geweiht, als besonderes Heilszeichen für die Bergwerke, als Abwehrkraft gegenüber den Gefahren, denen gerade der Bergmann bei seiner Arbeit ausgesetzt ist<sup>2)</sup>.

Ferner ist zu beachten, daß die Bergleute an den Meßstiftungen stark beteiligt waren. Unter den spätmittelalterlichen Wochenmessen nahm die Freitagsmesse de cruce eine bevorzugte Stellung ein. Ein bemerkenswertes Beispiel für die Stiftung einer Freitagsmesse im Zeichen der Kreuzesdevotion und der Verehrung der hl. Helena, zu deren Attributen das hl. Kreuz und die hl. Nägel gehören, liefert die Bergwerksordnung für die Herrschaften Rhäzüns und St. Jörgenberg im vorderen Rheintal von 1447/48<sup>3)</sup>. Darin heißt es:

„Dem hl. Gotteskreuz und St. Helenen, der hl. Königin, zu Lob und Ehre und auch zur Förderung unseres Glückes, verordnen wir, daß eine jegliche Person, die in unserer Gesellschaft jetzt oder noch in dieselbe kommen wird, alle Freitage zu einer Messe einen Angster Zürcher Währung beitragen soll, auf daß St. Helena, die das hl. Kreuz unter der Erde gefunden hat, auch uns erwerbe, das zu finden was wir begehren, und daß dies geschehe nach Gottes Willen und zu unserer Seelen Heil.“

Diese Stelle verdeutlicht, wie das Attribut der hl. Helena ihr den Zugang zum Bergwerk schuf, zeigt aber auch, daß durch die Verehrung der hl. Helena und durch die Benennung von Gruben nach ihr die Bergleute glauben, daß ihnen das Glück hold sei. Dieses Glückver-

---

<sup>1)</sup> Georg Schreiber, Das Bergwerk in Recht, Liturgie, Sakralkultur. (Zschr. d. Savigny-Stiftung f. Rechtsgeschichte, Bd. 70 1953, Kan. Abt. 39 S. 362—418.)

<sup>2)</sup> Georg Schreiber, Apostel und Evangelisten als Bergwerksinhaber. (Rhein. Jahrbuch f. Volksk. Bd. 3, 1952, S. 145—168, bes. S. 148 f.)

<sup>3)</sup> Nach G. Schreiber, Bergwerk in Recht, Liturgie, Sakralkultur, S. 410 f. — Schreiber zitiert P. Plattner, Geschichte des Bergbaus der östlichen Schweiz. Chur 1878 (war mir nicht zugänglich).

heißende, das die Bergleute solchen Grubenamen unterlegen, ist zu berücksichtigen. Auffallend ist auch, daß Hl. Kreuz und St. Helena verschiedentlich nebeneinander als Bergbaunamen auftreten.

Weiterhin zeigen Feiertagsbestimmungen für Bergleute, daß die Feste Kreuzerfindung (3. Mai) — „der hl. Kreuztag im lantzing“, wie er in der Maximilianischen Bergordnung von 1517 genannt wird — und auch Kreuzerhöhung (14. September) zu den Feiertagen zählten, die den Bergleuten zugestanden wurden. Vereinzelt sind Kreuzfeste auch in der Namengebung von Bergwerken festzustellen.

So finden sich verschiedene Ausgangspunkte, die das Hl.-Kreuz-Patrozinium im Bergbau begründen. Zu erwähnen ist schließlich die appellative Verwendung von „Kreuz“ in der Bergmannssprache<sup>4)</sup>. Diese profane Bedeutung ist bei der Benennung von Gruben und Stollen vor allem dort zu berücksichtigen, wo die Beifügung „heilig“ fehlt.

Wir beginnen unsere Belegreihe mit Beispielen aus Kärnten<sup>5)</sup>. Jakob Hebenpichl war 1496 Gewerke der Grube „hl. Kreuz“, die zur Zechen „auf dem hohen Kämpen“ im Berggerichtsbezirk Großkirchheim gehörte. Unter den Bergbauen im Großkirchheimer Bezirk wird in einer Beschreibung von 1524 der Bau „Kreuz“ im Sabarniz genannt. Über die Bergbauverhältnisse im Friesacher Bezirk orientiert ein Berglehenbuch aus dem Jahre 1557. Danach erhält Niklas Vischer „ein alt verlegen pau am Waxenstein beim hl. Kreuz“. Der Waxenstein (heute Waschenstein) liegt südwestlich Metnitz. Im Jahre 1566 erwarb der kaiserliche Amtmann Christof Fröhlich die Drinllingschen Anteile an der Grube „zum hl. Kreuz“ bei St. Johann im Bezirk Wolfsberg-St. Leonhard. Über die Besitzverhältnisse im Bergbaurevier Bleiberg-Kreuth unterrichten die seit 1538 erhalten gebliebenen Berggerichtsprotokolle. Aus dem die Jahre 1542—1548 umfassenden Protokoll geht hervor, daß im Jahre 1542 der Gasteiner Goldgewerke Christof Weitmoser von dem Gewerken Egger u. a.  $4\frac{1}{2}$  Neuntel beim hl. Kreuz in Klokch erwarb. Diese Grube „beim hl. Kreuz“ wird auch 1665 genannt und erscheint als „Kreuz“ in einem Bericht vom Jahre 1861. Im Bergbaurevier Raibl, das heute nicht mehr zu Österreich gehört, früher aber einen wichtigen Bestandteil des bambergisch-kärntnerischen Wirtschaftskörpers bildete, wird in einem Vertrag von 1615 unter den Bauen an der Galitzenzede die Grube „hl. Kreuz“ genannt.

Auch in Tirol<sup>6)</sup> sind zahlreiche „Kreuz“-Bergbaunamen nachweisbar. Im Bergbauggebiet von Schwaz werden 1513 „zum heylig Kreuz“ und „ins heylige Kreuz“ genannt. Der Bergbauname „Kreuz Prindl“ (1556, 1582), ebenfalls im Bezirk Schwaz, darf als doppelter Name aufgefaßt werden, verursacht durch die Zusammenlegung von Gruben oder deren Leitung durch den gleichen Gewerken; diese Annahme ergibt sich aus den Belegen „zum prindl“ (1513), „zum hl. Kreuz“

---

<sup>4)</sup> Heinrich Veith, Deutsches Bergwörterbuch (Breslau 1870 f.) S. 299.

<sup>5)</sup> Kärntner Belege nach Hermann Wießner, Geschichte des Kärntner Bergbaues. (Archiv f. vaterländ. Geschichte u. Topographie, Bd. 32, Klagenfurt 1950. S. 95, 104, 203, 240; Bd. 36/37, Klagenfurt 1951, S. 44, 83, 142, 193.)

<sup>6)</sup> Tiroler Beispiele nach Max Reichsritter v. Wolfstrigl-Wolfskron, Die Tiroler Erzbergbaue 1301—1665 (Innsbruck 1903) S. 38, 46, 68, 88, 334, 329 f., 176, 262, 289, 297, 341, 378, 367.

(1513), „bei den hl. 4 Prynndln“ (1531). Ähnliches gilt für die Benennung „St. Valtein Kreuz“ (1562) bei Terlan im Berggericht an der Etsch: 1539 ist „St. Veltin“ und 1540 „zum hl. Kreuz“ als Grubenname belegt. Die Zusammenlegung von Gruben hat auch zur Namenszusammenlegung geführt. Dabei kam es manchmal zu Bildungen, die nicht immer sinnvoll sind. Für die Erklärung von Bergbaunamen ist dieser Vorgang beachtenswert.

In dem zum Berggericht Kitzbühel gehörenden Nassental hieß 1514 eine Grube „zum hl. Kreuz“. „Zum Kreuz“ nannte man 1524 Grubenbaue in Vilrag und Veldzürch im Berggericht Persen, ebenso 1528 am Schneeberg bei Sterzing. 1621 kommt an letzterer Örtlichkeit die Grubenbenennung „zur Creitz Casperin“ vor. „Zum hl. Kreuz“ ist 1478 der Name eines Schächtes in Primör. Im Berggericht Lienz erscheint 1538 die Bezeichnung „zum Kreuz auf der Silberzech“. Schließlich ist noch die „St. Marx Kreuzzeche“ (1632) in Taufers zu erwähnen.

Auf Schweizer Gebiet begegnet das hl. Kreuz als Bergwerkspatrosinium besonders in den ehemaligen Bergrevieren Graubündens<sup>7)</sup>. Nach der bereits genannten Bergwerksordnung für die Herrschaften Rhäzüns und St. Jörgenberg wird „zu rechtem Patron und Pfleger das heilige Frohnkreuz“ genommen. „Zum hl. Kreuz“ hießen Gruben auf dem Berge Montür und auf dem Mont sotto torylla im Oberengadin (1481), ferner in der Alp Ranasca am Panixerpaß (1588). „Zum hohen Kreuz“ findet sich als Bergbauname am Landwasser innerhalb „beim Egg“ (1588) und in Praunpenz beim Egg (1592).

Im böhmischen Joachimsthal ist „hl. Kreuz“ zum Jahre 1521 als Grubeninhaber erwähnt<sup>8)</sup>. Im Erzgebirge ist „hl. Kreuz“ als Bergbauname nachweisbar in Brand bei Freiberg (1540 ff.)<sup>9)</sup>: 1581 1630 „Kreutz-Fundgrube“, 1699—1709 „alte Kreutz-Fundgrube“<sup>10)</sup>, in Schneeberg (1478)<sup>9)</sup>, in Dippoldiswalde (1551)<sup>11)</sup>. „Kreuz Christi“ findet sich als Bergbauname in Dippoldiswalde (1558)<sup>11)</sup>. Bemerkenswert ist die Benennung „Erzbaum Christi“, die im 19. Jahrhundert an der Morgenleite bei Schwarzenberg vorkommt<sup>12)</sup>.

Im Harzer Bergbauegebiet ist „Heilig Creutz“ als Bergbauname nachweisbar bei Andreasberg (16. Jahrh.), Zellerfeld (1573, 1684) und Clausthal (1591)<sup>13)</sup>. In Andreasberg findet sich ferner die Benennung „Alte Kreuz, itzo 3 Ringe“ (16. Jahrh.) und „Alte Creutz“ (1596, 1620)<sup>14)</sup>.

<sup>7)</sup> Placidus Plattner, Geschichte des Bergbaus der östl. Schweiz S. 9 f., 26, 44, 47, 49, zitiert nach G. Schreiber, Apostel und Evangelisten als Bergwerksinhaber. S. 148 f.

<sup>8)</sup> Verzeichnis der Joachimsthaler Gruben im Anhang zu Johann Mathesius, Bergpostilla oder Sarepta (Nürnberg 1578).

<sup>9)</sup> Petrus Albinus, Meißnische Berg-Chronica (Dresden 1590) S. 15, 42.

<sup>10)</sup> Johannes Langer, Vom alten Bergbau um Brand-Erbisdorf, in „Sächs. Bergzeitung“ (Brand-Erbisdorf) Nr. 129 und 130 vom 1. und 3. Nov. 1928.

<sup>11)</sup> Johannes Langer, Der Bergbau in Dippoldiswalde und in den umliegenden Dörfern in der Zeit von 1525—1717, in „Dippoldiswalder Tageblatt“ vom 7. August 1928.

<sup>12)</sup> „Magazin für die Oryktographie von Sachsen“, hrsg. von Joh. Carl Freiesleben, 1. Heft (Freiberg 1828) S. 69.

<sup>13)</sup> Henning Calvör, Historische Nachricht von der Unter- und gesamten Ober-Harzischen Bergwerke. (Braunschweig 1765) S. 97, 118, 145.

<sup>14)</sup> Calvör, a. a. O., S. 95, 99.

Als Beispiel, wie die Apostelkreuze auf die Namengebung im Bergbau eingewirkt haben, sei der Andreasberg Zechenname „St. Andreaskreuz“ angeführt, über den Calvör (a. a. O. S. 74) sagt:

„Sollte St. Andreaskreuz die erste fündige Zeche seyn, so hat sie vermutlich daher den Namen bekommen, daß an dem Tage des Apostels Andreas die ersten Erze auf dem Stollen getroffen sind, da denn der auf den Erzen angelegten Grube der Name St. Andreaskreuz, wie der Apostel mit dem Kreutze bezeichnet ist, beygelegt, und auch zum Andenken dessen Bild hernach auf das Geld geprägt worden. Wie auch darauf einige Bergleute auf dem Berge über dieser Grube angebauet, so ist der Bergstadt der Name Sanct Andreasberg gegeben.“

Der Name ist als Appellativ in die Bergmannssprache eingegangen und bezeichnet ein Scharkreuz, das „von zwei im Streichen unter einem spitzen Winkel zusammenkommenden Gängen gebildete Kreuz. Nach der Meinung der Bergleute verspricht ein Andreaskreuz edle Anbrüche<sup>15)</sup>).

Aus dem Schwarzwälder Bergbaugesbiet sind mir keine Heilig-Kreuz-Vorkommen bekannt. Dagegen findet sich Hl.-Kreuz als Bergwerkspatrosinium im Elsaß, und zwar in den Gebieten, die der Landes- und Regalhoheit der Herzoge von Österreich unterstanden haben<sup>16)</sup>. Unter den Gruben, die Herzog Sigmund von Österreich mehreren Gewerken am 26. Dezember 1477 verlieh, befand sich eine „zum Heyligen Creutz“ genannte Grube bei Sennheim. Ferner wird im Bereich des Bergbaues im Lebertal im 16. Jahrhundert die Grube „Heiligkreuz“ im Raudental erwähnt.

Durch die Erschließung weiterer Quellen, besonders aus älterer Zeit, werden sich sicherlich weitere Hl.-Kreuz-Vorkommen im unterirdischen Raum feststellen lassen. An Hand unseres Materials darf abschließend gesagt werden, daß sich in den meisten Erzbergbaugesbietern das hl. Kreuz als Grubentitel findet und zwar gehören die frühesten Belege dem ausgehenden 15. Jahrhundert an. Die Vorkommen lassen sich bis ins 18., vereinzelt bis ins 19. Jahrhundert hinein verfolgen. Zu den einleitenden Ausführungen über die Wahl des hl. Kreuzes als Bergwerkspatrosinium sei hier ergänzend angeführt, daß das hl. Kreuz als Grubentitel in manchen Fällen auch aus der Namensumgebung zu erklären ist. Vielfach gehören benachbarte Bergbaunamen ebenfalls dem sakralen Bereich an, gehen da und dort auf Heilige zurück, die das Kreuz als Attribut haben. Daß die Namensnachbarschaft, das Prinzip der Namensauslösung auch bei dem Bergbaunamen „hl. Kreuz“ von Einfluß gewesen ist, darf angenommen werden.

---

<sup>15)</sup> Friedrich Sieber, Harzland-Sagen (Jena 1928) S. 132.

<sup>16)</sup> Beispiele nach Otto Stolz, Zur Geschichte des Bergbaues im Elsaß im 15. und 16. Jahrhundert. (Elsaß-Lothringisches Jahrbuch, Bd. 18, 1939, S. 116—171, hier: S. 121, 149.)

# Die polnische Volkskunstforschung seit 1945

Ein Literaturbericht

Von Adolf Mais

Die Volkskunstforschung in Polen obliegt der Sektion zur Erforschung der Volkskunst des Staatlichen Kunst-Institutes (Sekcja Badania Plastyki Ludowej Państwowego Instytutu Sztuki), die im Jahre 1946 als Staatliches Institut zur Erforschung der Volkskunst (Państwowy Instytut Badania Sztuki Ludowej) begründet wurde und anfangs dem Ministerium für Kultur und Kunst unmittelbar unterstellt war. Der Rahmen der Forschungsaufgaben war von allem Anfang an sehr weit gesteckt, obwohl das Schwergewicht der intensiv und mit viel Aufwand betriebenen Feldforschung auf die Erfassung aller noch vorhandenen Denkmäler der Volkskunst liegen mußte. Ohne auf Tätigkeits- und andere Berichte des Institutes eingehen zu wollen, sei im Folgenden nur auf die bereits publizierten Arbeiten eingegangen. Hier nur ein Hinweis auf den ersten programmatischen Artikel über Gründung, Organisation und Charakter des Staatlichen Institutes zur Erforschung der Volkskunst (Powstanie, organizacja i charakter Państwowego Instytutu Badania Sztuki Ludowej, P. Szt. L.<sup>1)</sup> I/1—2, S. 60—61) und auf die wertvollen „Instruktionen und Fragebogen für Volkskultur-Forscher (Instrukcje i kwestionariusze dla badaczy kultury ludowej, P. Szt. L., IV/1—6, S. 88—92). Über die polnische Volkskunstforschung überhaupt mit besonderer Berücksichtigung der Zeit vor 1945 berichtet 1950 Roman Reinfuß (Stan badań nad polską sztuką ludową, P. Szt. L., IV/1—6, S. 3—13).

Die Zeitschrift des Institutes „Polska Sztuka Ludowa“ stellt sich nach dem Programm im ersten Heft im Jahre 1947 mehrfache Aufgaben. Einmal soll sie das Publikationsorgan der Institutsmitglieder sein, in dem nicht nur die interne theoretische Institutsarbeit, sondern in erster Linie die Ergebnisse der Feldforschung veröffentlicht werden sollen, um damit eine nur schwer zugängliche Archivierung dieser wertvollen Materialien zu verhindern. Weiters soll sie aber auch die Verbindung zwischen den Spezialforschern und den Laiensammlern der Volkskunst herstellen. Und schließlich soll damit auch die Kenntnis der Volkskunst in die breiteren Schichten des Volkes und besonders dorthin, wo gegenwärtig Werke der Kunst und Volkskunst geschaffen werden, also in die Schulen, Werkstätten und Ateliers von Stadt und Land eindringen.

Jetzt steht diese Zeitschrift im 8. Jahrgang und sie hat in diesem Zeitraum nicht weniger als 36 ein- und mehrfache Hefte in Din A 3 herausgebracht, die sich schon rein äußerlich durch gutes Druckpapier, erstaunlich reichhaltige Bebilderung, z. T. auch durch Farbtafeln, auszeichnen.

Die Redaktionsgeschäfte werden von einem Ausschuß erledigt, für

---

<sup>1)</sup> P. Szt. L. = Zeitschrift „Polska Sztuka Ludowa“.

Durch das Fehlen der entsprechenden diakritischen Zeichen kann bedauerlicherweise das genaue Schriftbild der polnischen Wörter nicht richtig wiedergegeben werden. Anm. d. Red.

den in diesen acht Jahren Józef Grabowski, Roman Reinfuss, Tadeusz Zygler und Aleksander Jackowski verantwortlich zeichneten.

Aus den Kreisen der Mitarbeiter hebt sich eine Reihe von Forschern ab, die als die Träger der Volkskunstforschung im heutigen Polen zu bezeichnen sind. An ihrer Spitze steht unbestritten Roman Reinfuss mit 25 zum Teil sehr exakten Arbeiten und einer Reihe von Berichten und Besprechungen, dann folgen (alphabetisch geordnet) Eugeniusz Frankowski, Józef Grabowski, Franciszek Kotula, Stanisław Piotrowski, Zofia Cieśla-Reinfussowa, Tadeusz Seweryn, Aleksander Wojciechowski, Maria Zywirska u. v. a.

Nach der Aufzählung dieser Namen ist es nicht verwunderlich, daß auch der Theorie und den Problemen der Volkskunst ein breiter Raum gewidmet wird. Ksawery Piwocki bemüht sich vor allem um eine allgemein gültige Definition der Volkskunst (Pojęcie sztuki ludowej, P. Szt. L. I/1—2, S. 5—8; Próba definicji kilku pojęć, P. Szt. L., VII/6, S. 323—326). Themen wie „Volks- und nationale Kunst“ (Ksawery Piwocki, Sztuka ludowa i narodowa, P. Szt. L., V/3, S. 70—75), „Volkskunst und Kunst der Menschheit“ (J. G., Sztuka ludowa sztuka ludów, P. Szt. L., II/6—8, S. 2—5), „Volkskunst und Volkstümlichkeit in der Kunst“ (Aleksander Wojciechowski, Z dyskusji nad pojęciami „sztuka ludowa“ i „ludowość w sztuce“, P. Szt. L., VII/2, S. 73—82) sprechen für sich selbst. Homolacs, Reinfuss, Rzepiński und Seweryn nehmen zur Volkskunst und ihren Problemen Stellung (Karol Homalacs, O wartości zdobnictwa ludowego, P. Szt. L., III/9—10, S. 251—260; III/11—12, S. 311—327. Roman Reinfuss, Z zagadnień sztuki ludowej, P. Szt. L., VI/2, S. 65—67. Czesław Rzepiński, O sztuce ludowej, P. Szt. L., II/6—8, S. 86—87. Tadeusz Seweryn, Zakres przedmiotowy sztuki ludowej, P. Szt. L., VIII/5, S. 259—272), während Witold Dynowski über den Historismus in der Volkskunst (Historycyzm w sztuce ludowej, P. Szt. L., II/9—10, S. 7—10; II/11—12, S. 2—7; III/1—2, S. 2—8; III/3—4, S. 67—70; III/5, S. 137—139; III/7—8, S. 195—199) schreibt, Józef Grabowski die Frage des volkstümlichen Stiles (Zagadnienie stylu ludowego, P. Szt. L., I/1—2, S. 9—10; II/1, S. 3—5; II/2, S. 2—5; II/3, S. 2—5; II/9—10, S. 3—6) behandelt und Helena Blumówna den Rektor und Prorektor der Akademie der bildenden Künste in Krakau zur Frage der Volkskunst (Zbigniew Pronaszko i Eugeniusz Eibisch o sztuce ludowej, P. Szt. L., II/6—8, S. 80—85) Stellung nehmen läßt. Hierher wäre auch der viel allgemeiner und auf die Volkspoesie abgestimmte Aufsatz von Aleksander Jackowski über den Wert der Kenntnis des „Folklor“ (O wartości poznawczej folkloru, P. Szt. L., VII/1, S. 9—25) zu stellen. Ebenso nur im indirekten Zusammenhang steht die Abhandlung von Tadeusz Seweryn über die Zerstörung von Kunstwerken aus magischen Gründen (Niszczenie dzieł sztuki wynikiem zabiegów magicznych, P. Szt. L., VII/3, S. 149—152).

Bevor wir auf die einzelnen Volkskunstgebiete eingehen, sei es gestattet, die mehr oder minder umfangreichen Monographien einzelner Gebiete anzuführen. Da ragt vor allem die Darstellung der Volkskunst der Mazuren und des Ermelandes heraus, die auf der Grundlage einer Ausstellung von Józef Grabowski ausgezeichnet zusammengestellt worden ist (Sztuka ludowa Mazur i Warmii, P. Szt. L., II/4—5, 64 S.). Eine „folkloristische“ Ergänzung zu diesem Sonderheft gibt der Aufsatz von Władysław Gebik über den Sinn der Erforschung der Volkskultur des Ermelandes und der Mazuren (Społeczny sens badań nad kulturą ludową Warmii i Mazur, P. Szt. L., VI/4—5, S. 189—197). Ein zweites wertvolles Sonderheft ist ebenfalls von Józef Grabowski

bearbeitet und der Ausstellung der volkstümlichen Schnitzerei, Malerei und Graphik in Krakau gewidmet (P. Szt. L., II/6—8, S. 1—78). Kleinere, wenn auch nicht minder wertvolle Übersichten liegen über den Raum von Sokolow (Roman Reinfuss, *Sztuka ludowa Podlasia Zachodniego*, P. Szt. L., VI/4—5, S. 270—287), den Raum von Kielce-Sandomierz (Roman Reinfuss, *Badania terenowe w regionie kielecko-sandomierskiem*, P. Szt. L., VI/1, S. 35—47), den Raum von Plock (Zofia Cieślareinfussowa, *Materialy do sztuki ludowej Mazowsza Plockiego*, P. Szt. L., VII/1, S. 38—55) und den Raum von Lublin (Kazimierz Pietkiewicz, *Sztuka ludowa ziemi lubelskiej*, P. Szt. L., III/9—10, S. 289—298; Roman Reinfuss, *Sztuka ludowa na wystawach w Lublinie*, P. Szt. L., VIII/5, S. 306—314) vor. Für den großpolnischen Raum liegt eine Behandlung in Form eines Museumsführers vor (Stanislaw Blaszczyk, *Dział kultury i sztuki ludowej w Rogalinie*, Poznań 1952, 102 S., 32 Taf.). Als eine Gesamtübersicht ist endlich eine Arbeit von Aleksander Wojciechowski über die Hausindustrie im Königreich Polen zu werten (*Przemysł włóściański w Królestwie Polskim*, P. Szt. L., VI/4—5, S. 257—260). Ebenfalls einen historischen Überblick gibt Tadeusz Seweryn über die Volkskultur der Renaissance (*Kultura ludowa odrodzenia*, P. Szt. L., VIII/4, S. 195—208).

Zu den Volkskunstübersichten gehören auch die weit ausholenden volkskundlichen Beschreibungen einzelner Landschaften, die immer wieder hier interessierende Beiträge bringen. So die Arbeiten von Roman Reinfuss über die Szlachtowitzer Russen (*Próba charakterystyki etnograficznej Rusi szlachtowskiej na podstawie niektórych elementów kultury materialnej*, *Lud*, XXXVII/1947, S. 160—235), über die krakowiakisch-goralische Grenze im Lichte älterer und neuester ethnographischen Forschungen (*Pogranicze krakowsko-góralskie w swietle dawnych i najnowszych badań etnograficznych*, *Lud*, XXXVI/1946, S. 222—255) und über die Lemken als ethnographische Einheit (Lemkowie jako grupa etnograficzna, *Lud*, VII/1949, S. 77—210), von Olga Gajkowa über die Volkskultur der Umgebung von Potylicz (*Kultura ludowa okolic Hor i Potylicza, Prace i materialy etnograficzne*, VI/1947, S. 38—76, VII/1949, S. 36—76), von Longin Malicki über die Gemeinschaftskultur der schlesischen Goralen (*Materialy do kultury społecznej górali slaskich*, ebendort, VI/1947, S. 77—126) und von Bronisława Kopczyńska-Jaworska über die Hirtenwirtschaft in den Beskiden (*Gospodarka pasterska w Beskidzie Śląskim*, *Lud*, VIII—IX/1951, S. 155—322).

Gute Fortschritte macht die polnische Hausforschung. Kazimierz Piechotka informiert uns über die Arbeiten des Institutes für polnische Architektur, die auch die Erforschung des volkstümlichen Hauses mit einschließen (*Badania budownictwa ludowego przez Zakład Architektury Polskiej Politechniki Warszawskiej*, P. Szt. L., III/I, S. 34—37). Doch liegen noch wenige Einzeluntersuchungen vor. Witold Krassowski gibt einen Einblick in die historische Hausforschung der Polen (*Chalupa polska na przelomie XVI i XVII wieku*, P. Szt. L., VII/4—5, S. 281—302): er versucht auf Grund der Ähnlichkeit mit einwandfrei datierten Häusern weitere Haustypen in den Untersuchungsbereich einzubeziehen und vergleicht zu diesem Zweck auch Bauelemente untereinander. Eine weitere Untersuchung gilt den Laubenhäusern (Zofia Cieślareinfussowa, *Dom z wnoka w polskiej architekturze ludowej*, P. Szt. L., VI/4—5, S. 263—269). Ebenso gründlich ist die Arbeit von Roman Reinfuss über einen Haustypus von Orawa, der sich durch den Einbau eines luftigen Speicherraumes unterhalb des Dachüberfanges auszeichnet (*Orawski dom z wyzka*, P. Szt. L., IV/1—6, S. 36—55). Schließ-

lich beschreibt Zofia Kurkowa einen Haustypus mit giebelseitigem Eingang aus dem Sandez-Gebiet (Waskofrontowe chalupy w Sadecczyźnie, P. Szt. L., IV/7—12, S. 126—128) und ergänzt damit eine Arbeit von Seweryn Udziela aus dem Jahre 1904 (Kilka słów o strojach, budowach, sprzętach i naczyaniach w Sadecczyźnie, Lud, X/1904, S. 168—192, 299—327 und 423—433). Als eine gute Übersicht wäre noch das Bilderwerk über die polnische Architektur bis zur Mitte des 19. Jahrhunderts (Architektura polska do połowy XIX wieku, Warszawa, Państw. Wydawn. Techniczne, 1952, 25 S., 449 Taf.) zu erwähnen, welches von Jan Zachwatowicz in Zusammenarbeit mit Zigmunt Świechowski und Jerzy Milobedzki herausgegeben wurde.

Einen besonders instruktiven Überblick über das Dach im gesamt-polnischen Gebiet einschließlich der technischen Einzelheiten wie Dachneigungswinkel, Windbretterauszier usw. mit sehr guten technischen Zeichnungen und Verbreitungskarten vermittelt uns Gerard Ciolek (Dach w polskiem budownictwie wiejskim, P. Szt. L., I/1—2, S. 45—49; II/1, S. 12—19). Hierzu ist noch die Arbeit von Maria Żywirska über den First des kurpischen Hauses (Zdobienie rzeźba w drewnie chaty kurpiowskiej — Szczyt, P. Szt. L., III/3—4, S. 105—111) zu stellen.

Für den polnischen Raum charakteristisch ist auch die Bemalung der Hauswände. Roman Reinfuss gibt eine gründliche Übersicht und arbeitet eine ältere geometrische und mit Sinnbildern durchsetzte Malerei und eine bedeutend jüngere polychrome Bemalung mit Pflanzenmotiven heraus (Malowane zreby chałup wiejskich, P. Szt. L., III/7—8, S. 200—219): die ältere Bemalung war noch vor nicht allzulanger Zeit in der Nähe von Lowicz, Opoczno, Radom, Cracow, Bochnia und Tarnów festzustellen, während die Lemken-Hausbemalung durch eine besondere Grundierung ausgezeichnet war. Die neuere Bemalungsart ist jedoch in der Nähe von Krakau und von Dabrowa anzutreffen. Über die ältere Bemalung liegt eine weitere Arbeit über die Gegend von Rzeszów vor (Franciszek Kotula, Malowane zreby chałup w Rzeszowskim, P. Szt. L., V/1—2, S. 12—18), während über die gegenwärtige Pflanzenmalerei Reinfuss und Szewczyk arbeiten (Roman Reinfuss, Malowane ścienne z Chotyziów, P. Szt. L., VIII/1, S. 50—54; Zdzisław Szewczyk, Konkurs na malowane dąbrowskie, P. Szt. L., II/11—12, S. 42—46). Als eine wertvolle Ergänzung dieser Arbeiten ist die Abhandlung von Hanna Pieńkowska über die Malereien der Holzkirche von Orawce, die vollkommen im Geiste der Renaissance ausgeführt ist (Dekoracja malarska kościoła w Orawce, P. Szt. L., VII/6, S. 335—347) anzusprechen.

Einen beachtlichen Stand hat die Möbelforschung aufzuweisen. Eine tiefeschürfende Monographie der bemalten Möbel der Krakauer Umgebung bringt Roman Reinfuss. Zuerst wird der Möbelstil der Werkstatt in Morawica und der beiden Ableger in Cholerzyn und Mnikow untersucht, der vollkommen isoliert dasteht und eine Handwerkstradition der Familie Sikorski im späten 19. und im 20. Jahrhundert darstellt (Malowane „morawickie“ skrzynie krakowskie, P. Szt. L., II/1, S. 20—29). Im Dorfe Kaszów nördlich Krakau ist seit dem Beginn des 19. Jahrhunderts eine andere Werkstatt nachzuweisen, die der Familie Zak gehört, und die auch die Werkstätten der Nachbarschaft beeinflusste (Skrzynie zdobione z okolic Krakowa, P. Szt. L., II/9—10, S. 33—43). Im dritten Teil dieser Arbeit (P. Szt. L., III/1—2, S. 9—25) befaßt sich Reinfuss mit den Truhen von Czernichow östlich von Krakau, die u. a. zum Unterschied der Dreifelderteilung von Kaszów eine paarweise Anordnung der naturalistisch dargestellten Blumen auf der Truhenvorderseite aufweisen und den ältesten Typus der Krakauer

Möbelmalerei darstellen. Weiters wird noch eine Gruppe von Truhen aus der Gegend von Tyniec und Kaszów (westlich von Krakau) behandelt, deren Hauptcharakteristikum ein mannigfaltig geformter Stern ist, der als Zierelement aus den städtischen Intarsienarbeiten der Barock- und Empirezeit in die volkstümliche Möbelmalerei eingedrungen ist. Der besondere Wert dieser Monographie ist die umfassende Auswertung aller erreichbaren Quellen in kulturhistorischer und kulturgeographischer Hinsicht, wie auch die pedantische Analyse aller Zier- und Bauelemente, die sich auch auf anderen Sektoren der Volkskunstforschung als vorbildlich erwiesen hat. Eine weitere Arbeit befaßt sich mit der kurländischen Truhenmalerei (Zofia Cieśla-Reinfussowa, *Skrzynie kurlandzkie z pow. Ostroleckiego*, P. Szt. L., V/4—5, S. 124—130), deren ein Haupttypus mit der masurischen Malerei zusammenhängt, der zweite Haupttypus aber anscheinend mit den obenerwähnten Truhen von Czernichow eine weite Verbreitung im polnischen Raum aufzuweisen hat. Mit den pommerschen Volksmöbeln macht ein allgemein gehaltener Aufsatz von Agnieszka Dobrowolska (*Meble ludowe zachodnio-pomorskie*, P. Szt. L., IV/1—6, S. 56—61) mit Abbildungen vornehmlich aus dem Stettiner Museum bekannt, ohne aber auf die Arbeit von Fritz Adler (Pommern, Band XI der Deutschen Volkskunst, München 1930) Bezug zu nehmen. Eine bedeutend strengere Stellung nimmt Reinfuss bei der Untersuchung der Renaissanceelemente in den polnischen Volksmöbeln ein (*Roman Reinfuss, Elementy renesansowe w polskim meblarstwie ludowym*, P. Szt. L., VII/6, S. 327—334).

Verhältnismäßig wenig Bearbeitung findet die volkstümliche Schnitzerei des Hausrats. Hier liegt eine ausgezeichnete Arbeit von Wiesława Kolago über Löffelreme der Goralen des Neumarkter Bezirkes (*Lyzniki podhalańskie*, P. Szt. L., II/9—10, S. 11—32) vor, die vor allem auf die Typen — vom einfach gelochten Brett bis zur Lochleiste mit reich dekorierten Rückwand und Stirnleiste — und den Formenschatz der volkstümlichen Kerbtechnik eingeht. Wesentlich mehr Aufmerksamkeit wird der Bildschnitzerei gewidmet. Maria Znamierowska-Prüfferowa führt uns mehrere volkstümliche Bildschnitzer aus Kujawien vor, nämlich Jan Centkowski und Feliks Blaszczyk, die vornehmlich auf religiösem Gebiet arbeiten und insbesondere die Muttergottes zum Gegenstand ihrer Darstellung machen. Diese Vorliebe für religiöse Themen ist aber bei allen polnischen Bildschnitzern festzustellen. Janusz Swiezy bringt eine Zusammenstellung von „Heiligschnitzern“ (*swiatkarze*) aus Bilgoroj (Lubliner Bezirk), wie Jacek Malek, Blazej Grabek, Pawel Bień, Mikołaj Gomiela, Franciszek Ciosmak, Sebastian Pawlos und sein Sohn Wojciech und Stanislaw Zieby (*Swiatkarze bilgorojscy*, P. Szt. L., I/1—2, S. 50—59), deren Arbeiten die Kapellen und Bildstöcke entlang der Straßen dieser Gegend zieren. Józef Grabowski geht den verkehrten Weg und untersucht die stilistischen Eigenheiten der Holzplastiken des Rzeszów'er Bezirkes (*„Szkola krośnieńska“ w rzeźbie ludowej*, P. Szt. L., II/3, S. 16—29). Obwohl im allgemeinen die bäuerlichen Bildschnitzer keinen Kontakt untereinander haben und ganz individuell schaffen, heben sich doch gewisse Volkskunstgruppen — sogenannte Schulen — ab, wie es Grabowski an der „Schule von Krosno“ aufzeigt. Das beweist aber auch, wie sehr sich die gegenwärtige polnische Volkskunstforschung um Probleme bemühen muß, die zum Beispiel im österreichischen Alpengebiet schon vor einem halben Jahrhundert angegangen worden sind. Thematisch aber geht durch all die Plastikarbeiten wie ein roter Faden die ungemein symbolhaft wirkende Darstellung Christi als Schmerzensmann. Neben der be-

reits erwähnten Arbeit Grabowskis ist hier besonders die Abhandlung Michal Walickis (O nowa interpretacje pojecia „Chrystusa frasobliwego“, P. Szt. L., VIII/2, S. 100—103) einzuordnen, der das Vorbild der Schmerzensmann-Darstellung der Kleinen Passion Dürers in der Terrakotta-Plastik des Andrea Briseo um 1490 sieht. Eine andere Arbeit von Józef Grabowski behandelt die Heiliges Grab-Darstellung zweier Kapellen der Rzeszower Wojwodenschaft (Zespoły rzeźb z wyobrażeniami Bożego Grobu, P. Szt. L., II/2, S. 16—24).

Schließlich sei noch auf einen Aufsatz eines Malers über einen Bildschnitzer und seine Arbeit (Kasper Podhwański, Artysta i świątki, P. Szt. L., II/6—8, S. 88—93), sowie auf die Berichte über weitere zwei Schnitzer (Anna Kowalska-Lewicka, Józef Janos — rzeźbiarz ludowy z Debna, P. Szt. L., VIII/3, S. 162—173; Adam Glapa, Antoni Twardowski — nieznaný rzeźbiarz ludowy, P. Szt. L., VIII/4, S. 252—253) hingewiesen.

Aber auch der profane Lebensbereich wird in die Betrachtung einbezogen, so behandelt Mieczysław Gladysz das plastische Schaffen der schlesischen Bergleute und geht auch auf das Hauergerät, wie Lampen, Stöcke usw., ein (Z twórczości plastycznej górników śląskich, P. Szt. L., VI/3, S. 147—154). Wesentlich aufschlußreicher ist die Arbeit von Tadeusz Sewerny über den Bergmann Józef Markowski aus Wieliczka, der durch seine Salzschnitzereien Weltberühmtheit erlangt hat (Józef Markowski, górnik wielicki, P. Szt. L., VI/3, S. 155—162), und der auch bereits 1903 in der Arbeit von Ludwig Mlynek über Wieliczkaer Salzschnitzereien (Die Salzschnitzereien der Wieliczkaer Bergarbeiter, ZföV, IX/1903, S. 160—163) neben anderen erwähnt wird. Eine Ergänzung zu den letzten Aufsätzen bilden die Ausführungen von Maria Zywirska über die volkstümlichen Grundlagen der Kultur der Bergleute (Podłoże ludowe w kulturze górniczej, P. Szt. L., VI/3, S. 127—130).

Im Anschluß an die volkstümliche Plastik sei noch auf die Arbeit von Tadeusz Sewerny über das polnische Spielzeug (Polskie zabawki ludowej, P. Szt. L., III/6, S. 163—172) hingewiesen.

Aus dem Bereich der Modellschereie werden kurz Ratiborer Lebkuchenmodell und solche aus Paslek (früher Pr. Holland) behandelt, die vollkommen in die mitteleuropäische Handwerkskunst eingeordnet werden können und deren Höhepunkte die Darstellungen einer Immaculata (Paslek) und einer Maria auf der Mondsichel (Ratibor) bilden (Janina Ginett-Wojnarowiczowa, Piernik raciborski, II/11—12, S. 38 f., und Cecylia Vetulani, Pasleckie formy piernikarskie, VII/1, S. 56 ff.).

Ein reizvolles Kapitel ist die Krippenkunst, deren historische Erforschung noch in den Anfängen steht. 1932 hat uns Aleksander Jaworczak eine Beschreibung einer Krippe und eines Kripperlspieles gegeben (Szopka w Dabrówkach pow. Łańcut, Lud. XXXI, S. 53—65). Nun unternimmt es Roman Reinfuss, die Spielkrippe von Sieteszy (Bezirk Przewor) bis ins kleinste Detail zu beschreiben und bringt einige Proben der derben Parodien, die die eigentlichen Vorführungen umranken (Szopka s Sieteszy w powiecie przeworskim, P. Szt. L., III/11—12, S. 328—335). Reinfuss behandelt aber auch die Architektur der Krippen, die besonders für die Krakauer Gegend charakteristisch ist, und versucht, auch die Berufe der Krippenmacher zu erfassen (Architektura szopki krakowskiej, P. Szt. L., II/11—12, S. 8—26). Wie lebendig die Krippe noch heute in Polen ist, beweist am besten die Tatsache, daß alljährlich in Krakau Wettbewerbe im Szopka-Bauen stattfinden. Zofia Kurkowa, Zofia Barbara Głowa und Zofia Szromba bringen über diese Wettbewerbe ausführliche Berichte und zahlreiche Abbildungen (Zofia Kurkowa, Z konkursu szopek w Krakowie, P. Szt. L., III/1—2, S. 62; IV powojenny kon-

kurs szopek w Krakowie, P. Szt. L., III/11—12, S. 362—363; Z konkursu szopek w Krakowie, P. Szt. L., IV/7—12, S. 156—157; VI powojenny konkurs szopek krakowskich, P. Szt. L., VI/1, S. 60—61; Zofia Barbara Glowa, VII powojenny konkurs szopki krakowskiej, P. Szt. L., VII/1, S. 62—63; Zofia Szromba, VIII powojenny konkurs szopek krakowskich, P. Szt. L., VIII/2, S. 126—128).

Hier wären noch einige Abhandlungen über die brauchtümliche Volkskunst einzufügen, so die Arbeit von Franciszek Kotula, der das Theatralische in Sitte und Brauch in der Puszcza Sandomierska behandelt (Teatralność zwyczajów i obrzędów, P. Szt. L., VI/6, S. 335—343) und ebenso der Aufsatz von Adam Chetnik über die österliche Volkskunst der Kurpen (Sztuka kurpiowska w okresie wielkanocnym, P. Szt. L., II/2, S. 6—15) — Chetnik hat auch einen beachtlichen Beitrag zur Kenntnis der Bernsteinverarbeitung am Narew geschrieben (Przemysł i sztuka bursztyniarska na Narwia. Lud, XXXIX/1952, S. 355—415) — und der kurze Überblick über das polnische bemalte Osterei von Maria Sagajlo-Kaczanowska (Snaczenie ornamentu i techniki zdobienia w pisankach, P. Szt. L., II/3, S. 6—8) anzuschließen.

Eine besonders liebevolle Erforschung erfährt die Hinterglasmalerei. Józef Grabowski und Roman Reinfuss untersuchen die Bilder mit Darstellungen Janosiks und seiner Räuber. Während Grabowski (Obrazy zbójnicze na szkle, P. Szt. L., I/1—2, S. 32—44) auf Grund stilistischer Merkmale eine Gruppierung vornimmt, untersucht Reinfuss (Przyczynki do ikonografii obrazów janosikowych na szkle malowanych, P. Szt. L., III/5, S. 150—155) vor allem die Kostümelemente der goralischen Hinterglasmalerei und stellt auch hier — Janosik war Slowake — eine direkte Abhängigkeit von slowakischen Vorbildern fest. Als Ergänzung zu diesen Arbeiten wäre noch die Abhandlung von Władysław Müller über die gesellschaftlichen Grundlagen der Janosik-Motive in der Volkskunst (Społeczne podłoże motywów janosikowych w sztuce ludowej, P. Szt. L., V/4—5, S. 119—123) zu erwähnen. Weitere zwei Arbeiten befassen sich mit dem Hinterglasmalbestand bestimmter Gebiete (Józef Grabowski, Obrazy na szkle z Jelesni, P. Szt. L., II/9—10, S. 54—56; B. B., Współczesne obrazy na szkle z Jablonki na Orawie, P. Szt. L., II/2, S. 41—42). Endlich macht uns Reinfuss mit der gegenwärtigen Hinterglasmalerei bekannt, für deren Erlernung eigene Kurse eingerichtet wurden (Roman Reinfuss, Kursy malowania na szkle, P. Szt. L., VI/1—2, S. 60—62). Das Schaffen einer einzigen Hinterglasmalerin untersucht Edyta Starek (Twórczość Heleny Roj-Kozłowskiej, P. Szt. L., VI/1, S. 29—34).

Eine besondere Vorliebe für Form und Farbe entwickelt die polnische Volkskunst im ein- und mehrfarbigen Scherenschnitt im Gebiet westlich und südwestlich von Warschau mit dem besonders ausgebildeten Kern um Lowicz. Diese keine hundert Jahre bestehende Volkskunst dient zur Ausschmückung der Stuben und ist ein Werk des Frauenfleißes. Neben den rein geometrisch-ornamentalen Faltschnitten sind es besonders die figürlichen und szenischen Darstellungen, „kodry“ genannt, die die Möglichkeit offen lassen, daß es sich hier um einen Ersatz für die ebenso bunte Hinterglasmalerei handeln könnte. Die Pflege dieser Volkskunst wird durch Veranstaltung von Wettbewerben in Form von Ausstellungen seitens des Ministeriums für Kultur und Kunst gefördert. Über den Scherenschnitt der Lowiczter Gegend berichten vor allem Aleksander Wojciechowski (Tematyka społeczne i polityczna w wycinance lowiczej, P. Szt. L., III/11—12, S. 344—353; Wycinanka sannicka, P. Szt. L., VII/3, S. 142—148), Eugenia Massalska

(Wycinanki lowickie rodziny Strycharskich, P. Szt. L., II/2, S. 35—40), Janina Stankiewiczowa (Konkurs wycinanki lowickiej, P. Szt. L., II/3, S. 38), Maria Przedziecka (Wystawa sztuki i rekordziela ludowego województwa Łódzkiego, P. Szt. L., VII/3, S. 173—185) und J. Chelmińska-Swiatkowska (Wycinanka lowicka, Prace i materiały etnograficzne, P. Szt. L., VIII—IX/1952, S. 617—664), über die Gegend von Sieradz Zofia Cieśla-Reinfussowa (Z wystawy wycinanek ludowych w Sieradzu, P. Szt. L., VI/1, S. 52—54), über die Gegend von Kielce Jan A. Zaremba (Wycinanki opoczyńskie na wystawie w Kielcach, P. Szt. L., IV/7—12, S. 158) und über die Gegend von Sładow Zofia Glowa (O tak zwanych „wycinankach miedzowskich“, P. Szt. L., VIII/4, S. 251—252).

Einige interessante Arbeiten führen uns in die polnische volkstümliche Graphik ein. Dies besonders Tadeusz Seweryn, der aber auch auf gesamteuropäische Zusammenhänge eingeht und in 90 Abbildungen Proben aus allen Gebieten dieser Kunst gibt (Ludowa grafika staropolska, P. Szt. L., VII/4—5, S. 201—244). Seweryn untersucht die altpolnische Graphik nach ihrem ethnographischen und brauchtümlichen Gehalt und kann so wichtige neue Quellen erschließen (Ikografia etnograficzna, Lud., XXXVIII/1949, S. 229—276, XXXIX/1952, S. 291—354). In den übrigen Aufsätzen finden nur einige Holzschnitte eine entsprechende Würdigung (J. G., Drzeworyt ludowy z Wietrzna, P. Szt. L., II/3, S. 34; Franciszek Kotula, Kłoczek drzeworytowy z Woli Zarezyckiej, P. Szt. L., III/7—8, S. 241—243; Maria Przedziecka, Nieznany drzeworyt ludowy, P. Szt. L., VII/3, S. 153—158).

Einen breiten Raum nehmen die Arbeiten der Keramikforschung ein. Für die Forschung der Töpferei ist von ganz besonderer Wichtigkeit die selbständig erschienene Arbeit von Włodzimierz Holubowicz, Garncearstwo wiejskie zachodnich terenów Białorusi (Towarzystwo naukowe w Toruniu, Prace prehistoryczne 3/4, Toruń 1950, 283 S., 66 Abb., 43 Phot., 2 Karten), welche die ländliche Töpferei der westlichen Gebiete Weißrußlands und da vor allem die Methoden der Tonbearbeitung und des Gefäßaufbaues, besonders der Wulsttechnik, behandelt. Für die Wiener Volkskundler ist diese Arbeit ein ganz besonderer Gewinn insofern, weil gerade das Österreichische Museum für Volkskunde eine wertvolle Vergleichssammlung aus diesem Gebiet besitzt und zwar nicht nur an Produkten, sondern auch an Werkzeugen und Geräten der Töpferei. Eine weitere Arbeit, die als Skriptum für Fachschulen gedacht ist (Rudolf Krzywicz, Podstawy technologii ceramiki, 1950, 116 S., 101 Abb.), und ebenso der zweite Teil über die Geschichte des Töpferofens (Historia pieca garnciarskiego, Poznań-Wrocław 1954, 103 S., 106 Abb.) konnte leider nicht eingesehen werden. Eine selbständige Erscheinung von Wichtigkeit ist auch der Katalog der volkstümlichen Töpferei der Wojewodschaft Rzeszów, der zum Ausgangspunkt die reichhaltigen Sammlungen des Ethnographischen Museums in Łódź nimmt und eine Gemeinschaftsarbeit der Wissenschaftler dieses Museums unter der Redaktion von J. Krajewski darstellt (Katalog garncarstwa ludowego województwa rzeszowskiego, Praca zbiorowa pod redakcją J. Krajewskiej, Wyd. Muzcum Etnograficzne w Łodzi, 1952, 84 S., 6 Taf., 128 Abb. — Besprechung von Roman Reinfuss unter dem gleichen Titel: P. Szt. L., VII/3, S. 189—190).

Daneben aber befassen sich eine Menge von Abhandlungen mit der polnischen Keramik. Außer den später zu erwähnenden Arbeiten von Zaki über die grabungstechnische Volkskunstforschung ist noch der Aufsatz von Franciszek Kotula (Etnograficzne „wykopaliska“ w Rzeszowie, P. Szt. L., III/11—12, S. 354—356) zu erwähnen, den er 1953

zu einer Monographie der Rzeszower volkstümlichen Majolika ausbaut (Rzeszowska majolika ludowa, P. Szt. L., VII/4—5, S. 303—319). Handwerksgeschichtlich von Interesse ist die Geschichte des Krakauer Töpferhandwerks von Juliusz Kostysz (Z dziejów krakowskiego garncarstwa, P. Szt. L., V/1—2, S. 6—11). Hier wäre allerdings auf den Codex picturatus des Balthasar Behem aus dem Jahre 1505 hinzuweisen (Die alten Zunft- und Verkehrrordnungen der Stadt Krakau. Herausgegeben von Bruno Bucher, Wien 1889, XXXVI + 112 S., 27 Taf.). Ebenso umfangreich ist der behandelte Zeitraum von Maria Przedziedka in ihrer Arbeit über die Keramik in Pommern (Ceramika pomorska, P. Szt. L., VIII/4, S. 214—232).

Wichtig sind die Arbeiten über einzelne Gebiete der Töpferkunst im 19. und 20. Jahrhundert. Reinfuss und Bojarska (Roman Reinfuss, Brzostek — zapomniany ośrodek ludowego garncarstwa, P. Szt. L., V/6, S. 167—170; Irena Bojarska, Naczynia gliniane z Brzostka, P. Szt. L., V/6, S. 171—176) behandeln die Töpferei von Brzostek, nördlich von Jasło, die besonders in bezug auf die geäderte („fladowana“) Keramik von Interesse ist. Franciszek Kotula bringt eine Übersicht der Töpferarbeiten aus Lezajsk, nordöstlich von Rzeszów, deren Grautonware sich zum Teil durch mittelalterliche Deckelformen auszeichnen und deren Glanzverzierung Parallelen bis ins niederösterreichische Weinviertel aufzuweisen hat (Franciszek Kotula, Lezajski ośrodek ceramiczny, P. Szt. L., VII/1, S. 26—32). Eine besonders vorzügliche Bearbeitung findet diese „siwaki“ genannte Ware durch Zofia Cieśla-Reinfussowa (Siwaki z Białej Podlaskiej, P. Szt. L., VIII/5, S. 273—295). Die Werkstätten westlich von Krakau werden mit ihren typischen Produkten — es handelt sich teils um geritzte, teils um bemalte Hafnerkeramik und auch um solche mit ausgemodelten Auflagen — von Irena Bojarska (Krakowska ceramika ludowa, P. Szt. L., III/5, S. 140—149) beschrieben. Mit der gegenwärtigen kaschubischen Töpferei, die schon vollkommen auf den Betrieb auf der Spindeldrehscheibe eingestellt ist, macht uns Bożena Stelmachowska (Współczesna ceramika ludowa na Kaszubach, P. Szt. L., IV/7—12, S. 100—106) bekannt. Das gegenwärtige Schaffen der Kielcer und Lodzser Töpfer bringen die Wettbewerbsberichte von Roman Reinfuss (IV konkurs ceramiki ludowej w Kielcach, P. Szt. L., V/4—5, S. 154—158) und Chwalisław Zieliński (Konkurs i wystawa ceramiki ludowej województwa łódzkiego, P. Szt. L., VI/3, S. 170—174). Schließlich werden noch die Töpfer von Ilza behandelt, die sich durch ihre plastischen Arbeiten, zum großen Teil auch auf religiösem Gebiet, auszeichnen (Maria Zakowska, Stanisław Kosiarski garncarz ilzecki, P. Szt. L., I/1—2, S. 20—21; Andrzej Wajda, Wincenty Kitowski — Ilzecki artysta ceramik, P. Szt. L., VI/2, S. 92—95). Weitere Behandlung finden die Töpfer von Ilza noch in der Arbeit von Aleksander Jaworzczak über die Ilzer Innungsgeschichte (Z dziejów cechu garncarskiego w Ilzy, Prace i materiały etnograficzne, VII/1949, S. 301—331), dann folgen noch Aufsätze von Longin Malicki über die Töpferei von Rabce-Poddziałe (Garncarstwo w Rabce-Poddziałe, ebendort, S. 332—334), von Jan Piotr Dekowski über das letzte Töpferzentrum im Bereich von Opoczno (Ostatnim ośrodku garncarstwa w Opoczynie, ebendort, S. 335—338) und von Maria Zywirska über die Töpferei von Puszcza Biała (Garncarstwo Puszczy Białej, ebendort, S. 339—347). (Fortsetzung folgt.)

# Der Schuß auf den toten König

Von Leopold Schmidt

Volkstümliche Dichtung und Bildkunst des 16. Jahrhunderts haben mit einer gewissen Vorliebe ein Thema der mittelalterlichen Legendensliteratur aufgenommen, das vor einigen Jahren durch die Diskussion zwischen Anton Dörrer und mir wieder etwas geläufiger geworden ist<sup>1)</sup>. Es handelt sich um die aus den *Gesta Romanorum* bekannte Geschichte von den Königssöhnen, die sich über ihr Erbe nicht einigen können und deshalb zu einer unmenschlichen Prüfung getrieben werden: wer von ihnen das Herz des toten Vaters treffen werde, der solle sein Reich erben. Der Leichnam des Vaters wird ausgegraben, und die unechten Söhne schießen wirklich nach seinem Leib, wogegen der echte sich weigert, einen solchen Frevel zu begehen. Deshalb wird er als der echte und einzig würdige Erbe anerkannt<sup>2)</sup>. Die Motiverzählung kam dem Jahrhundert der Reformation besonders gelegen, manche dichterische Fassungen deuten mehr oder minder kräftig an, daß nur die von ihnen vertretene Konfession dem echten Erben gleiche, und die anderen, wetteifernden, jenen unwürdigen Söhnen ähnlich seien, die demgemäß das Erbe des Vaters verlieren mußten.

Das Motiv ist auch in die Bildkunst des Jahrhunderts eingegangen. Hans Baldung, genannt Grien, hat bereits 1517 den Schuß der drei Söhne auf den toten König in einer Federzeichnung gestaltet<sup>3)</sup>. Dennoch ist die literarische Beziehung des Motives nicht immer erkannt worden. Es sei deshalb erlaubt, hier auf eine bisher nicht in diesen Zusammenhang gerückte Darstellung aufmerksam zu machen, die für die Bewertung des Stoffes besonders bezeichnend erscheint. Anlässlich der neuesten Publikation der Schätze der Schatzkammern der Residenz zu München ist nämlich eine schöne Goldschmiedearbeit

---

<sup>1)</sup> Leopold Schmidt, Zur Stoffgeschichte des Ordensdramas in Oberösterreich (Oberösterreichische Heimatblätter, Bd. I, Linz 1947, S. 277 f.).

Anton Dörrer, Das Spiel vom toten König aus Bozen (Der Schlern, Bd. 21, Bozen 1947, S. 345).

Leopold Schmidt, Zum Stoff des Steyrer Dominikanerspieles von 1628 (Österr. Zeitschrift für Volkskunde, N. S. Bd. II, 1948, S. 195 ff.).

Anton Dörrer, Totentanz und Dominikanerspiel (Österr. Zeitschrift für Volkskunde, N. S. Bd. II, 1948, S. 198 ff.).

<sup>2)</sup> *Gesta Romanorum*. Das älteste Märchen- und Legendensbuch des christlichen Mittelalters. Mit einer Einführung von Hermann Hesse. Leipzig o. J. S. 31 f.

<sup>3)</sup> Dörrer, wie Anmerkung 1 (Österr. Zeitschrift für Volkskunde, N. S. Bd. II, 1948, S. 198) nach Josef Nadler, Literaturgeschichte der deutschen Stämme und Landschaften.

genauer behandelt worden, welche unser Motiv zeigt<sup>4)</sup>. Es handelt sich um ein Trinkgeschirr, das laut Inschrift des goldenen Lippenrandes Markgraf Georg von Brandenburg-Ansbach im Jahre 1536 gestiftet hat. Nach der Vermutung des Bearbeiters Hans Thoma handelt es sich um ein Gedenkstück, das der Markgraf im Jahre seiner Regierungsübernahme für seinen minderjährigen Neffen Albrecht Alcibiades für diesen hat machen lassen<sup>5)</sup>. Das prachtvolle Achatgefäß ist mit einem goldenen Deckel geschlossen, der in Treibarbeit vier Szenen aufweist, die Thoma als „biblische und antike Szenen“ anspricht und folgendermaßen beschreibt: „Links: der Leichnam des Vaters dient den Söhnen als Zielscheibe; auf der Abbildung oben: Urteil Salomonis; unten: Die abgezogene Haut des ungerechten Richters wird auf dem Richterstuhl verhöhnt; rechts: Blendung des Richters Zaleukos von Lokri“. Die erste hier genannte Szene, übrigens die flächenmäßig größte Darstellung, zeigt nun unser Motiv. Der Leichnam des Vaters hängt in einer Binde am Baum links, von rechts her kommen ein nackter und ein bekleideter Bogenschütze. Im Mittelgrund sind die drei Söhne vor einem Reiter zu sehen, zwei von ihnen stehen, der dritte kniet. Das ist wohl der jüngste, der nicht auf seinen Vater schießen will. Im Hintergrund ist noch das Königsschloß auf dem Berge zu erkennen.

Bemerkenswert ist die Zusammenfügung des Motives mit drei anderen Richterszenen. Man wird nach diesem vierteiligen Richterbild des Deckels den Pokal wohl geradezu als Richterpokal bezeichnen dürfen. Wenn ihn Markgraf Georg tatsächlich, wie Thoma annimmt, seinem Neffen Albrecht Alcibiades gewidmet hat, dann wohl als ernste Mahnung, ein gerechter Richter zu sein. Das war bei dem stürmischen Charakter des Neffen zweifellos notwendig genug. Man wird aber wohl auch den unaufdringlichen, aber immerhin deutlichen konfessionellen Charakter des Pokales nicht verkennen dürfen. Die Ansbacher Markgrafen standen wohl den Habsburgern politisch nahe, wandten sich konfessionell jedoch der Reformation zu. Karl Brandi umschreibt diese Haltung mit dem aufschlußreichen Satz: „Ihm — dem Markgrafen Casimir — folgte sein Bruder und Erbe, Markgraf Georg, der wegen des Besitzes von Jägerndorf in Schlesien wiederum der habsburgischen Freundschaft bedurfte, aber innerlicher und beharrlicher die Sorge um das Evangelium festhielt“<sup>6)</sup>. Der Richterpokal drückt diese Einstellung des Markgrafen offenbar sehr deutlich aus.

Diese Identifizierung der Darstellung auf diesem prachtvollen Stück des Kunsthandwerks weist aber wiederum darauf hin, daß wir den mehrfachen Sinn derartiger Motive im Reformationszeitalter nicht unterschätzen dürfen. Ich habe bei der Besprechung des Steyrer Dominikanerspieles von 1628 absichtlich darauf aufmerksam gemacht, daß diese Stoffwahl ihren Grund gehabt haben muß, und daß wir es, wie sehr häufig in der österreichischen Gegenreformation, mit einer katholischen Kontrafaktur zu einem bei den Protestanten besonders beliebten

---

<sup>4)</sup> Hans Thoma, *Kronen und Kleinodien. Meisterwerke des Mittelalters und der Renaissance aus den Schatzkammern der Residenz zu München*. Aufnahmen von Watter Hege. München 1955. Abb. 29.

<sup>5)</sup> Thoma-Hege, ebendort, S. 22.

<sup>6)</sup> Karl Brandi, *Kaiser Karl V. Werden und Schicksal einer Persönlichkeit und eines Weltreiches*. München 1937. S. 255.

Thema zu tun haben können<sup>7)</sup>. Der Richterpokal der Ansbacher Markgrafen weist neuerlich darauf hin, daß das Motiv im Umkreis der Reformation besonders beliebt gewesen ist. 1536 ist dieser Pokal von einem Nürnberger Meister, wahrscheinlich Melchior Beyer dem Älteren, angefertigt worden. 1552 hat der Nürnberger Hans Sachs seine „Historia“ über den Stoff geschrieben. Man wird die Kontinuität der Motivtradition in diesem Bereich also nicht verkennen können.

---

<sup>7)</sup> Vgl. dazu Leopold Schmidt, Zur österreichischen Form der Tannhäuser-Ballade (Jahrbuch des österreichischen Volksliedwerkes, Bd. I, Wien 1952, S. 9 ff.).

### Ein Österreichisches Biographisches Lexikon

Die Akademie der Wissenschaften in Wien gibt ein Österreichisches Biographisches Lexikon heraus, das alle diejenigen österreichischen Frauen und Männer erfassen soll, die zwischen 1815 und 1950 im jeweiligen österreichischen Staatsverband gelebt haben bzw. vor 1950 gestorben sind und auf den verschiedenen Gebieten des öffentlichen Lebens wie der Wissenschaft, Kunst, Wirtschaft, Politik, des Militärs usw. Hervorragendes geleistet haben.

Ein solches Werk hat nur dann Sinn, wenn es vollständig und erschöpfend ist. Um dieses Ziel zu erreichen, wendet sich die Akademie an alle, die aus persönlichen oder fachlichen Gründen Interesse am Zustandekommen dieses Lexikons haben und bittet, die Namen derjenigen Personen, die nach ihrer Meinung in das Lexikon gehören, der Redaktion mitzuteilen.

Da das Unternehmen auch für die Geschichte der österreichischen Volkskunde von großer Wichtigkeit ist, schließt sich die Redaktion diesem Aufruf an, und ersucht alle Mitarbeiter und Leser um tatkräftige Förderung des Unternehmens.

Zuschriften werden erbeten an: Österreichisches Biographisches Lexikon, Dr. Eva Obermayer-Marnach, Universität Wien, Institut für Österreichische Geschichtsforschung.

# Chronik der Volkskunde

## Das Tiroler Museum bäuerlicher Arbeitsgeräte

Die nach 1945, mitbeeinflusst von den zerstörenden Kriegseinwirkungen, so kraftvoll aufgetretene junge Wissenschaft der Volkskunde<sup>1)</sup> hat unter anderem ihr Interesse auch einem bisher bei uns — zum Unterschiede von den Nordländern — völlig vernachlässigten Zweige dieser Disziplin, der Gerätekunde, zugewandt. In der Lüneburger Heide wurden bei ihrer Umwandlung in Truppenübungsplätze schon in den Dreißigerjahren zahlreiche urtümliche Häuser und Höfe als Volksdenkmäler erklärt und als Freilichtmuseen betrachtet<sup>2)</sup>. In der Nähe der alten Hansastadt Riga bildete sogar ein ganzes Dorf samt Kirche ein solches Freilichtmuseum<sup>3)</sup> und berühmt sind die nördischen folkloristischen Sammlungen wie etwa das Freilicht- und das Nordische Museum in Stockholm-Skansan im Djurgården oder das Nationalmuseum in Kopenhagen und die Sammlung bäuerlicher Arbeitsgeräte in Ladeland auf Jütland.

Wohl haben auch bei uns in Österreich weitblickende Forscher und Sammler schon vor Jahrzehnten der wissenschaftlichen Sachkunde größeren Augenmerk zugewandt, wie Hermann Wopfner<sup>4)</sup> in Tirol, Viktor v. Geramb<sup>5)</sup> und Hanns Koren<sup>6)</sup> für die Steiermark, Oswin Moro<sup>7)</sup> für Kärnten, die Familie Haberlandt<sup>8)</sup> für das Österreichische Volkskundemuseum und Fritz Röck (Mitra) für das Völkerkundemuseum in Wien. Die dort entstandenen Sammlungen fanden ihren ersten musealen Niederschlag dank der Initiative von Leopold Schmidt auch erst 1954 in der großartigen Zusammenschau „Bauernwerk der Alten Welt“<sup>9)</sup> in der Neuen Hofburg. Am frühesten in Österreich hatten die steirischen diesbezüglichen Bemühungen zu einer Teillösung in Korens

1) Leopold Schmidt: Geschichte der Österreichischen Volkskunde.

2) W. Westermann: „Hof der Heidmark zu Fallingbostel“, Buchdruckerei Adolf Zech, Fallingbostel. „Heidemuseum zu Wilsede“.

3) „Brivdabas Muzeus“ mit der „Usmas-Holzkirche“.

4) Hermann Wopfner: „Volkskunde als Arbeitskunde“ (Der Schlern, 14. Jhg., H. 10/11/12, 1933). „Bergbauernbuch“, 2 Bde., 1952/54.

5) V. v. Geramb: „Ruf von der Grenze“, Jhg. 1942, S. 136 ff.

6) Hanns Koren: „Pflug und Arel“. Ein Beitrag zur Volkskunde der Ackergeräte, Salzburg 1950. Otto Müller.

7) Oswin Moro: „Volkskundliches aus dem Kärntner Nockgebiet“, S. 183 ff.: „Hofwesen und Arbeitsleben“, Verlag des Gesch.-Vereines für Kärnten, Klagenfurt 1952.

8) Arthur Haberlandt: „Die volkstümliche Kultur Europas in ihrer geschichtlichen Entwicklung“ (Illustrierte Völkerkunde, hrg. von Dr. Georg Buschan, II. Teil, Stuttgart 1926).

Michael Haberlandt: „Katalog der Sammlungen des Museums für Öst. Volkskunde“ in Wien, 1897.

9) Leopold Schmidt: Katalog der Ausstellung „Bauernwerk der Alten Welt: Europa, Asien, Afrika“, Univ.-Verlag Wilh. Braumüller, Wien.



Abb. 1. Schloß Bruck, Wehrturm und Zwingeranlagen  
(Phot. Dr. Kollreider).

„Geräte- und Fahrnissalle“ geführt, während der Brüder Moro langjährige Bestrebungen in Kärnten erst 1952/53 ihre erste Erfüllung in dem nach seiner Vollendung am meisten von allen versprechenden „Kärntner Freilichtmuseum“ am Kreuzbergl in Klagenfurt<sup>10)</sup> fanden. Ähnliche Planungen in Oberösterreich, Salzburg und Vorarlberg wurden bis heute nicht realisiert, obwohl die Gerätesammlung inzwischen durch das Österreichische Bundesdenkmalamt (1952)<sup>11)</sup> und den Österreichischen Städtebund (1954)<sup>12)</sup> zu einer allgemeinen musealen Gepflogenheit der Heimatkunde in Österreich wurde<sup>13)</sup>.

In diesem Zusammenhange hat auch das Land Tirol sich seiner einstigen Stärke als Bauernland erinnert und auf Anregung der Tiroler Landsmannschaft die Gründung eines „Bauernmuseums“ durch das Landeskulturamt im Jahre 1950/51 beschlossen<sup>14)</sup>. Demnach sollte dieses Museum in den drei Landesteilen Osttirol, Unterinntal und Oberinntal, jeweils angeschlossen an die landwirtschaftlichen Schulen dieser Bezirke

<sup>10)</sup> Gotbert Moro: „Zur Entstehung des Kärntner Freilichtmuseums“. Sonderdruck aus „Kärnten, lebendiges Volkstum“, Klagenfurt 1954. „Das Kärntner Freilichtmuseum“, Klagenfurt 1952, Selbstverlag des Kärntner Landesmuseums.

<sup>11)</sup> A. v. Loehr: Niederschrift über die am 17. Dezember 1952 im Bundesdenkmalamt abgehaltene Besprechung, betreffend landwirtschaftliche Museen.

<sup>12)</sup> Rundschreiben Nr. 7, 1954: Über museale Erfassung landwirtschaftlicher Geräte.

<sup>13)</sup> Leopold Schmidt: „Zur musealen Erfassung des bäuerlichen Arbeitsgerätes“ (Mitteilungsblatt der Museen Österreichs, 2. Jhg., H. 11/12 1953).

entstehen und mit zugesicherter, tatkräftiger Unterstützung der zuständigen Bezirk-Landwirtschaftskammer, der Landes-Landwirtschaftskammer und des Amtes für Landwirtschaft bei der Tiroler Landesregierung errichtet werden. Tatsächlich wurde erst im Herbst 1952 und zwar jetzt nur mehr mit Unterstützung seitens des Landeskultur- und Denkmalamtes mit dem Ausbau des ersten Teiles dieses Museums für den Bezirk Osttirol in Schloß Bruck bei Lienz begonnen, derselbe im Frühjahr 1953 fortgesetzt und im Sommer 1954 beendet. Als Ergebnis sind sechs stattliche, meist gewölbte Räume mit einer Fläche von ca. 300 m<sup>2</sup> in den Zwingeranlagen von Schloß Bruck zu buchen. Vor und gleichzeitig mit der Adaptierung der vorhandenen Räume ging die Sammlung der Geräte vonstatten, sodaß nach Vollendung des Umbaus gleich ihre Aufstellung vorgenommen werden konnte und das Museum praktisch im November 1954 fertig dastand, während seine offizielle Eröffnung erst im Frühjahr 1955 erfolgen kann. Nach dem Wegfall der beiden erstgenannten Teilmuseen in Imst und Rotholz mußte es unser Bestreben sein, allein eine möglichst geschlossene Zusammenstellung der Arbeitsgeräte, wie sie der Bauer auf dem Hofe, dem Felde, der Wiese und im Walde verwendet, zu bieten. Auf diese Weise ist praktisch erstmalig in Österreich ein reines „Bauernmuseum“ entstanden, das die wichtigsten Arbeitsvorgänge in Bildern demonstriert, alle Geräte, wie sie der Bauer im Ablauf eines Arbeitsjahres zur Hand nimmt, vorführt und das auch die erzeugten Natur- und handwerklichen Produkte zur Schau stellt. All dies ist in einem bäuerlich-einfachen Milieu, in den an den alten Wehrturm geschmiegtten Zwingeranlagen aus dem 16. Jahrhundert (Abb. 1) und in einer von Wiesen und Wald umschlossenen Bauernlandschaft aufgestellt, sodaß der Städter beim Besuche einen vollständigen Überblick über das Bauernwerk<sup>15)</sup> von der Furche bis zum Backofen, von der Faser bis zum Tuch sowie über die handwerkliche Verarbeitung der wichtigsten Rohstoffe unserer bodenständigen Wirtschaft in Schusterei, Tischlerei und Schmiede gewinnt. Der fortschrittliche, maschinell eingerichtete, moderne Bauer aber sollte von Ehrfurcht über den ungeheuren Arbeitsaufwand, die Geschicklichkeit und die beachtlichen manuellen Leistungen bei aller Bedürfnislosigkeit seiner Vorfahren ergriffen werden.

Im einzelnen bietet nun der erste Raum des Tiroler „Bauernmuseums“ die Ackergeräte von der Mistgabel über Spaten und Haue bis zu den verschiedenen Pflugarten und Eggen, der Sichel und „Rachgabel“, mit der die Garben aller Getreidesorten auf die Harfen gereicht werden. Dazu sind aus Photographien und Kunstbildern die Hausformen, sowie die Funktionen der einzelnen Geräte bei sämtlichen Arbeitsvorgängen zu ersehen. Der zweite Raum könnte auch „Ernteraum“ genannt werden, weil darin hauptsächlich die Druschgeräte für Körner und Hackfrüchte gezeigt werden. Man sieht hier die „Patsche“, den „Pengelstock“, die „Drischl“ und die „Stroh-Drillichgabel“ neben „Reuter“ und „Windmühle“, dann die verschiedenen Maß- und Transportgeräte wie „Vierling“, „Stiebich“, „Korngranat“ usw. und schließlich die Korn-Wassermühle mit ihren römischen und keltischen Vorgängern im Handbetrieb, bis zum „Mittn“ und „Broträhm“. Der dritte Raum, eine kleine runde Turmstube mit einer original bäuerlichen Felderdecke aus dem 17. Jahrhundert bildet die „Schusterstube“ mit hölzernem

<sup>14)</sup> „Tirol erhält ein Museum landwirtschaftlicher Geräte“, Tiroler Nachrichten vom 20. April 1951.

<sup>15)</sup> Erika Hubatschek: „Arbeit und Gerät“, Österreichische Volkskunde für Jedermann, Wien 1952.

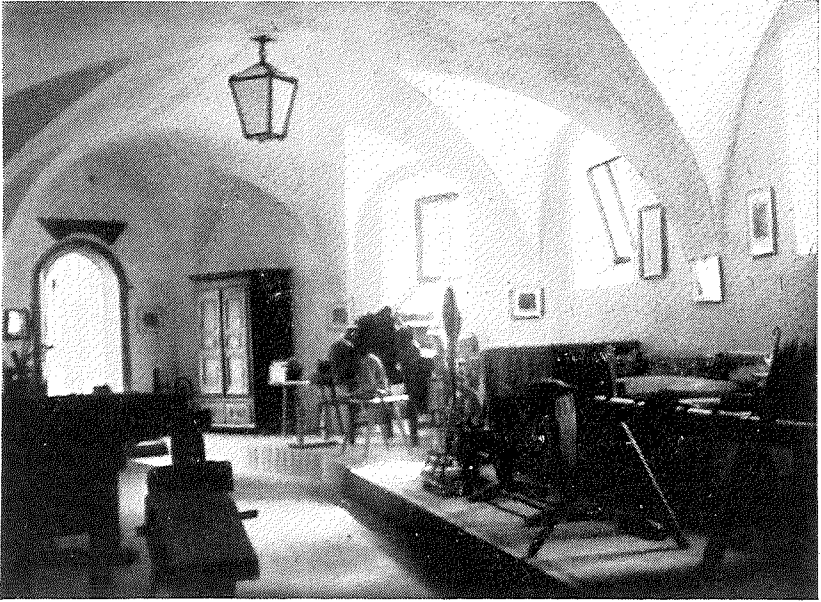


Abb. 2. Hauptsaal des Gerätemuseums  
(Phot. Dr. Kollreider).

Arbeitsbankl, Dreifuß, Leisten-Stellage, „Störkastl“, Lederwaage und dem wichtigsten Handwerkszeug. Der vierte Raum, der Hauptsaal (Abb. 2), enthält auf der einen Seite die Gewinnungs- und Verarbeitungsgeräte für das Heu, auf der anderen Seite die für das Holz. Letztere wieder in Verbindung mit dem für die Gegend spezifischen, aufbereiteten Holzarten und beide in bildlicher Illustrierung der einzelnen Arbeitsvorgänge: dazu eine imitierte Schmiede und die flachsverarbeitenden Geräte von der „Riffel“ bis zum Webstuhl<sup>16)</sup>, bzw. seinem antiken Vorläufer. Der Webstuhl selbst mit den unmittelbar dazugehörigen Geräten steht in einem fünften Raume, der sogenannten Spinnstube, die wieder heimelig wie die Schusterstube in einen Rundturm eingebaut und mit einer gleichen originalen Felderdecke versehen ist. Der sechste und vorläufig letzte Raum, ein Teil des ehemaligen Zwingers, ist zu einer Art Freilichtmuseum gestaltet und zeigt dem Beschauer eine Fahrzeugdiele, sowie das Großmodell eines echten Osttiroler Paarhofes, dazu ein Sgraffitenfrises an der Ringmauer, der die Entwicklung und Funktion der einzelnen Fahrzeuge von der „Einradlböck“ über den zwei-, drei- und vierrädrigen Wagen bis zum modernen Aufzug, von der bewegenden Menschenkraft bis zu den verschiedenen Zug- und Spanngeräten illustriert.

Neben diesen Sgraffiten (Abb. 3) von Jörg Reitter machen acht künstlerische Monatsbilder in Aquarell, nach heutigen Modellen bei der Bauernarbeit im Kalsertal von Georg Ehmig angefertigt, einzelne

<sup>16)</sup> Otto Lanser: „Tiroler Volkstechnik“, VI. Abschnitt „Bäuerliche Textiltechnik“ (= Schlern-Schriften Bd. 107). Innsbruck 1954.

Arbeitsskizzen von Oswald Kollreider und Reproduktionen der Bauernmaler Egger-Lienz und Franz v. Defregger den hauptsächlichsten künstlerischen Schmuck dieses Museums aus. Einige zur lebensnahen Einrichtung der Räume erforderliche Bauernmöbel wie Tisch, Truhe, Kasten und handgeschmiedete Gittertüren sorgen für die volkskünstlerische Note, sodaß man eigentlich von einem bäuerlichen Kulturmuseum sprechen könnte, zum Unterschied vom großen Osttiroler Heimatmuseum, das vorwiegend den Charakter eines Kunstmuseums widerspiegelt.

Als Zukunftsbild schwebt dem Schöpfer des Gerätemuseums in Schloß Bruck noch vor, den über den genannten mittleren vier Räumen liegenden Wehrgang für eine Erweiterung des heutigen vorläufigen Bestandes, hinsichtlich allfälliger Unterschiede in den Geräten Nord- und Südtirols, zu adaptieren, damit dann das ursprünglich in drei Teilen geplante gesamttirolische Bauernmuseum schließlich doch Wirklichkeit würde, wenn auch in etwas abgeänderter Form. Heute bedeutet es die erste geschlossene Schau des Bauernwerkes eines Bezirkes in Österreich.

Kustos Dr. Franz Kollreider.



Abb. 3. Eingang ins Gerätemuseum mit Sgraffito von Jörg Reitter  
(Phot. Dr. Kollreider).

## **Österreichisches Museum für Volkskunde**

Zum Jahreswechsel wurde in den beiden Loggiaräumen zur linken Hand eine kleine Sonderausstellung „Zwei volkstümliche Holzschnitzer Österreichs im 19. Jahrhundert: Rupert Griessl (Wildalpen) und Johann Kieninger (Hallstatt)“ veranstaltet.

## **Niederösterreichisches Landesmuseum, Wien**

Das Kulturreferat des Amtes der n.-ö. Landesregierung hat in der Zeit vom 9. Dezember 1954 bis 10. Jänner 1955 im Niederösterreichischen Landesmuseum eine Sonderausstellung „Weihnachten im Voralpenland“ veranstaltet.

## **Ausstellung Ungarische Volkskunst**

Karsamstag, den 9. April 1955, wurde die von der Österreichisch-Ungarischen Vereinigung für Kultur und Wirtschaft veranstaltete Ausstellung „Ungarische Volkskunst“ in den Räumen des Hotels Münchnerhof in Wien eröffnet.

## **Tagung Volkskunde und Rundfunk**

Zu Pfingsten 1954 fand in Klagenfurt eine vom Österreichischen Rundfunk veranstaltete Tagung statt, die sich mit der Frage der Zusammenarbeit der volkskundlichen Forschung mit dem Rundfunk beschäftigte. Zahlreiche österreichische und deutsche Vertreter der Volkskunde nahmen daran teil, Verein und Museum waren durch Fräulein Dr. Elfriede Rath vertreten. Von österreichischen Referenten sind besonders Arthur Haberlandt, Georg Graber, Karl Haiding, Leopold Kretzenbacher, Georg Kotek und Richard Wolfram zu erwähnen; sowie die Praktiker Andreas Reischek und Anton Anderluh. Leopold Kretzenbacher hat über die Tagung einen ausführlichen Bericht gegeben (Radio und Volkskunde: Ein sehr subjektiver Tagungsbericht. Schweizer Volkskunde, Bd. 44, Basel 1954, II, 3, S. 34 ff.). Es wäre wünschenswert, wenn die Referate auch veröffentlicht würden, wie dies bei denen der vorausgegangenen deutschen Rundfunk-Volkskundetagung der Fall ist, über die ein maschinenschriftlicher Tagungsbericht (74 und 13 Seiten stark, nicht im Buchhandel) vorliegt.

## **Anton Becker †**

Mit Wehmut gedenkt die Volkskunde Österreichs, insbesondere die Niederösterreichs, des großen Schulgeographen Hofrat Dr. Anton Becker, der am 7. Jänner 1955 in Wien im 87. Lebensjahr entschlafen ist. Becker war jahrzehntelang Mitglied unseres Vereines und immer bestrebt, die Bindungen zwischen der Volkskunde und der von ihm hauptsächlich vertretenen Landeskunde aufrechtzuerhalten. Als Präsident des Vereines für Landeskunde von Niederösterreich hat der am 11. November 1868 zu Budkau in Südmähren geborene Forscher und Schulmann es auch wirklich immer verstanden, diese Fäden gesichert zu erhalten. Seine zahlreichen Veröffentlichungen, Vorträge und Führungen, die vor allem die geographischen Grundlagen der Landeskunde betonten, haben doch immer wichtige und verständnisvolle Hinweise auf die Zusammenarbeit mit der Volkskunde enthalten. Von seinen Publikationen seien hier nur seine „Studien zur Heimatkunde von Niederösterreich“ (= Abhandlungen des Geographischen Seminars der Landes-Lehrerakademie in Wien, Bd. I und II) und seine „Ausgewählten Schriften. Mit einer Biblio-

graphie“. Zu seinem 80. Geburtstage herausgegeben von Hugo Hassinger und Karl Lechner, Wien 1948, genannt. Auch der von Becker mitherausgegebene „Atlas von Niederösterreich“ wird sein Andenken dauernd wacherhalten. Mit der niederösterreichischen Landeskunde verliert auch die niederösterreichische Volkskunde einen großen Anreger und Förderer. Wir alle aber haben mit Becker einen gütigen, warmherzigen Menschen verloren, der jederzeit vom besten Willen zu einer ehrlichen Zusammenarbeit mit uns erfüllt war. Hohe Ehre seinem Angedenken.

Leopold Schmidt.

### Walter Krieg †

Am 5. Jänner 1955 ist der Buchhändler und Verleger Walter Krieg in Wien gestorben. Der 1901 in Altenburg in Thüringen Geborene hat in der deutschen Volkskunde der letzten Jahrzehnte eine beträchtliche Rolle gespielt. Er war an dem Verlag Herbert Stubenrauch beteiligt, der sich bei seiner Gründung 1923 die besondere Pflege der historischen Volkskunde als Aufgabe stellte. Wilhelm Fraenger konnte in diesem jungen Berliner Verlag sein „Jahrbuch für historische Volkskunde“ gründen, das einige Jahre hindurch tatsächlich berufen schien, ein Organ von hohem Rang zu werden. Nach wenigen Jahren zog sich Dr. Stubenrauch von dem Verlag, der in der Inflation schwer gelitten hatte, zurück, und Walter Krieg übernahm die ganze Verlagsarbeit. Er versicherte sich zunächst der Mitarbeit der wichtigsten Volkskundler Berlins, die jeder für sich Schriftenreihen ihrer Fachgebiete gründeten: Johannes Bolte die „Alten Erzähler“, Fraenger und Spamer die „Denkmale der Volkskunst“, und Fraenger mit Krieg zusammen die „Kleine volkskundliche Bücherei“. Freilich kam kaum eine dieser Reihen über die ersten Bände hinaus. In den ersten Jahren des Nationalsozialismus versuchte Krieg sein Verlagsgebiet Volkskunde noch weit intensiver als vorher durchzusetzen. Adolf Spamer gab bei ihm seine zweibändige „Deutsche Volkskunde“ heraus. Gleichzeitig stiftete Krieg den „Wilhelm Heinrich Riehl-Preis der deutschen Volkskunde“, um die besondere Stellung seines Verlages zu unterstreichen. Die Stiftung war allerdings nicht sehr erfolgreich. Krieg vermochte es nicht, die von dem Preisrichterausschuß preisgekrönten Arbeiten zum Druck zu bringen. Nicht einmal die verheißenen Geldpreise wurden mehr ausbezahlt, das Unternehmen verlief im Sande der Politik. Krieg versuchte nunmehr radikal den Kurs zu wechseln. Er förderte nicht mehr allgemein Volkskunde, sondern nur mehr eine einzige Richtung. 1935 erschien bei ihm das programmatische Buch von Karl Spieß „Deutsche Volkskunde als Erschließerin deutscher Kultur“, und dann in rascher Folge die weiteren Spätwerke von Spieß, merkwürdigerweise als Bände des „Jahrbuches für historische Volkskunde“, wie späterhin auch die Bücher von Edmund Mudrak. Damit hatte Krieg als Verleger der beiden führenden Wiener Mythologen eine vordem ungeahnte Bedeutung auch für die österreichische Volkskunde gewonnen. Freilich übersiedelte Krieg dann auch nach Wien, wo er die Lechnersche Buchhandlung am Graben erwarb. Er betreute noch das volkstümliche Märchenwerk von Spieß und Mudrak „Deutsche Märchen — Deutsche Welt“, um sich dann von der Volkskunde zurückzuziehen. Nach dem Kriegsende verstand es Krieg, seine Buchhandlung wieder aufzubauen, und, nach einigen Jahren, auch wieder als Verleger hervorzutreten. Der Volkskunde war er aber gänzlich ferngerückt. Gerade nur, daß er in der von ihm gegründeten Zeitschrift „Antiquariat“ den einen oder anderen Aufsatz seiner früheren Autoren brachte. Ein Verhältnis zur neu aufblühenden österreichischen Volkskunde suchte er

nicht. Mitten in Wien lebend stand er doch den eigentlichen österreichischen Bestrebungen dieser Art ganz fern.

Über seine früheren Bestrebungen unterrichtet das Prospekt-Büchlein „Die Volkskunde als Wissenschaft“. Zwei Vorträge von Wilhelm Heinrich Riehl und Adolf Spamer. Mit einem Verlagsbericht „Zwölf Jahre Arbeit für die deutsche Volkskunde“ und einem Anhang: Der Wilhelm Heinrich Riehl-Preis der Deutschen Volkskunde. Berlin-Leipzig 1935. Die Entwicklung von 1935 bis 1945 sollte wohl ein besserer Kenner einmal darstellen. Und wenn auch das letzte Jahrzehnt Kriegs, von 1945 bis 1955, für die Geschichte der Volkskunde belanglos war, wird man seine Gestalt bei einer Würdigung der Entwicklung der deutschen Volkskunde im letzten Menschenalter nicht übersehen können. Er wollte doch einige gute Jahre hindurch etwas sein, was unsere Forschung immer wieder gebraucht hat und weiterbraucht: ein Verleger der Volkskunde.

Von den Veröffentlichungen Kriegs sei hier nur auf seine letzte besonders hingewiesen: Zwei Festlieder von einer Druckerhochzeit des Jahres 1723. Zugleich ein Beitrag zur Frühgeschichte des thüringischen Buchdrucks und Buchhandels. 36 Seiten (in 150 römisch nummerierten Abzügen für den Buchhandel erschienen). Herbert Stubenrauch Verlagsbuchhandlung, Wien/Bad Bocklet/Zürich, 1955.

Leopold Schmidt.

### Hans Plöckinger †

Sonntag, den 3. April 1955, ist in Krems der hochbetagte Studienrat Prof. Dr. Hans Plöckinger gestorben. Plöckinger, ein langjähriges hochverdientes Mitglied unseres Vereines, hat vor allem die Weinbauvolkskunde Niederösterreichs sehr gefördert. Er war der Gründer und Leiter des Weinmuseums in Krems, das er mit reichen Beständen aus der Volkskultur der Weinbauer auszustatten verstand. Darüber unterrichtet vor allem sein Büchlein: Volkskunst und Brauchtum der Winzer in Niederdonau (= Niederdonau, Natur und Kultur, H. 3). Wien-Leipzig 1940. Plöckinger hat aber auch ein gutes Sagenbändchen herausgegeben: Sagen der Waidau. Krems 1926, 110 Seiten, und in vielen Fachzeitschriften sowie in populären Zeitschriften und Zeitungen manches Gute veröffentlicht. Unsere Zeitschrift brachte seine beiden Arbeiten „Die Mistelbacher Kirchtagsumzüge; ein alter Winzerbrauch“ (Bd. XXXVI, 1931, S. 65 ff.) und „Die Auswertung der Geschichtsquellen für die Volkskunde. Mit besonderer Berücksichtigung Niederösterreichs“ (Bd. 51, 1948, S. 13 ff.). Dem stets hilfsbereiten Forscher gebührt unser dankbares Andenken.

Leopold Schmidt.

### Veränderung in der Redaktion der Zeitschrift

Der Ausschuß des Vereines für Volkskunde hat beschlossen, die Redaktion der Zeitschrift neu zu regeln. Bis zum Ende des VIII. Jahrganges der Neuen Serie wurde der Hauptschriftleiter von den beiden Herren Univ.-Prof. Dr. Hanns Koren und Univ.-Prof. Dr. Anton Dörrer unterstützt. Nunmehr wurden die beiden Herren ihrer unterstützenden Mitredaktion entbunden. Der Hauptschriftleiter wird ab dem IX. Jahrgang die Zeitschrift allein redigieren, unter der ständigen Mitarbeit der Herren Univ.-Prof. Dr. Hanns Koren, Graz, Kustos Dr. Franz Lipp, Linz, Prof. Dr. Oskar Moser, Klagenfurt, und Direktor Dr. Josef Ringler, Innsbruck. Herrn Univ.-Prof. Dr. Anton Dörrer wurde für seine langjährige Unterstützung der Redaktion der verbindlichste Dank des Vereines ausgesprochen.

## Literatur der Volkskunde

**Kultur und Volk.** Beiträge zur Volkskunde aus Österreich, Bayern und der Schweiz. Festschrift für Gustav Gugitz zum achtzigsten Geburtstag. Herausgegeben von Leopold Schmidt. Wien 1954 (= Veröffentlichungen des Österreichischen Museums für Volkskunde, Bd. V). XII, 423 S., 32 Tafeln mit 65 Abb., 3 Abb. und 6 Karten im Text, 1 Photo. S 148.—

Bereits das warm empfundene Geleitwort des Herausgebers deutet eine schöne Ehrung für den schlichten und einfachen, beneidenswert belesenen und nimmermüden Mann, dem diese Festschrift zugeignet ist, für Gustav Gugitz, den Achtzigjährigen. Durch Jahrzehnte hindurch hat er sich mit österreichischer Geistes- und Kulturgeschichte, mit Literaturwissenschaft und Theaterforschung beschäftigt, er hat sich bald auch verschiedenen Gebieten der Volkskunde zugewendet und vor allem ist er tief in die Probleme der religiösen Volkskunde, besonders der Wallfahrtsforschung, vorgestoßen. Seine hervorragende Sammlung kleiner Andachtsbilder ist kürzlich in den Besitz des Österreichischen Museums für Volkskunde übergegangen. Durch seine eingehende Forschungstätigkeit und durch die Reihe von ausgereiften, sorgfältig fundierten und belegten Werken, welche Gugitz in den letzten Jahren herausgebracht hat, gehört er zu den großen Anregern der österreichischen Volkskunde, einer Volkskunde, die im Laufe eines Jahrzehnts eine wahrhaft erstaunliche Zahl an bedeutenden Leistungen veröffentlicht hat. Zu diesen Leistungen gehört sicherlich auch diese schöne Festschrift für Gugitz. Wir haben selten eine Festschrift von dieser Geschlossenheit des Themenkreises und dabei doch von einem beglückenden Reichtum an Anregungen und Forschungsergebnissen gelesen: es gebührt sich deshalb, auch dem Herausgeber für die überlegene Leitung in der Gestaltung der Festschrift ein Kränzchen zu winden, nicht minder aber auch allen Beiträgern für den Geist, in dem sie Gugitz ihre Artikel widmeten. Denn diese Beiträge sind so geschrieben, daß dem Rezensenten nichts anderes übrig bleibt — wollte er nicht alle in Bausch und Bogen überhaupt weglassen — als sie alle gesamthaft kurz zu erwähnen. Wenn beim einen oder anderen Artikel etwa ein Satz mehr steht, so möchte das nur sagen, daß den Rezensenten der betreffende Aufsatz aus irgendeinem persönlichen Grunde besonders angezogen hat.

H. Aurenhammer beschäftigt sich mit den Bildvorstellungen der Wiener Mystikerin Christina Rigler (1648—1705): die von ihr verehrten und zur Verehrung empfohlenen Bilder werden nach ihrem funktionellen und historischen Ort geordnet; Christina Rigers Stellung muß zu ihren Lebzeiten außerordentlich gewesen sein, doch ist sie ohne weitere Auswirkung geblieben. — Der Schweizer Beitrag in der Festschrift stammt von E. Baumann: er schildert die Wallfahrt zum Katakombenheiligen Leontius in Muri, dessen Translation ausführlich erwähnt wird; interessant ist auch der Hinweis auf die Taufe totgeborener

Kinder, die früher auch andernorts gelegentlich ausgeübt wurde. — Über Mittwinterbräuche im vorarlbergischen Montafon, aus einem Gebiet also mit vorwiegend walserscher Bevölkerung, schreibt R. Beißl, der unlängst eine Sammlung „Neue Sagen aus Vorarlberg“ (Feldkirch 1953) herausgegeben hat. Er stellt mit Bedauern das Verschwinden alten Brauchtums fest. — R. Bleichsteiner, der hervorragende Kaukasist, der schon in einer früheren Studie (in dieser Zeitschrift) begonnen hatte, uns die georgisch-kaukasische Kultur zu erschließen und damit ganz erstaunliche Zusammenhänge zu eröffnen, ist unterdessen auch gestorben, gerade am Tage vor der Gugitz-Ehrung. Sein Beitrag behandelt die Blattern-, Masern- und Pestgottheiten, überhaupt die Seuchengottheiten, und die hl. Barbara im Volksglauben der Georgier und anderer europäischer und asiatischer Völker. Glaubensvorstellungen der alten Sippenordnungen, die Verehrung der Ahnfrau oder des Ahnherrn und der verstorbenen Vorfahren überhaupt spielen in diese Krankheitsvorstellungen hinein. — Auch E. Friess lebt nicht mehr; er war in treuer Freundschaft verbunden mit Gugitz. Das „Sauschädelstehlen“, ein früherer Brauch beim Einschlachten, hat sich als Scherzsitte noch lokal erhalten bei Nachbarschaften im oberen Teil der Einzugsgebiete des Urflusses, wie Friess uns berichtet. — Eine prinzipiell sehr bedeutsame Abhandlung über die marianischen Gnadenbilder in Bayern gibt uns T. Gebhard; er beschäftigt sich mit der Chronologie und Typologie dieser Bilder. Sie sind ein Teil der Kunst- und Kultgeschichte einzelner Epochen; die Verehrung bestimmter Gnadenbildtypen bleibt an gesellschaftliche Schichten gebunden. Vom bayerischen Adel wurde z. B. das Ingolstädter Gnadenbild der Ter Admirabilis häufig aufgesucht. Das volkstümliche Gegenstück dazu wurde das Marienbild Lukas Cranach des Älteren vom Jahre 1517, das als Maria Hilf-Bild im 17. Jahrhundert einen außergewöhnlichen Siegeszug antreten sollte. Zu diesen Typen treten ferner Loreto-Nachbildungen hinzu; Gebhard führt aber auch moderne Nachbildungen von Marienerscheinungen an, so z. B. die Fatima-Bilder, mit denen sich in der Schweiz jüngst W. Heim zu beschäftigen begonnen hat. Während der Abfassung dieser Besprechung erhielten wir den neuen Ausstellungs-Katalog des Österreichischen Museums für Volkskunde in Wien über „Marianische Wallfahrten in Österreich“, der in seiner klaren Anordnung und dem gutem Text ein sprechendes Beispiel dafür ist, welche bedeutsame Stellung diese Fragen in der österreichischen Volkskunde einnehmen, und wie eingehend und gründlich sie behandelt werden. — An Hand der Bestände des Oberösterreichischen Landesmuseums gibt uns H. Grün n eine Übersicht über die dortigen Rosenkränze. Sie ordnet die verschiedenen Typen nach dem Material, der Anreihung, der Perlenzahl; es gelingt ihr in ihrer sehr schönen Arbeit die Auseinanderhaltung von männlichen (mit Quasten) und weiblichen Rosenkränzen (mit rundem Kapselabschluß, Schnecken oder Kaurimuscheln). Noch stellen die Gablonzer bewußt derartige Rosenkränze her. — H. H o c h e n e g g breitet vor uns das Oeuvre des Kupferstechers und Eremiten Franz Margreiter, des Brettfall-Franzl, wie er genannt wurde, aus; er lebte um 1800 herum in Tirol. — Die Andachts- und Liederbücher der Wiener Buchbinder- und Druckerfamilie Grund, aus den Jahren 1742—1858, behandelt K. M. K l i e r; er zeigt, wie deren Kenntnis von Bedeutung ist für die Erforschung der Volksfrömmigkeit im Gebet und des geistlichen Liedes. — K. S. K r a m e r verwertet Einträge in Gotteshaus-Rechnungen von vier Gemeinden im Maindreieck aus dem Zeitalter der Gegenreformation zu Mitteilungen über kirchliches Brauchtum: Fronleichnamsprozession,

Weihnatskrippe, Fußwaschung und Judas-Verbrennen, Heiliggrab und Himmelfahrt Christi. — Das Problem der Ketten um die Leonhardskirchen im Ostalpenraume gibt L. Kretzenbacher Gelegenheit, auf die Frage der Gürtung von Kultobjekten überhaupt einzutreten. Diese Gürtung — und nicht das Material — erweist sich denn auch als das Entscheidende. In Frankreich weist Kretzenbacher Gürtungen mit Wachsfäden nach, in Syrien solche mit Stoff. Dazu kommen nun Belege aus dem serbisch-makedonischen Raum, aus Kroatien und Slowenien, aus Gebieten also, die vom Verfasser in jüngster Zeit in wachsendem Maße und mit wirklich erfreulichem Gewinn in den Bereich vergleichender Betrachtungen einbezogen wurden. Nachdem der Verfasser die Gürtung als eine der Grundformen des Brauchtums aufgewiesen hat, erweist sich der Gebrauch gerade des Eisens als sekundär. Es läßt sich nicht eindeutig erklären, warum die Kettengürtung in Mitteleuropa einzig und allein bei Leonhardskirchen vorkommt; es läßt sich nur vermuten, daß man die Heiltumsgürtung in der beginnenden Türkenzeit auf den kettenlösenden Eisenheiligen übertrug. — Die verbotene Wallfahrt von Heroldsbad ist von R. Kriss schon einmal zum Gegenstand einer höchst interessanten und aufschlußreichen Abhandlung (in dieser Zeitschrift) gemacht worden. In Weiterführung und Ergänzung zu jenem Aufsatz bringt er nun drei ganz ausgezeichnet anschauliche Erlebnisberichte dieser modernen Wallfahrt, welche die Spannungsgeladenheit zwischen den Ablehnenden und gläubig Miterlebenden eindrucksvoll miterleben lassen. — Mit vergessenen Wallfahrtskultformen aus der Pestzeit setzt sich F. Leskoschek auseinander. Er schildert den hl. Sebastian als Pestheiligen; besonders interessant ist die Heiligenminne, das Trinken des Weines aus der vermeintlichen Schädelchale des Heiligen; die Sebastianspfeile wurden als Pestamulett angesehen. Mit dem Verlöschen der Pest vollzieht sich ein Patronatswandel und ein Verwendungswandel der Pfeile. — F. Lipp schenkt uns in Wort und Bild eine sehr hübsche Schilderung eines ganz entzückenden Wolfgangkastens, einer Art von mechanischem Guckkastentheater. — Fundberichte und Untersuchungsergebnisse von den Grufbestattungen zu St. Michael in Wien, im Zusammenhang mit den Quellen des dortigen Pfarrarchivs, geben A. Mais Gelegenheit, uns bekannt zu machen mit den damaligen Bruderschaften, vor allem aber mit der Geschichte dieser Bestattungen im 17. und 18. Jahrhundert; sehr bedeutsam, und bis anhin kaum bekannt, sind die bemalten Särge (meist aus Holz); die Sargbeigaben werden ebenfalls miteinbezogen, wobei vor allem die Rosenkränze beschrieben werden. — Sorgfältige Visitationsberichte gehören zu den wichtigen volkskundlichen Quellen: aus solchen Quellen des 16. und 17. Jahrhunderts im Nordtiroler Unterland schöpft M. Mayer; wir vernehmen dabei merkwürdige Einzelheiten: Das Waschen des Altars mit Wein, das Bestreichen der Glocke mit Butter, das Aufbewahren des Chrisamhemdes in der Kirche (das Chrisamhemd hat auch sonst eine geheimnisvolle Kraft; man vergleiche die Urner Sage vom Westerkind). Hübsch und geradezu salomonisch ist der Beschluß der Visitatoren einem „wandernden“ Totenschädel gegenüber. — In seiner Studie über Schifferbrauch und Volksschauspiel im alten Laufen zeigt H. Moser, wie Schiffer aus Notlage sich zu wandernden Theatertruppen zusammensetzten. Zu diesem Laufener Schiffertheater ist nun auch der 2. Band von Neweklowsky, Schiffahrt und Flösserei im Raume der oberen Donau (Linz 1954; S. 212 ff.) beizuziehen. — O. Moser benützt eine Eintragung aus dem Jahre 1723 zur anschau-

lichen Darstellung eines barocken Prozessionsfestes in Kärnten. — Die Geschichte einer Schützenbruderschaft in höfischen Kreisen, am Hofe der Erzherzogin Margarete von Österreich, mit dem damit verbundenen Brauchtum, ist das Thema, das E. Rath für ihren Artikel wählte. Ein glücklicher Zufall ermöglichte es der Verfasserin, die Beziehungen zwischen Wien und der Sebastiansbruderschaft in Mecheln herzustellen: Sie konnte dann an Ort und Stelle in gründlichem Quellenstudium dieser Bruderschaft nachgehen und ihre Geschichte und ihr religiöses Leben uns lebendig erschließen. Es zeigt sich als wesentliches Ergebnis, wie gerade auch die Feudalschicht den „überlieferten Ordaungen“ verpflichtet war. — In einer tief schürfenden Abhandlung über Heilige Gestalten im Votivbild gibt L. Rettenbeck zunächst eine Analyse der zu einem Votivbild gehörenden Teile: der Verfasser kann sich hier auf die gescheiten Vorarbeiten von Leopold Schmidt stützen; seine anregende Behandlung des Themas wird sicherlich auch der zukünftigen Schilderung des schweizerischen Votivbilderbestandes zugute kommen (diese von E. Baumann unternommene Schweizer Aktion ist wohl die weitaus fortgeschrittenste von allen Ländern Europas). Der Verfasser geht dann — unter ständigem Einbeziehen der sogenannten Hodikunst — hauptsächlich der Frage nach, wieso die Wolke, auf welcher die angerufenen Heiligen der Votivbilder meist dargestellt sind, Manifestationsraum des Überirdischen wird. — In seinem Aufsatz über den Tiroler Kasimir Brunner als Kistlermeister und Votivtafelmaler kann E. Richter historische und genealogische Angaben über den Maler und die Personen des von ihm gemalten Votivbildes beibringen. — Über einen Tiroler Krippenbauer unserer Zeit, Emil Baumann, und über den Stil seiner Krippen, bringt J. Ringler in Wort und Bild Angaben, welche einen Blick auf das Problem der volkskünstlerischen Gestaltung werfen lassen. — G. Ritz wendet bei der Betrachtung eines mittelalterlichen Votivpferdes aus Niederbayern die Methode streng kunsthistorischer Analyse an: es gelingt ihr damit, das Votiv als eines der frühesten, datierbaren südbayerischen Votive zu bestimmen. — Durch die Beschreibung und Inventarisierung der Eisenvotive in Franken gibt J. M. Ritz einen wertvollen Beitrag zur Kenntnis der Eisenvotive überhaupt; da er der ausgewiesene Kenner der musealen Bestände jener Gegenden ist, gewinnt seine Aufzählung natürlich sehr an Wert. — Der letzte — last not least! — Aufsatz, stammt vom Herausgeber L. Schmidt selbst. Er zeigt wiederum jene beneidenswerte Kenntnis von Quellen und Material, welche ihm Beziehungslinien und Parallelen zu zeitlich und räumlich oft weit getrennten Gebieten in manchmal geradezu erstaunlicher Weise ermöglichen. Im vorliegenden Fall geht es um den Barbara- und Luciaweizen, um die Verbreitung der weihnächtlichen Tellersaat im Burgenland. Der Verfasser legt zunächst die Ergebnisse einer sorgfältigen Enquête dieser Bräuche im Burgenland vor und analysiert die einzelnen Brauchelemente. Es ergeben sich Beziehungen zu den Adonisgärten und zum „Ostergärtlein“. Verwandte indische Bräuche weisen auf ein bedeutend höheres Alter als man bisher angenommen hat; denn möglicherweise lassen sich derartige Topfsaaten bereits in der Induskultur des 3. vordristlichen Jahrtausends nachweisen.

Diese kurzen Andeutungen der einzelnen Artikel haben wohl zeigen können, wie viele Fäden sich von ihnen bereits gespannt haben und bestimmt noch spannen lassen. Sie zeigen aber auch das große Interesse der heutigen österreichischen Forschung an der religiösen Volkskunde.

Robert Wildhaber.

**Gustav Gugitz-Bibliographie.** Sonderabdruck aus dem Jahrbuch der Gesellschaft für Wiener Theaterforschung 1951—1952. 16 Seiten. Wien, Verlag A. Sendl, 1954.

Ein Verzeichnis der vielen und sehr verstreut erschienenen Arbeiten von Gugitz war längst eine Notwendigkeit. Es ist wirklich erfreulich, daß das nunmehr schon sehr bewährte Jahrbuch, das der Wiener Theaterforschung gewidmet ist, diese Bibliographie im Jahre des 80. Geburtstages des Meisters veröffentlicht. Der Sonderdruck wurde in 200 Exemplaren für die Mitglieder der Wiener Bibliophilen-Gesellschaft hergestellt. Als derzeit letzte, 326. Arbeit ist der Beitrag zur Wiener Theatergeschichte des 18. Jahrhunderts „Die Marionettenspielerfamilie Hofmann“ verzeichnet. Wir haben aber bekanntlich inzwischen opus 327, „Eine unbekannte Quelle zum österreichischen Kinderspiel aus dem 18. Jahrhundert“ in dieser Zeitschrift (Bd. VIII, S. 1 ff.) und opus 328 „Eine unbekannte Reifftanzaufführung im alten Wien“ (Jahrbuch des österreichischen Volksliedwerkes, Bd. III, S. 86 ff.) veröffentlicht, und hoffen dementsprechend noch auf viele Nachträge zu dieser Bibliographia Gugitziana, die ja von einem unerschöpflich reichem Lebenswerk kündigt. Leopold Schmidt.

**Die Hauptschule in Stegersbach.** Festschrift zur Eröffnung und Einweihung des Neubaus. Oktober 1954. 76 Seiten. Herausgegeben von der Hauptschule Stegersbach. Druck Huber und Lerner, Wien.

Der tatkräftige Leiter der Hauptschule in Stegersbach, Maxentius Eigl, hat diese hübsche Festschrift herausgegeben, die in der Hauptsache von der Geschichte der alten und der neuen Schule im südlichen Burgenland berichtet. Auch die Geschehnisse des kleinen Schulmuseums werden darin besprochen, das einstmals auch volkskundliche Gegenstände enthielt. Von den weiteren Beiträgen ist besonders hervorzuheben J. K. Homma, Zur Geschichte von Stegersbach (S. 35 ff.) und F. Scheuhammer, Die Haustiere im Volksbrauch und Aberglauben im südlichen Burgenland (S. 47 ff.). Unser verehrtes Mitglied, Veterinärarzt Dr. Fritz Scheuhammer, hat in mehr als drei Jahrzehnten Glaube und Brauch um das Haustier gesammelt und berichtet nunmehr knapp und schlagwortartig über seine Aufzeichnungen. Er behandelt I.: Gebräuche während des Kirchenjahres, II.: Stallgebräuche, III.: Fahrgebräuche, IV.: Gebräuche bei Tierkrankheiten, V.: Das „Verschreien“, VI.: Gebräuche und Aberglauben bei der Milch, sowie Meinungen über verschiedene Tiergruppen, und VII.: Haustiere als Wetterpropheten. Im ganzen also ein sehr wichtiger Materialbeitrag zur Volkskunde des südlichen Burgenlandes, der auch für die angrenzende Oststeiermark von Bedeutung ist. Leopold Schmidt.

**Jahrbuch des Musealvereines Wels.** 212 Seiten. Wels 1954. Kommissionsverlag bei Verlag Welsermühl.

1937 ist der letzte Band des Jahrbuches des Welscher Musealvereines erschienen. Und jetzt nach so langer Pause, in der sich auch im Welscher Musealwesen selbst so manches geändert hat, konnte endlich wieder ein Band vorgelegt werden, der entschieden für die derzeit in Wels geleistete heimatkundliche Arbeit spricht. Neben den archäologischen und historischen Abhandlungen stehen auch einige, die zur Volkskunde herübertendieren. Besonders bemerkenswert ist die Arbeit „Die St. Nicolaj-Zeche und Bruderschaft der bürgerlichen Flösser und Holzhändler zu Wels“ von Hubert Marschall, der auf diese Weise am

Stoff Ernst Neweklowskys weiterarbeitet. Ferner sind die Arbeiten von Kurt Holter „Die Welser Maurer und Steinmetzen von 1470 bis 1625“ und von Gilbert Trathnigg „Die Welser Meistersinger-Handschriften“ von Wichtigkeit. Schließlich scheint mir der „Abriß der Geschichte des Welser Volksfestes“ von Holter und Trathnigg besonders dankenswert.  
Leopold Schmidt.

**Leobener Grüne Hefte.** Herausgegeben von Franz Kirnbauer. Wien, Montan-Verlag.

Es ist immer erfreulich, wenn sich der Anlaß ergibt, auf Erscheinungen hinzuweisen, die einem Sonderinteresse und einer speziellen Initiative ihre Entstehung verdanken. Franz Kirnbauer, unser verehrter Mitarbeiter, fördert die Bergwerksvolkskunde, vor allem die Erforschung der geistigen Volkskultur der Bergleute, besonders die Sammlung des bergmännischen Liedgutes, schon seit vielen Jahren und hat darüber auch so manches publiziert. Erst jüngst hat er in seinem Aufsatz „Über Art und Wesen des Bergmanns-Volksliedes“ (Jahrbuch des Österreichischen Volksliedwerkes, Bd. III, Wien 1954, S. 53 ff.) berichtet. Er hat aber in diesen letzten Jahren auch eine eigene Schriftenreihe gegründet, die von der Seite der Volkskunde nicht übersehen werden darf. Es soll hier wenigstens auf die fachlich wichtigsten Hefte der Reihe kurz hingewiesen werden:

Nr. 3, Franz Kirnbauer, Bergmannssprüche. Gesammelt und herausgegeben. Leoben 1952. 24 Seiten.

Nr. 4, Franz Kirnbauer, Des Bergmanns Gruß. Leoben 1952. 18 Seiten.

Nr. 5, Franz Kirnbauer, Bergmanns-Gesang. Leoben 1952. 23 Seiten.

Nr. 6, Franz Kirnbauer, St. Barbara in der Kunst. Wien 1952. 44 Seiten, mit zahlreichen Abb.

Nr. 7, Franz Kirnbauer, Der Bergbau in der Kunst. Wien 1953. 67 Seiten, mit zahlreichen Abb.

Nr. 8, Karl Leopold Schubert, Vom Wesen des Bergmanns. Wien 1953. 28 Seiten.

Nr. 9, Heinrich Winkelmann, Kunst und Kultur im Bergbau. Vom Werden und Sinn bergmännischer Kunst. Wien 1953. 32 Seiten, mit Abb.

Nr. 10, Franz Kirnbauer, Bergmanns Weihnacht. Wien 1953. 32 Seiten, mit Abb.

Zwei der abgebildeten Krippen gehören dem hiesigen Museum für Volkskunde (Erzgebirge und Schlesien).

Nr. 11, Franz Kirnbauer, Bergmanns-ABC. Wien 1954. 36 Seiten. Neudruck der „Fibula Metallica“, Freiberg, um 1770.

Nr. 12, Franz Kirnbauer, Bergmanns-Sagen. Wien 1954. 76 Seiten. Im wesentlichen eine Auswahl aus den Bergmanns-Sagensammlungen von Friedrich Wrubel (1882) und Heinrich Stötzel (1936), aber mit besonderer Berücksichtigung Österreichs.

Man sieht, eine vielseitige Sammlung, mit viel Liebe gemacht und in der guten Absicht, die Sammlungen und Arbeiten der Fachleute auch einem größeren, vor allem selbstverständlich einem bergmännischen Publikum zugänglich zu machen. Da kann man eigentlich nur sagen: Glückauf!  
Leopold Schmidt.

Artur Kutscher, Matthias Insam, Anton Dörrer. **Von den zwölf Söhnen Jakobs des Patriarchen.** Ein altes deutsches Josephspiel. Herausgegeben und nach der Axamer Handschrift von 1678 ergänzt (= Die Schaubühne. Quellen und Forschungen zur Theatergeschichte Bd. 45) VIII und 154 Seiten. Emsdetten (Westf.), Verlag Lechte, 1954.

Die unerschöpflich reiche und wichtige biblische Erzählung von der Berührung des Hirtenstammes Israel mit Ägypten hat jederzeit zu Nacherzählungen und Dramatisierungen angeregt. Die Anteilnahme unserer Zeit ist durch die großartige Josef-Tetralogie Thomas Manns am stärksten bezeugt. So besteht also noch ein zusätzlicher Grund, auf diese hier vorliegende Volksschauspielforschung aus dem Stoffbereich des „Ägyptischen Joseph“ hinzuweisen. Freilich muß der Hinweis auch schon deshalb erfolgen, weil die Arbeit in der an sich sehr verdienstvollen theaterwissenschaftlichen Schriftenreihe Carl Niessens und Artur Kutschers erschienen ist, die im Bereich der Volkskunde nicht allzu bekannt ist. Mit Unrecht, da in dieser Reihe auch so manche Volksschauspielerarbeit erschienen ist, und weiters viele der besonders darin veröffentlichten Niessen-Dissertationen allgemein kulturhistorisches Interesse beanspruchen können.

Der hier vorliegende Text des Josephssoles von Axams ist aber auch an sich besonders bemerkenswert. Es handelt sich um den Text zweier Handschriften, von 1677 und 1678, die im letzten halben Jahrhundert merkwürdige Schicksale durchgemacht haben. Die ältere davon befindet sich im Besitz des Münchner Theaterhistorikers Kutscher selbst, eines großen Anregers der Volksschauspielforschung. Die jüngere ist nach längeren Irrfahrten, die sie unter anderem auch nach Wien brachten, nun wieder nach Axams heimgekehrt. Der bewährte Vorkämpfer der Tiroler Volksschauspielforschung, Anton Dörrer, hat bereits mehrfach darüber berichtet, so z. B. in dem Artikel „Zwei Handschriften des Axamer Josephsols“ (Die Warte. Beilage der Österreichischen Furche, Nr. 37 vom 11. Sept. 1948, S. 2). Er betreut ja auch seit vielen Jahren das Aufführungswesen von Axams. Sein Büchlein „Axams. Die Heimat Karl Schönherr“ hat 1936 die geschichtlich und volkskundlich erfahrbare Welt dieses Dorfes auf dem Innsbrucker Mittelgebirge feinsinnig und erkenntnisreich erschlossen. So hat er nun auch die Neuaufführungen des alten Josephssoles in Axams und das Erscheinen dieses Textes unermüdlich gefördert. Das in Buchform vorliegende Ergebnis wird das dauernde Denkmal seiner Anteilnahme bleiben.

Bei so viel Bemühen fragt man sich nun, was zur Erschließung eines derartigen Textes aus der vielleicht dunkelsten Zeit unsrer neueren Volkstheatergeschichte heute geboten wird. Artur Kutscher hat, um die Reihenfolge der Beiträge einzuhalten, ein kurzes „Theaterwissenschaftliches Vorwort“ beigezeichnet, im wesentlichen eine inhaltliche Aufgliederung des Schauspielers, die den Text als „biederer Volksschauspiel“ von den komplizierteren Bearbeitungen des Stoffes im Ordensdrama abzuheben trachtet. Matthias Insam gibt eine „Sprachgeschichtliche Einführung“, in der er die Sprache des Stückes als „südbairisch“, im engeren Sinn als tirolisch kennzeichnet. Freilich zeigt der Text bei der Lesung im Zusammenhang, daß mehr allgemeine Züge der oberdeutschen Verkehrssprache des späten 17. Jahrhunderts vorliegen als lokale Formen. Die stark betonte Annahme, daß es sich um eine das volkstümlich-bäuerliche Milieu betonende Redeart handle, wird man bei einiger Kenntnis der volkstümlichen Dichtersprache der Zeit wohl nur abgeschwächt übernehmen können; von bäuerlicher Art kann

hier noch nicht gesprochen werden. Der bei weitem umfangreichste und wichtigste Beitrag zur Einleitung stammt unter dem zu wenig besagenden Titel „Die Handschriften des Axamer Josefsspieles und ihre Schicksale“ von Dörrer. Der nicht leicht zu lesende Beitrag, in den Dörrer wieder einmal die ganze Fülle seiner speziellen Kenntnisse und Erkenntnisse hineinverarbeitet hat, stellt das Axamer Schauspiel sowohl in die orts- wie in die literarhistorischen Zusammenhänge, zeichnet die zahllosen Möglichkeiten wechselseitiger Beeinflussung, immer in besonderer Bevorzugung des höfischen und kirchlichen Barock, dem das Tiroler Volksschauspiel soviel verdankt. Die personellen Verhältnisse der Handschriftenüberlieferung werden besonders aufschlußreich dargetan. ein Gutteil Tiroler Volksgeschichte ist da mit hineinverarbeitet.

Sieht man sich aber dann schließlich den Text selbst an, dann merkt man, daß eigentlich diese drei Einleitungen doch noch nicht alles getan haben, um ihn zu erschließen. Es ist ein durchaus wichtiger, der Veröffentlichung werter Text. Aber er ist als Rohabdruck ediert, ohne Beachtung der geläufigsten Regeln einer Textedition. Nicht einmal eine Verszählung wurde durchgeführt. Nur die Ergänzungen der ersten Handschrift durch die zweite sind im Druck angemerkt, sonst ist das Verhältnis des Druckes zu den Handschriften nicht festzustellen. Man muß annehmen, daß gedruckt wurde, was man zu lesen geglaubt hat. Das heißt, daß auch alle möglichen Verschreibungen im Text stehen geblieben sind, ohne daß man nun sagen könnte, was bei unklaren Stellen nun tatsächlich Verschreibungen, oder was Druckfehler sind, oder was eventuell auch als textliche Eigenart gelten kann. Nur einige Proben davon: S. 46, Z. 5 und 56, Z. 28 steht „khamer“, wo es dem Zusammenhang nach jedenfalls „Jammer“ heißen muß. S. 47, Z. 31 wird von einer „gmänten“ Wiese gesprochen, die doch eine „gmahte“ — gemähte sein soll, nach der bekannten Redensart (vgl. Schmidt, Das Muckennetz — Sitzungsberichte der Österreichischen Akademie der Wissenschaften, Bd. 223, 4. Abh. Wien 1944, S. 9 und 11). S. 48, Z. 19 „Rue“ soll doch Reue heißen. S. 51, Z. 13 sind mit „Kaufferhermon“ offensichtlich die beiden Formen „Kaufherr“ und „Kaufmann“ zur Auswahl überlassen. Lesbar ist freilich so eine Textgestaltung nicht mehr. Eine anständige Lesbarmachung mit Angabe der Varianten unterm Text wäre also anzupfehlen gewesen. Mehr jedenfalls als die manchmal doch etwas unsicheren Worterklärungen Insams, die er beispielsweise dem „Gallbrunnen“, dem trockenen Brunnen, in den Josef geworfen wird, widmet. Die Form ist ja sogar im mittelhochdeutschen Wortschatz Tirols bezeugt: Schöpf, Tirolisches Idiotikon, S. 169. Diese mangelhafte Textgestaltung ist umso bedauerlicher, als der nicht leicht und schon gar nicht flüssig zu lesende Text offenbar das nicht ist, was seine Herausgeber im wesentlichen von ihm halten. Das ist kein mundartlich-tirolisch gefärbter und auch kein ordensdramatisch-barock gestalteter Text, sondern hauptsächlich ein Erbgut weltlichen Theaterwesens im Sinn der Wandertuppen, also ein Geisteskind der Spätrenaissance, wie ja auch schon der erste Blick auf den Sprach- und Formelschatz zeigt. Für den Zusammenhang mit dem Truppentheater gibt es als Hinweis eine Figuren- und Szenenreihe im Spiel, die von den Herausgebern fast ganz vernachlässigt wurde: die Zwischenspiele, vor allem die Narrenauftritte. Ein Narrenpaar, Zobelus und Stöfellus, beherrscht weithin die Szene, zwei sich dauernd zankende und prügelnde Verfahren des Hanswursts. Die Namen sind bemerkenswert, aber von den Herausgebern nicht erklärt. Dörrer will einmal (S. 35) en passant

den „Stophulus“ als Mephistopheles deuten, aber das scheint mir nicht annehmbar. Es ist doch wohl ein Christoph-Stoffel. Der „Zobelus“ wird sich wohl als eine parallele Volkslatinisierung dazu auffassen lassen, und zwar von einem in der Frühneuzeit gern gebrauchten „Zobel“, „Zoberl“ usw., was ungefähr „sauberes Fröhlerl“ bedeutete. (Schmeller, Bayerisches Wörterbuch, Neuausgabe, Bd. II, Sp. 1075)<sup>1)</sup> Das Auftreten von zwei Lustigmachern bei solchen Truppienspielen ist übrigens bezeugt, die schöne tiroler Komödiantentafel im hiesigen Museum (Schmidt, Katalog der Ausstellung Volksschauspiel in Österreich, Wien 1946, S. 12, Nr. XII/2) zeigt sie: eine Farbabbildung (Ausschnitt) davon bei Otto Rommel, Die Alt-Wiener Volkskomödie, Wien 1952, Farbabb. IV bei S. 224. Eine umfangreiche Szene nun ist für diese Narrengestalten besonders aufschlußreich: V/5, der Auftritt des Hofnarren mit seinen zwölf Söhnen, die im Korb hereingebracht werden. Das ist gute Narrentradition, bis in den späten Lebkuchen mit Hauswurstdarstellung weitergepflegt (vgl. Schmidt, Katalog der Ausstellung Volksschauspiel in Österreich, S. 11, Nr. 4). Diese Narrenkinder mit bezeichnenden redenden Namen wie Pachellus, Dramellus, Drumellus und Gurgellus — auch über sie geben die Einleitungen keine Aufklärung — führen aber auch eine Fechtenszene auf, mit „Dussäcken“ (S. 132 f.), also Hausäbeln, und da sind wir zweifellos in der Atmosphäre der Fechtenspiele bei den Englischen Komödianten. Andere derartige kleine Zwischenspiele bringen Tanzszenen, wie sie die Wandertruppen einführten und die Ordensbühnen nachahmten. Ein Blick auf Rommel, Die Alt-Wiener Volkskomödie, S. 105, zeigt die große Vielfalt solcher Bühnentänze und ihre gegenseitigen Beziehungen. In diese Zusammenhänge reiht sich gewiß auch die Szene IV/5 ein: der Müller hat Korn gestohlen, ein Zauberer will einen Anteil daran haben, und da ihm der verweigert wird, läßt er die Säcke tanzen. Die Szene gehört in den großen Bereich des „Zauberns auf der Bühne“, wie es ebenfalls wieder Rommel in seinem großartigen Werk S. 25 ff. eindringlich verfolgt hat. Von solchen mehr oder minder stehenden Szenen aus, läßt sich aber der text- und szenengeschichtliche Bestand jedes derartigen einzelnen Schauspiels verfolgen, und aus der allgemeinen Zuordnung könnte auf diese Weise eine genaue spezielle werden. Das ist hier freilich ebensowenig geschehen wie eine saubere Edition des Textes, und deshalb bleibt eigentlich die tatsächliche Stellung des Axamer Schauspiels noch ungeklärt.

So haben wir, soweit es sich bis jetzt ersichtlich machen läßt, weniger ein örtlich-landschaftlich festlegbares Volksschauspiel vor uns als einen Ableger aus dem Repertoire der Wandertruppen, etwa der Mitte des 17. Jahrhunderts angehörend. Das ist freilich ein nahezu unbekanntes Gebiet der Literatur und des Theaters, und es ist gut, daß ein Text aus dieser dunklen Zeit einmal wörtlich bekanntgemacht ist. Unser Einblick sowohl in die Theatergeschichte wie in die gesamte Volkskultur dieses so schwierigen 17. Säkulums hat sich auf diese Weise vertieft, und dafür wird sowohl die Mitforschung wie eine interessierte Allgemeinheit den verdienstvollen Besitzern und Herausgebern der Handschriften zu Dank verpflichtet bleiben. Leopold Schmidt.

<sup>1)</sup> Das Wort hat in der Form „Zoberl“ für „ein Mädchen von schlechter Aufführung“ bereits Johann Valentin Popowitsch im 18. Jahrhundert, und zwar für Wien und Graz, festgehalten. Vgl. Gustav Gugitz, Kuriosa aus dem alten Wien. Aus den handschriftlichen Kollektaneen von Joh. Siegm. Valent. Popowitsch (Wiener Geschichtsblätter, IX. [69.] Jg., Wien 1954, Nr. 4, S. 90).

**Festschrift für Rudolf Egger.** Beiträge zur älteren europäischen Kulturgeschichte. 3 Bde. Klagenfurt 1952—1954. Verlag des Geschichtsvereins für Kärnten. 434, 436 und 546 Seiten, mit zahlreichen Abb.

Im allgemeinen gestattet es der schmale Raum unserer Zeitschrift nicht, nach den Nachbardisziplinen auszugreifen, obgleich es manchmal dringend notwendig wäre, den einen oder anderen Hinweis anzubringen. Im Falle der vorliegenden gewaltigen Festschrift, mit der Kärnten seinen großen Archäologen Rudolf Egger ebenso geehrt wie seine eigene wohlbedachte Wissenschaftsförderung aufs schönste bezeugt hat, muß doch wenigstens auf die uns ganz nahestehenden Beiträge hingewiesen werden. Der Herausgeber, Gotbert Moro, hat für den I. Band die ausländischen Beiträger zusammengerufen, von Bulgarien bis zu den Niederlanden, für den II. die Österreicher außer den Kärntnern, und für den III. schließlich diese selbst. Und so finden wir, der Reihenfolge der Beiträge nach, etwa folgende für uns wichtige Titel:

Bd. I, S. 28 ff.: Iwan Welkow, Der Fels im Kultus der Thraker.  
S. 126 ff.: Harald von Petrikovits, Troiaritt und Geranostanz.  
S. 144 ff.: Fernand Benoit, L'Ogmios de Lucien et Hercule Psychopompe.

S. 159 ff.: Alphons A. Barb, Noreia und Rehtia.

S. 242 ff.: Attilio Degrassi, Una tabella defixionis della Mesia inferiore.

S. 294 ff.: Karl M. Mayr, Das Nymphäum von St. Lorenzen im Pustertal (Südtirol).

S. 343 ff.: France X. Lukman, Das Anblasen des Teufels beim Taufgelöbnis.

Bd. II, S. 36 ff.: Dimitrije Sergejevski, Einiges über illyrische Kopfbedeckung.

S. 64 ff.: Ernst Preuschen und Richard Pittioni, Osttiroler Bergbaufragen.

S. 90 ff.: Kurt Willvonseder, Zur keltischen Besiedlung des Ostalpenraumes.

S. 137 ff.: Walter Hahlander, Bildnis der Keltenfürstin Adobogiona.

S. 179 ff.: Arnold Schober, Das Abenteuer des Adonis.

S. 184 ff.: Rudolf Noll, Telesphorus — Genius cucullatus. Zu Denkmälern von Kapuzengöttern.

S. 198 ff.: Leopold Schmidt, Der norische Polos. Zur Kopfbedeckung der Frauen von Virunum.

S. 212 ff.: Balduin Saria, Fragment eines anthropomorphen Gefäßes aus St. Pölten.

S. 261 ff.: Josef Keil, Die Juventus von Virunum und die ephesische Ephebie.

S. 322 ff.: Gilbert Trathnigg, Merowingische Sarkophagplatten.

Bd. III, S. 11 ff.: Hedwig Kenner, Das Dreikopfbecken vom Magdalensberg.

S. 135 ff.: Michael Abramic, Die „Asiatische Aphrodite“ aus Virunum.

S. 139 ff.: Hans Dolenz, Zur Verehrung des Juppiter Dolichenus in Kärnten.

S. 165 ff.: Walter Modrijan, Leda-Darstellungen im Latobikergebiet.

S. 180 ff.: Eberhard Kranzmayer, Doppelnamen im Kärntner Flußsystem.

S. 372 ff.: Georg Graber, Holzstabkalender in Kärnten.

Man sieht, nicht einmal diese hier aufgezählten Beiträge lassen sich in einer Rezension behandeln, ihre Aufzählung muß daher genügen. Manche haben ja inzwischen schon wieder weitergewirkt, sind bejaht oder verneint worden, haben Auszüge oder Ergänzungen erfahren, was alles zusammen ein schöner Beweis dafür ist, daß diese Festschrift lebendige Forschung bietet. Freilich, wie sollte sie auch nicht, da ja auch der durch sie gefeierte Forscher ein Leben lang Anregungen gegeben hat, die zum Teil bis in die Themen dieser Festschrift-Beiträge nachwirken, zum bei weitem größeren Teil aber eben den ganzen Umkreis der Archäologie befruchtet haben, die in der speziellen Ausprägung der provinzialrömischen Altertumskunde Österreichs eine der nächsten Nachbardisziplinen der österreichischen Volkskunde ist. Das wird sich nun, nach diesen wichtigen Beiträgen, vielleicht noch stärker erweisen als bisher schon. Leopold Schmidt.

### Deutsche Wallfahrtsvolkskunde

In Österreich hat sich die Wallfahrtsvolkskunde in den letzten Jahren bedeutend fördern lassen. Besonders durch die Arbeiten von Gustav Gugitz stehen wir heute auf diesem wichtigen Teilgebiet unseres Faches recht weit vorne. Da mag es vielleicht nützlich sein, kurz Umschau zu halten, was bei unseren Nachbarn auf diesem Gebiet gearbeitet wird. Da wir die meisten der zu nennenden Publikationen nicht als Besprechungsexemplare erhalten haben, sondern durch Widmung, Tausch und, in der überwiegenden Mehrzahl, durch Ankauf erwerben konnten, geben wir keine Rezensionen, sondern nur die bibliographische Anführung.

Die deutsche Wallfahrtsvolkskunde hat durch ihren bedeutendsten Vertreter eine Übersicht von europäischer Blickweite erhalten:

Rudolf Kriss, unter Mitwirkung von Lenz Rettenbeck, Wallfahrtsorte Europas. 323 Seiten, mit zahlreichen Abb. München 1950, Hornung-Verlag.

Für Deutschland sind an landschaftlich zusammenfassenden Arbeiten besonders heranzuziehen:

Romuald Bauerreiss, Kirchengeschichte Bayerns. Bisher 5 Bde. Eos-Verlag der Erzabtei St. Ottilien. 1949—1954.

Ludwig Dorn, Die Marienwallfahrten des Allgäu. Ein Beitrag zur Kirchengeschichte des Allgäu. 62 Seiten. Wangen im Allgäu, 1950, St. Josefs-Druckerei.

Torsten Gebhard, Die marianischen Gnadenbilder in Bayern. Beobachtungen zur Chronologie und Typologie (Kultur und Volk. Beiträge zur Volkskunde aus Österreich, Bayern und der Schweiz. Wien 1954, S. 93 ff.).

Westfalia Sacra. Quellen und Forschungen zur Kirchengeschichte Westfalens. Herausgegeben von Heinrich Börsting und Alois Schröer. 2 Bde. Münster 1948—1950, Verlag Regensburg.

Als Gegenstück seien einige Arbeiten zur Schweizer Wallfahrtsvolkskunde angeführt, die sich ja der besonderen Förderung der Schweizerischen Gesellschaft für Volkskunde erfreut:

Ernst Baumann, Die Bestandesaufnahme der Motivbilder und Motivgaben der Schweiz (Schweizerisches Archiv für Volkskunde, Bd. 47. Basel 1951, S. 17 ff.).

Ernst Baumann, Volkskundliches zur Bruder Klausen-Verehrung (Schweizerisches Archiv für Volkskunde, Bd. 43, Basel 1946, S. 272 ff.).

Ernst Baumann, Die Wallfahrt zum Katakombenheiligen Leontius in Muri (Kultur und Volk. Beiträge zur Volkskunde aus Österreich, Bayern und der Schweiz. Wien 1954, S. 25 ff.).

Rudolf Henggeler, Die Einsiedler Mirakelbücher. 233 Seiten. Stans 1946, Buchdruckerei Paul von Matt u. Cie.

Rudolf Henggeler, Die Einsiedler Wachsbossierer und Kleinplastiker (Schwyzerland — Schwyzerlüt, Bd. III, 1952, Nr. 6—7, Sonderdruck 16 Seiten).

Rudolf Henggeler, Die Einsiedler Weihe- und Gedenkmünzen (Benzigers Einsiedler Kalender 1950, S. 20 ff.).

Leonard von Matt, Der heilige Bruder Klaus. Offizielles Gedenkbuch der Heiligsprechung. Text und Beschriftung von W. Durrer und J. K. Scheuber. 108 Seiten, 115 Abb. Zürich 1947, NZN-Verlag.

Piero Bianconi und Giuseppe Martinola, L'Ex Voto nel Ticino. 100 Seiten, 3 farbige und 20 schwarze Abb. Locarno 1950, Carminati.

An den Tessin schließen wir einen Ausblick nach Italien an:

Domenico Lopreato, Storia dei Santuari d'Italia. 119 Seiten. Florenz (1950), Tipografia Gioacchini.

Nun die beiden wichtigsten Veröffentlichungen aus Spanien, obgleich sie schon etwas weiter zurückliegen:

Jose Augusto Sanchez Perez, El culto Mariano en Espana (= Consejo superior de investigaciones cientificas Instituto Antonio de Nebrija, Biblioteca de tradiciones populares, Bd. 4). 482 Seiten und 213 Abb. Madrid 1943.

Luis Vazquez de Parga, Jose Maria Lacarra, Juan Uria Riu, Las Peregrinaciones a Santiago de Compostela (= Consejo superior de investigaciones cientificas. Escuela de estudios medievales). 3 Bde. Madrid 1948.

Aus der deutschsprachigen Literatur über die Wallfahrten in Spanien und Portugal sei nur auf zwei Pilgerbücher hingewiesen:

Joseph Leutenegger, Fahrt durch Spanien und Portugal. Allerlei Erinnerungen von einer Reise zu den iberischen Wallfahrtsorten. 161 Seiten, mit Abb. Innsbruck 1953, Wagner.

Franz Jantsch, Ich war in Fatima. 176 Seiten, mit Abb. Graz-Wien-Altötting, 1952, Styria.

In Frankreich gibt es außer einigen mehr kunstgeschichtlich eingestellten Bildwerken jetzt auch schon sehr intensiv geführte Aufnahmearbeiten, die besonders von der Federation folklorique d'Ile-de-France gefördert werden.

Maurice Malingue, Sanctuaires et pelerinages de France. 42 Seiten und 112 Tafeln. Paris 1952, Editions du Louvre.

Roger Lecotté, Recherches sur les cultes populaires dans l'actuel Diocese de Meaux (Departement de Seine-et-Marne) (= Memoires de la Federation folklorique d'Ile-de-France a Paris, Nr. IV). 382 Seiten mit zahlreichen Abb. Paris 1953.

Aus der reichen Literatur in Belgien lassen sich nur einige Veröffentlichungen herausheben:

Rodolphe de Warsage, Processions et Pelerinages de Wallonie.

Gabriel Celis, (Le Folklore Brabançon, Bd. 18, Brüssel 1938, S. 172 ff.). Nood soekt Troost. Volksdevotie te Gent. Gent 1941.

Maurits de Meyer, Volksbedevaarten in Vlaanderen (Volkskunde, Bd. 45. Amsterdam 1943, S. 140 ff.). Mit einer Einzugskarte.

Abbe Jeandrain und Ph. J. Lefevre, Les Chapelles du Doyenne de Court Saint-Etienne (Le Folklore Brabançon, Bd. XXI. Brüssel 1949, S. 67 ff.).

Maurice van Haudenard, Vierges miraculeuses du Hainaut. Bons-Secours lieu de Pelerinage franco-belge (Le Folklore Brabançon, Bd. XXI. Brüssel 1949, S. 188 ff.).

J. Martin, Les Origines du Sanctuaire et du Culte marial de Basse-Wavre (Le Folklore Brabançon, Bd. XXIII. Brüssel 1951, S. 52 ff.).

Abbe P. Chalon, Saint-Hubert-en-Ardenne, 2 Hefte, 20 und 24 Seiten, mit Abb. Saint-Hubert, o. J., Druckerei Felix.

Gegenüber dieser summarischen Aufzählung sollen für Deutschland nun Veröffentlichungen über einzelne Wallfahrtsorte wie über einige besondere Probleme der Motivgabenforschung usw. herausgehoben werden.

Zunächst aber erst ein orientierender Hinweis: Die Literatur vor unserer Berichtszeit, besonders die des Jahrzehntes von 1930 bis 1940, läßt sich jetzt in einer ganz besonders wertvollen Übersicht überblicken, von der ich aber fast glauben möchte, daß sie unseren Fachkreisen kaum zu Gesicht kommen dürfte. Ich meine die große kritische Bibliographie von Anton L. Mayer, Liturgie und kirchliches Leben im Abendland von 1000 bis 1500 (Archiv für Liturgiewissenschaft, Bd. II. Regensburg 1952, S. 198—337). Was hier alles gesehen und besprochen, auch mit weiterführenden Hinweisen versehen wird, geht weit über den Rahmen hinaus, den der Titel eigentlich gesteckt hat. 872 Besprechungen und weitere 291 „Bibliographische Ergänzungen“, das bedeutet eine gewaltige Arbeitsleistung, an der die Wallfahrtsforschung keinesfalls vorbeigehen darf.

Nun aber wieder zu den Veröffentlichungen in dem hier zu behandelnden Zeitraum.

### Veröffentlichungen über einzelne Wallfahrtsorte

Hier sei verzeichnet, was uns an eigenen Monographien über einzelne Gnadenstätten erreicht hat, aber auch kleinere Arbeiten, die sich nur mit der einen oder anderen Einzelheit der betreffenden Wallfahrt beschäftigen. Auch Mirakelbuchbearbeitungen gehören hierher, bei denen besonders auf die sehr systematisch durchgeführten Arbeiten der Bayerischen Landesstelle für Volkskunde hingewiesen sei. Zu den deutschen Orten sind die wenigen Veröffentlichungen aus dem Elsaß, die uns bekanntgeworden sind, dazugenommen.

Gisland Ritz, Ein mittelalterliches Votivpferd aus Niederbayern (Altenkirchen) (Kultur und Volk. Beiträge zur Volkskunde aus Österreich, Bayern und der Schweiz, Wien 1954, S. 373 ff.).

Gisland Ritz, Der Votivfund von St. Corona-Altenkirchen (Bayerisches Jahrbuch für Volkskunde, 1954, S. 123 ff.).

Georg Lill, Die Kerzen im Wadsgewölbe des Klosters Andechs (Bayerisches Jahrbuch für Volkskunde, 1950, S. 60 ff.).

Hermann Ginter, Wallfahrtskirche Birnau am Bodensee (= Schnells Kleine Kirchenführer Nr. 435/36), 16 Seiten. München, Schnell und Steiner, 6. Aufl. 1953.

Wilhelm Klimmer, Birnau. Das Barockjuwel am Bodensee. Führer mit theologischer Deutung der Bilder. 32 Seiten. Überlingen, 4. Aufl. 1952.

Martin R. Hamacher und Friedrich Schnack. Birnau. Die Wallfahrtskirche auf dem Hügel. 144 Seiten. Konstanz, Johannes Asmus Verlag, o. J.

Rudolf Kriss, Die Muttergottes von Bogenberg und ihre Nachbildungen (Bayerisches Jahrbuch für Volkskunde, 1951, S. 59 ff.).

Erwin Richter. Die Wallfahrt zum hl. Leonhard im Buchet (Wasserburg am Inn) (Deutsche Gaue, Bd. 44. Kaufbeuren 1952, S. 54 ff.).

Josef Dünninger, Maria in arena (in vineis). Studie zur Geschichte des fränkischen Wallfahrtswesens, besonders über die Wallfahrt zum Vesperbild von Dettelbach (Bayerisches Jahrbuch für Volkskunde, 1951, S. 62 ff.).

Busso Peus, Ein spätmittelalterliches Pilgerzeichen von Dreihöfen (Elsaß) (Schweizer Münzblätter, Bd. 1. 1950, S. 1 ff.).

Alban Beck, Marienwallfahrt Fuchsmühl, Oberpfalz (= Schnells Kleine Kirchenführer Nr. 282). 24 Seiten. München, Schnell und Steiner, 2. Aufl. 1954.

Karl — S. Kramer. Die Mirakelbücher der Wallfahrt Grafrath (Bayerisches Jahrbuch für Volkskunde, 1951, S. 80 ff.).

Josef Wimmer. Die Bayerwald-Wallfahrt Handlab. Auf der Grundlage der ersten Schilderung von Otto Rachberger, 1877. 60 Seiten. Passau, Passavia, 1948.

Anton Bauer. Heiligblut am Wasen. Geschichte einer Wallfahrt im bayerischen Inn-Oberland, Pfarrei Pang, Landkreis Rosenheim. 32 Seiten. Rosenheim, Oberbayerische Druckerei, 1949.

X. Ohresser. Die Wallfahrt zum Heiligen Ludanus. 40 Seiten und 36 Tafeln. Straßburg, Editions F.-X. Le Roux et Cie. 1948.

Firmin Maria Schirmer. Mariahilf ob Passau. Geschichte und Sinn einer Wallfahrt. 54 Seiten. Passau, Mariahilf, 1946.

Anton Bauer. Die Weidacherkapelle zu Ehren der Schulterwunde Christi auf dem alten Friedhof zu Rosenheim 1668—1820. Sonderdruck, S. 73—90.

Robert Böck, Ein Mirakelbuch der Wallfahrt Maria Stern in Taxa (1654—1754) (Bayerisches Jahrbuch für Volkskunde, 1954, S. 62 ff.).

Johannes Hau, Aus dem Altmattheiser Wunderbuch (Trier). 376 Seiten. Trier 1948.

Hugo Schnell, Weingarten. Die Basilika (= Schnells Große Kunstführer Bd. V). 24 Seiten und 24 Tafeln. München, Verlag Schnell und Steiner, 1950.

Hugo Schnell. Die Abtei- und Pfarrkirche Weingarten. Benediktinerabteikirche, Wallfahrtskirche zum Heiligblut. Kreis Ravensburg, Württemberg. 16 Seiten (= Schnells Kleine Kirchenführer Nr. 528). München, Schnell und Steiner, 1950.

Theodor Humpert. Loretto bei Konstanz. Ein Marienheiligtum am Bodensee. Mit ergänzendem Bildschmuck von Gustav Jack. 51 Seiten, 8 Abb., Konstanz o. J., Verlag Merk u. Co.

### Wallfahrtsprobleme der Gegenwart

Was die unmittelbare Gegenwart betrifft, so fallen in der deutschen Wallfahrtsvolkskunde heute besonders zwei Problemkreise auf: Neue, vor unseren Augen entstehende Wallfahrten, und Wallfahrten der Heimatvertriebenen. Dazu nehmen einige Arbeiten Stellung:

Rudolf Kriss, Die volkstümliche Verehrung des hl. Bruders Konrad von Parzham. Ein Beitrag zum Volksglauben der Gegenwart (Bayerisches Jahrbuch für Volkskunde, 1950, S. 86 ff.).

Rudolf Kriss, Heroldsbach in volkskundlicher Sicht. Zum Wallfahrtswesen der Gegenwart (Österreichische Zeitschrift für Volkskunde, N. S., Bd. VI, 1952, Kongreßheft, S. 145 ff.).

Rudolf Kriss, Heroldsbad. Eine verbotene Wallfahrt der Gegenwart (Kultur und Volk. Beiträge zur Volkskunde aus Österreich, Bayern und der Schweiz. Wien 1954, S. 203 ff.).

Luise Rinser, Die Wahrheit über Konnersreuth. Ein Bericht. Frankfurt am Main, Fischer-Bücherei, 1954, 175 Seiten.

Alfred Karasek-Langer, Neue Formelemente im bayerischen Wallfahrtswesen durch den Zustrom von Heimatvertriebenen (Bayerisches Jahrbuch für Volkskunde, 1951, S. 103 ff.).

Erwin Richter, Die Heimatvertriebenenwallfahrt der Schlesier zum heiligen Berg Andechs (Schönere Heimat, Bd. 42, München 1953, S. 87 ff.).

### Wallfahrtlich verehrte Heilige

In der Berichtszeit sind auch einige wenige Arbeiten über wallfahrtlich verehrte Heilige erschienen, die hier genannt sein mögen:

Gandulf Korte, Antonius der Einsiedler in Kult, Kunst und Brauchtum Westfalens. Herausgegeben von Adalbert Klaus. 160 Seiten und 56 Abb. Werl/Westf. 1952, Dietrich-Coelde-Verlag.

Leopold Schmidt, Zur Verehrung der hl. Corona in Bayern und Österreich (Bayerisches Jahrbuch für Volkskunde, 1951, S. 69 ff.).

W. Artelt, Kosmas und Damian, die Schutzpatrone der Ärzte und Apotheker. Eine Bildfolge (Mappe mit 11 Nummern). Darmstadt-Frankfurt am Main, o. J., E. Merck.

Eduard Stakemeier, Liborius. Geschichte und Legende. 244 Seiten, mit Abb. Paderborn 1952, Verlag Bonifacius-Druckerei.

Hans Reinhardt, Die Nikolausfigur aus Berau im Hotzenwald und der Nikolauskult in Basel. (Sonderdruck.) 16 Seiten. Basel 1948. Historisches Museum.

### Votivgaben, Devotionalien usw.

Über Votivgaben, Votivtafeln, Devotionalien und dazugehörige Volksheillbräuche an Gnadenstätten wird verschiedentlich gearbeitet. Mitunter muß man auch die kunsthistorische Literatur dazu heranziehen, welche besonders in den verschiedenen Schatzkammer-Inventaren usw. auf derartige Beziehungen eingeht.

Erwin Richter, Die drei Ähren — ein seltenes silbernes Fruchtbarkeitsvotiv (Bayerisches Jahrbuch für Volkskunde, 1953, S. 82 ff.).

Josef M. Ritz, Mittelalterliche Eisenvotive in Franken (Kultur und Volk. Beiträge zur Volkskunde aus Österreich, Bayern und der Schweiz. Wien 1954, S. 381 ff.).

Hans Thoma und Walter Hege, Kronen und Kleinodien. Meisterwerke des Mittelalters und der Renaissance aus den Schatzkammern der Residenz zu München. 80 Seiten, 80 Abb. München 1955, Deutscher Kunstverlag.

Arpad Weixlgärtner, Das Reliquiar mit der Krone im Staatlichen Historischen Museum zu Stockholm (= Kungl. Vitterhets Historie och Antikvitets Akademiens Handlingar, Antikvariska Serien I). 2 Teile. 137 Seiten Text, 70 Abb. auf Tafeln. Stockholm 1954, Almqvist & Wiksell.

Lenz Rettenbeck, Heilige Gestalten im Votivbild (Kultur und Volk. Beiträge zur Volkskunde aus Österreich, Bayern und der Schweiz. Wien 1954, S. 333 ff.).

Erwin Richter, Kasimir Brunner, ein Tiroler als Kistlermeister und Votivtafelmaler in Bayern und Volk. Beiträge zur Volkskunde aus Österreich, Bayern und der Schweiz. Wien 1954, S. 361 ff.).

Erwin Richter, Art. Devotionalien (Reallexikon zur deutschen Kunstgeschichte, Bd. III, Stuttgart 1954, Sp. 1354 ff.).

Erwin Richter, Von unbekannteren Volksheilbräuchen in bayerischen Mirakelbüchern (Münchener Medizinische Wochenschrift, Bd. 95, 1953, Nr. 52, S. 1 ff.).

Erwin Richter, Marienmilch als Heilmittel in der geistlichen Volksmedizin (Medizinische Monatsschrift, H. 10, Stuttgart 1954, S. 685 ff.).

Erwin Richter, Die Glaubensvorstellung von der allheilenden Gottesmutter Maria als Kraffeld der geistlichen Volksheilkunde (Bayerisches Jahrbuch für Volkskunde, 1954, S. 81 ff.).

Wenn auch die genannten Arbeiten zweifellos nur eine kleine Auswahl von dem darstellen, was im letzten Jahrzehnt auf dem Gebiete der deutschen Wallfahrtsforschung tatsächlich geleistet wurde, so dürfte sich daraus doch ungefähr ablesen lassen, was die Hauptarbeitsgebiete und die wichtigsten Strömungen der Zeit sind. Das Jubeljahr 1950 und das Marianische Jahr 1954 haben einige wichtige Anstöße zur Intensivierung der Sammlung und übersichtlichen Darstellung gegeben. Hoffentlich wirken sie noch eine zeitlang fort. Jedenfalls wäre es sehr günstig, wenn solche und andere Anstöße Anlaß dafür wären, daß bereits gesammelte Materialbestände in größerem Ausmaß und mit modernen Methoden publiziert würden. Ich denke da vor allem an einen umfassenden Katalog der Sammlung Rudolf Kriss. Die älteren und gleichfalls sehr bedeutenden Sammlungsbestände von Marie Andree-Eysn und Hugo von Preen, die sich im Museum für deutsche Volkskunde befanden, sind ja offenbar zugrundegegangen. Man vergleiche dazu die allerdings sehr knappe Darstellung von Werner Stief (Heinrich Zimmermann, Die Berliner Museen, Berlin 1953, S. 142 ff.). Die Sammlung Kriss war 1936 bis 1945 in Wien. Über ihren damaligen Bestand unterrichtete der von Kriss und mir verfaßte „Führer durch die Sammlung für deutsche religiöse Volkskunde“, Wien 1936. Die Sammlung befindet sich nunmehr in München. 1952 wurde sie in einer Sonderausstellung gezeigt (vgl. z. B. Erwin Richter, „Zeugnisse religiösen Volksglaubens“, Ausstellung im Bayerischen Nationalmuseum München, in: Die Weltkunst, Bd. XXII, München 1952, Nr. 4). Seither wird ein Teil davon in Passau auf der Veste Oberhaus ausgestellt. Sie ist jedenfalls seit 1936 sehr stark vergrößert worden und stellt heute die bei weitem wichtigste Sammlung ihrer Art da, deren Eingliederung in ein Museum für dieses eine völlig neue Abteilung bedeuten würde. Ohne Rücksicht auf ihre Aufstellung oder eine derartige Eingliederung wäre aber jedenfalls ein neuer Katalog dringend erwünscht, wobei ein gut illustrierter Band quellenmäßig selbstverständlich am nützlichsten wäre. Die sammlerische Erfassung der Zeugnisse des alten Wallfahrtswesens ist ja zweifellos an einer gewissen Grenze angelangt, und neue Möglichkeiten der wissenschaftlichen Wallfahrtsvolkskunde beginnen sich abzuzeichnen. Dieser forschungsgeschichtliche Einschnitt sollte nun jedenfalls auch richtig markiert werden.

Leopold Schmidt.

Wien 1955

Österreichischer Bundesverlag

Alle Rechte vorbehalten

Druck: Holzwarth & Berger, Wien I.

Verlagsnummer: Z 958-1/2

# So entstanden die Sandlbilder

Ein Beitrag zur Geschichte der Hinterglasmalerei im oberösterreichischen Mühlviertel

Von Fritz Fahringer

Die unmittelbar „hinten“ auf Glastafeln aufgemalten Heiligenbilder, bilden auch heute noch einen farbenprächtigen Schmuck mancher Bauernhäuser und waldeinsamer Bildstöcke. Ihrem zerbrechlichen Charakter einerseits und zufolge der Änderung der Geschmacksrichtung andererseits, werden sie immer seltener. Wohl fehlte es nicht an Versuchen, diese alte bäuerliche Hauskunst wieder zu erneuern, und zwar durch städtische Kunstgewerbler und oftmals Kunstmaler selbst. Dies war insbesondere knapp nach dem letzten Kriege, etwa in den Jahren 1945 bis 1947 z. B. in der Steiermark der Fall. Diese Erneuerungsbewegung war jedoch nicht „echt“, sondern entsprang der Nöte dieser Jahre. Zudem wurden stets nur Unikate gemalt, entweder nach vorhandenen alten Hinterglasbildern oder künstlerisch frei schaffend. Auch fanden diese Glasbilder kaum mehr Eingang in Bauernhäuser (da den Bauern dafür fast immer der Geschmack fehlte), sondern dienten vornehmlich als Bildschmuck städtischer „Bauernstuben“.

## Wesensmerkmale echter Hinterglasmalerei

Der mißlungene Versuch der Wiederbelebung dieser Volkskunst zwingt zur Definition der „originalen“ Hinterglasmalerei. Die charakteristischen Merkmale derselben sind:

1. Engste Verbundenheit mit ortsnahen Glashütten, welche billige Bezugsmöglichkeit der Tafeln sicherten. Im Gegensatz zur oberbayrischen Hinterglasmalerei bildete sich in der Böhmerwald-Landschaft (zu dem unser Sandl gehört) ein handwerksgeschichtliches Verhältnis zwischen Glashütte und Glasmaler, mit vielfach persönlichen Beziehungen zu den „Tafelmachern“<sup>1)</sup>. Da-

---

<sup>1)</sup> Seite 4/5 des Standardwerkes über die Hinterglasbilder: Heinrich Buchner, Hinterglasmalerei in der Böhmerwaldlandschaft und in Südbayern. Beiträge zur Geschichte einer alten Hauskunst. München, 1936.

durch: starke wirtschaftliche Abhängigkeit zwischen Glaserzeuger und Glasmaler (Glasveredler).

2. Die Hinterglasmalerei war ein bäuerliches „Nebengewerbe“ und wurde als Hauskunst stets daheim betrieben. Der Zwang zur Ausübung dieses Kunstgewerbes lag in der Armut der Waldlandschaft mit den schlechten Bodenerträgen und der außergewöhnlichen Ungunst der Klimalage. So liegt der Ort Sandl, 15 km nö. von Freistadt, im obersten Mühlviertel Oberösterreichs, 927 m ü. M. Außerdem waren (und sind heute noch) die Bauernhöfe kleinsten Umfanges, so daß man damals wie heute bei diesen Zwergbetrieben gerne von „Häuslern“ spricht. Die Arbeit im herrschaftlichen Forstbesitz war damals recht beschränkt (Verkehrsunlust, keine eisenschaffende Industrie, keine Holzschleiferei trotz großem Waldreichtum). Die Landwirtschaft selbst bot kaum Lebensgrundlage, so daß die Glashütten willkommene Existenzmöglichkeit schufen. Allein auch dort fanden sich nur beschränkt Arbeitsplätze. Naturgemäß lag es nahe, in der Glasveredlung weitere Existenzgrundlagen zu suchen<sup>2)</sup>.

3. Die Hinterglasmalerei wurde als Hausgewerbe von der ganzen Familie betrieben. Sie war außerdem in ihrer Blütezeit ein „ehrsames und zunftgerechtes“ Gewerbe. Die Ausübung war familientraditionell und pflanzte sich vom Vater auf den Sohn fort. Einheiraten kamen häufig vor<sup>3)</sup>. Es mußten durchaus patriarchalische Verhältnisse geherrscht haben.

4. Die Hinterglasmalerei wurde insoferne auch „industriell“ betrieben, als eine ausgesprochene Serienerzeugung der einzelnen Bilder stattfand. Nur so erklären sich die großen Produktionsziffern, über die uns Buchner (nach Angaben der „Statistisch-topographischen Beschreibung des Landgerichtes Wolfstein 1850“ [Unterer Bayerwald]) berichtet. „Die 5 Glastafelmaler“, heißt es in der Topographie, „fertigen jährlich zwischen 30- und 40.000 Stück kleine Glasmalereien, meistens Heiligenbilder, im Werte von etwa 5000 fl., welche teils im Inland, größten-

---

<sup>2)</sup> Dies hat auch Friedrich Knaipp, Die bäuerlichen Hinterglasbilder von Sandl, Buchers und Umgebung (Oberösterreichische Heimatblätter II, 1948, S. 214—226), erkannt, wenn er schreibt „Schon früh war die Kleinbauernbevölkerung in den kargen und armen Waldlandschaften zur Verbesserung ihrer Lebenshaltung durch alle Arten von Hausgewerbe gezwungen. Die Errichtung von Glashütten in den holzreichen Gebieten warf willkommenen Verdienst ab. Und hier, als Glashüttenarbeiter, lernten die Wäldler mit dem Rohstoff Glas umgehen“ (S. 218). An anderer Stelle (S. 226) spricht Knaipp bezeichnenderweise von der Sandler Hinterglasmalerei als „eine Art von Kleinbauernhilfe“.

<sup>3)</sup> Buchner, S. 4.

teils aber in benachbarte Länder verkauft werden<sup>4)</sup>.“ Die Grundlage dieser Serienherstellung bildeten Vorlagenzeichnungen, Risse, welche Gegenstand der vorliegenden Arbeit sind.

5. Der Vertrieb der Bilder erfolgte durch Hausierer, Kraxenträger aus Tirol oder Krain, welche ihre Kraxe mit 50 bis 80 Bildern beluden und die Bilder in alle Länder der damaligen Donaumonarchie vertrugen<sup>5)</sup>. Außer diesen zugereisten, fremden Hausierern, widmeten sich aber auch Einheimische solchem Bilderhandel<sup>6)</sup>. Mit der aufkommenden Verkehrswirtschaft nahm der Bilderhandel auch moderne Formen der Marktwirtschaft, durch Versand mit Post und Bahn, an die örtlichen Bilderhändler an.

### Erzeugung am „laufenden Band“

Als wesentlichstes Merkmal mag wohl, trotz des hausgewerblichen Charakters, die serienmäßige, förmlich „industrielle“ Herstellung der Glasbilder gelten. Lange ehe Henry Ford seine berühmte Produktion am laufenden Band in der Industrie einführte, arbeitete man schon im 18. und 19. Jahrhundert nach sinngemäß gleichen Methoden rationeller Erzeugung in der Hinterglasmalerei. Daß aber trotzdem der kunstgewerbliche Charakter und der des individuellen Schaffens gewahrt blieb, dafür sind die erhaltenen Hinterglasbilder ein beredtes Zeugnis: Denn trotz der starken Gleichheit zeigen selbst die Bilder mit ein und derselben Darstellung, der gleichen Größe und zweifelsohne „aus der gleichen Fließbandproduktion“, doch niemals 100%ige Übereinstimmung. So haftet jedem Hinterglasbild immerhin noch ein gewisser Persönlichkeitswert an.

Wie nun ging der Vorgang der Bilderzeugung vor sich?

Auch darüber ist uns durch Messner eine von Buchner zitierte Schilderung erhalten geblieben. „Ein Teil der Arbeitskräfte“ der geschilderten Bilderzeugung von Johann Verderer

---

<sup>4)</sup> Knaipp, Sandl, bringt dafür einen weiteren Beleg solcher industrieller Fertigung. Aus vorhandenen Büchern des Sandler Glasmalers Vinzenz Köck brachte diese Werkstätte noch 1852 bis 1857 jährlich durchschnittlich 8000 fl. ein. „Für die 20 Werkstätten der Dreiländerecke läßt sich daher eine Jahreseinnahme von etwa 150.000 fl. errechnen“ (S. 226). Knaipp rechnet mit insgesamt etwa 100 Personen dieser hausgewerblichen Volkskunst in der Dreiländerecke.

<sup>5)</sup> Knaipp, nennt (Sandl, S. 221) solche Orte aus erhaltenen Geschäftsbüchern V. Köcks. Insgesamt sind 39 Orte angeführt, welche auf folgende Länder entfallen: Südböhmen und -mähren, Süd-Tirol, Süsteiermark und Ungarn.

<sup>6)</sup> Buchner, S. 7, 24, 25.



1. Hinterglasbilderwand im Heimatmuseum Freistadt

ber (1795—1870) in Außergefeld (Böhmerwald), der in Gegensatz zu den reinen Familienbetrieben Saudls und Buchers, durch Beschäftigung armer Leute zu einem anerkannten Wohltäter wurde, berichtet Messner, wurden „bei seinen (Verderbers) Malereien als Umrißzeichner, Verzierer und Entwerfer“ verwendet. Andere „als Ausfüller, und zwar so: einer oder mehrere haben die grüne Farbe auf die Ritterstiefel, einige die auf das Gras und die Bäume, einige die auf die Helmfedern, andere die rote zu den Backen, andere zu den Mänteln, andere zu den blutenden Wunden usw.; einige malen bloß Augen, einige malen bloß Nasen-



2. Sandl im Mühlsiedlung

löcher, andere Finger, andere Haare, manche Ohren, manche Heiligenscheine usw.“<sup>7)</sup>

Buchner bemerkt dazu: „Wenn auch Arbeitsteilung überall im Bildermalgewerbe üblich war, so scheint sie doch hier besonders ausgeprägt, wenn man nur die Hälfte von Messners Plauderei als Wahrheit gelten läßt. Er (Messner) fährt dann in seiner Erzählung weiter: ‚Die Bildelfabrik des Herrn Verderber ist so eingerichtet, daß, wenn ein Besucher bei der Türe der Anstalt eintritt, wo die leeren Ausschußtafeln aus- und die bemalten und berahmten Bilder eingepackt werden, er zuerst zu den Rahmenmachern kommt, von denen er, fortgehend von einem Künstler zum andern, das Wachsen und Gedeihen des Bildes verfolgen kann, bis er ohne abzuhalten wieder zugleich mit dem vollenden Gemälde an der Türe ankommt.‘ Tatsächlich arbeiteten der Überlieferung nach bei Verderber stets 2 Grundrißmaler, 1 Farbreiber und 1 Spanschneider für die Deckbrettchen!“<sup>8)</sup>

Wenn wir diese sicherlich übertriebene Schilderung eines zeitgenössischen Berichters brachten, so deshalb, um einen Ein-

<sup>7)</sup> Lit.-Angabe ebd. S. 115, Nr. 88.

<sup>8)</sup> Ebd., S. 48 und 49.

blick in das Schaffen solcher Hinterglasbildererzeugung zu erhalten. Und dadurch auch für das Folgende Verständnis zu finden.

### Die Vorlagen

für die Herstellung der Hinterglasbilder waren einfache Rißzeichnungen. Denn es handelte sich ja bei allen diesen Unterglasbildern niemals um eigenständige künstlerische Unikaterwerke, sondern um ein Massenerzeugnis. Dieses konnte nur dann selbst von völlig untalentierten Händen gemalt werden, wenn entsprechende Vorlagen vorhanden waren. Man legte dann einfach die Glastafel auf die Rißzeichnung und hatte es leicht die Konturen nachzureißen. Dies geschah aber nicht etwa mit einer einzigen Farbe, sondern entsprechend mit jenen Farben, die dem durch gezeichneten Gegenstand oder Körperteil entsprachen. Und sehr häufig finden wir vermutlich schon deshalb die Farbe der jeweiligen Fläche vorgeschrieben. Im Gegensatz zur Augsburger Schule malten die Sandler so, daß sie die Farben ohne Übergang hart aneinandersetzten<sup>9)</sup>.

Die Herstellung eines Glasbildes begann daher immer mit dem Durchzeichnen der jeweiligen Vorlage. Nach dem durch Messner hinreichlich drastisch geschilderten Vorgang der Arbeitsteilung, wurde die Glastafel reihum gegeben. Die ganze Familie arbeitete in Sandl mit.

Sicherlich verwendete man zu Beginn der Hinterglasmalerei noch keine Risse, sondern legte einfach einen Kupferstich, einen Stahlstich oder eine Lithographie unter die Glastafel. Bei dem hundertfachen Kopieren einer Vorlage wurde diese natürlich schon nach kurzer Zeit abgenutzt und mußte durch Zukauf eines, damals sicherlich teuren, neuen Stiches ergänzt werden. Zudem enthielten die gedruckten Vorlagen eine Menge Details, die das schablonenhafte Glasbild gar nicht verwerten und gebrauchen konnte. Schon aus diesem Grunde war daher die Herausarbeitung eines Risses mit den wesentlichsten Konturen notwendig<sup>10)</sup>. Selbst die Rißzeichnungen mußten von Zeit zu Zeit erneuert werden.

---

<sup>9)</sup> Wie Friedrich Knaipp, Die bäuerlichen Hinterglasbilder im oberösterreichischen Innviertel (Oberösterreichische Heimatblätter VII, 1953, S. 18—32) S. 23/24 besonders ausführlich beschreibt, unterscheiden sich die beiden „Schulrichtungen“ Sandl (Dreiländerecke) und Raymundsreut (Bayerischer Wald) allein schon durch Verwendung verschiedener Konturen. So nahmen die Raymundsreuter ausschließlich bei allen Techniken nur schwarze Konturen zur Umgrenzung der Gesichts- und Körperteile, während die Sandler (und mit ihnen die Außergefilder und schlesischen Maler) alle übereinstimmend rote Gesichts- und Körperkonturen aufweisen.

<sup>10)</sup> Knaipp definiert (Sandl, S. 223) als „Riß“ = „mit Tusche oder Bleistift, nach dem Vorbild gezeichnete vereinfachte Vorlage“.



3. Das Thumayerhaus in Sandl, Hofseite

Dies war schon deshalb notwendig, weil bei der ungeheuer großen Fülle der dargestellten Themen und der sich ergebenden Verkaufsmöglichkeiten (Wallfahrtsorte!) immer wieder neue Darstellungen gebracht werden mußten.

Man denke auch nur an die Konkurrenz! Nicht nur in Sandl selbst arbeiteten eine Reihe von Familien, sondern vor allem drohte die sicherlich mächtige Konkurrenz von Buchers (einer bis zur Austreibung der Deutschen im Jahre 1945 rein deutschen Ortsgemeinde, heute Puchěř, 10 km von Sandl, hart an der böhmischen Grenze, im Kaplitzer Bezirk gelegen), von dem ja, wie wir noch hören werden, Sandl überhaupt die Kunst der Hinterglasmalerei erst erlernte. Außerdem pflegte man drüber der Grenze im Böhmischem auch in Heilbrunn und im oberösterreichischen Grenzort Stadlberg (Pfarrei Karlstift) ebenso die Malerei hinter Glas wie im gleichfalls im Mühlviertel gelegenen, wenn auch weit entfernten Schwertberg (Ponneck) (7 km nördlich von Mauthausen; ca. 65 km von Sandl entfernt!) das gleiche Metier. Aber nicht durch diese heimische Konkurrenz (im Böhmerwald gab es um diese Zeit praktisch keine wirkliche Grenze) allein, sondern durch das mächtige Produktionszentrum des Gebietes Wolfstein—



4. Das Thumayerhaus in Sandl, Gartenseite

Grafenau im Unteren Bayerwald (Raymundsreut, Oberanschiesing, Grafenau, Guglöd und Außergefeld, Böhmen)<sup>11)</sup> wurde den Sandler Bildermalern immer wieder neuer Auftrieb gegeben und mußten sich diese bemühen, der Konkurrenz standzuhalten. Wurden doch die Bildern durch das ganze Alpenland und alle Länder der österreichisch-ungarischen Monarchie von den Kraxenträgern und später durch die modernen Verkehrsmittel kolportiert.

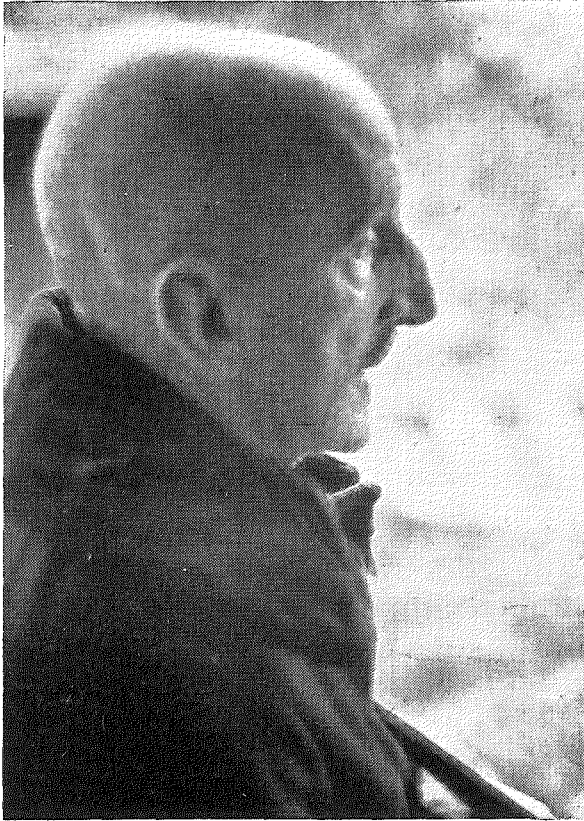
Außer dem verlangte wohl die durchwegs bäuerliche Kundschaft immer neue Variationen und Zusammenstellungen. So wurden die verschiedensten Heiligen zusammenkombiniert, was wiederum nur mit Hilfe von Vorlagen-Montagen möglich war.

#### **Die Thumayerischen Rißzeichnungen**

Erstmals erhielt ich im Jahre 1940 Kenntnis vom Vorhandensein solcher Vorlagenzeichnungen der Familie Thumayer, Sandl. Bei meinen heimatkundlichen Forschungen (auf dieser begleitete mich Prof. Dr. L. Löhr) in Sandl, landete ich bei Johann Thumayer (geb. 1860, † 1940) vulgo „Bern-

---

<sup>11)</sup> Buchner, S. 31 bis 46.



5. Johann Thumayer (1860—1940)

hardl“, der nach Buchner<sup>12)</sup> um 1890 noch für 5 Hausierer arbeitete und dabei jährlich etwa 300 Gulden (fl) verdiente. Buchner konnte 1950 noch schreiben: „Der freundliche, gemütvollle Häusler malt heute noch gelegentlich auf Bestellung Glasbilder meist religiöser Art, die immerhin noch Reste vom Wesen der überkommenen Kunst zeigen. So ist in Sandl die hundertdreißigjährige Überlieferung der Hinterglasmaltechnik noch nicht tot.“ Zur Zeit unseres Besuches bei diesem zum Greis gewordenen Bildmaler, war dieser sterbenskrank. Unserem Wunsche nach seinem photographischen Konterfei konnte er dadurch gerecht werden, daß wir Thumayer auf seinem Krankenstuhl ins

---

<sup>12)</sup> Ebd. S. 25.



6. Johann Thumayer und seine Frau

Freie trugen. Sein edles, an Anton Bruckner erinnernde Antlitz, trug bereits deutliche Spuren eines verfallenden Lebens in sich. Wie ich später erfuhr, starb der Greis kurze Zeit darauf, achtzigjährig.

Mit Betrübniß erzählte uns damals Johann Thumayer, daß sein Bruder, unweit von ihm in einem anderen Häusl wohnend, die gesamten Vorlagenzeichnungen der Familie Thumayer, eines der Glasbildermalerfamilien angehörigen Sandler Geschlechtes, versteckt hielt und dieselben nicht herausgäbe. „Obgleich sein Bruder doch gar nicht mehr malte.“ Unser Besuch bei diesem ergab die Richtigkeit der Angaben von Johann Th. Aber wie sehr erschraken wir über den Grad dieses bestanden habenden Familienzwistes! Zwischen den Dachsparren einer Holzhütte versteckt, staken ganze Bündel dieser Vorlagenzeichnungen. Auf unsere inständige Bitte, uns solche zu verkaufen, konnten wir nur an die 50 Stück erwerben, mußten jedoch das Versprechen geben, diese auf keinen Fall seinem Bruder oder dessen Sohn weiterzugeben.

Wir besuchten sodann den Sohn Johann Thumayers, gleichen Namens, der den Briefträgerberuf ausübte, sich aber



7. Johann Thumayer, der Sohn

nebenbei im Glasbildermalen übte. Mehrere diesem damals in Auftrag gegebene Bilder gehören heute zur eigenen Hinterglasbilder-Sammlung meines Heimathauses Pürgg. Auch dieser klagte über den Unverstand des Onkels, der ihm, dem einzigen Erben der ganzen Familie Thumayer, die für seine Fortführung des Glasbildermalens so wichtigen Rißzeichnungen vorenthielt.

Das Kriegsgeschehen rief, ebenso wie mich selbst, den Briefträger Thumayer zur Kriegsdienstleistung an die Front.

Im Jahre 1952 entsann ich mich, gerade im Mühlviertel, meines damals nun schon zwölf Jahre zurückliegenden Besuches bei den Thumayer in Sandl. Kurz entschlossen scheute ich die

abgelegene Lage Sandls nicht und begab mich wiederum dorthin. — **Johann Thumayer** war, wie berichtet, bald nach meinem Besuch im Jahre 1940 gestorben, sein Bruder folgte ihm wenige Jahre später. Mein erstes Forschen galt nun dem Verbleib der Rißzeichnungen. Bei den scheinbar in keinem Verwandtschaftsverhältnis stehenden Nachfolgern des vorlagenbesitzenden **Thumayer**-Bruder erfuhr ich, daß bis auf wenige Reste die Vorlagen an den Briefträger **Thumayer** abgegeben worden seien. Nach Resten fragend, konnte ich immerhin noch einige Dutzend sehr gut erhaltene, vermutlich nicht unter den Dachsparren versteckt gewesene Rißzeichnungen käuflich erwerben. Vom Briefträger **Johann Thumayer** wurde mir gesagt, daß er nicht mehr aus dem Krieg heimgekommen sei.

Es war naheliegend, daß ich der Witwe nach **Johann Th.** meinen Besuch abstattete. Frau **Th.** zeigte mir auch auf Befragen die hinterbliebene Sammlung der Rißzeichnungen, welche einen Haufen nach Moder riechenden Papiers darstellten. Noch vor seinem Tode und vor dem Einrücken ihres Mannes, erzählte Frau **Th.**, hätte der Onkel ihrem Manne die Vorlagen geschenkt. Knapp darnach wäre aber ihr Mann zur Wehrmacht eingezogen worden, so daß eine Sichtung und vor allem Restaurierung und Rettung der arg mitgenommenen Risse unterblieb. Es war mir selbstverständliche Pflicht, die Vorlagen zu erwerben, um diese vor ihrem sicheren Vermodern zu retten.

Zusammen mit den 1940 erworbenen und den nunmehr erhaltenen Rißzeichnungen waren es an die 600 solcher Rißzeichnungen, die mehr oder weniger gut erhalten waren und nunmehr von mir entsprechend gesichert wurden, wobei mir mein Sohn **Friithjof** mit Ausdauer und Eifer durch viele Tage und Nächte hindurch geholfen hat.

Einen Überblick über diese wohl einmalige umfassende Sammlung solcher Vorlagen-Rißzeichnungen will ich im folgenden geben.

### **Was erzählen die Rißzeichnungen?**

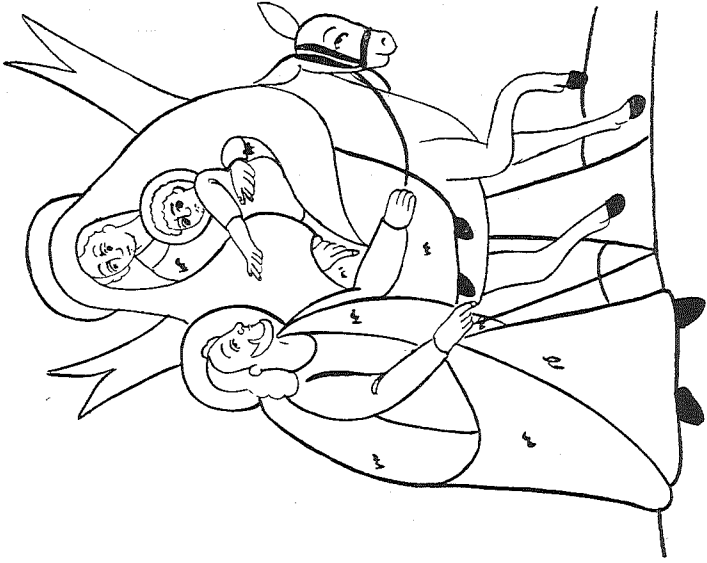
Knapp 5 Prozent aller Vorlagen waren auf der Vorderseite mit **Franz Thumayer** signiert und fortlaufend auch nummeriert. Nach der höchsten Nummer 234, die ich vorfand, müssen es wohl viele hundert solcher Blätter gewesen sein. Dadurch werden diese Zeichnungen auch hinsichtlich ihres Alters leicht bestimmbar. Denn **Franz Th.** wurde 1821 geboren, war bis 1847 Hausierer (wohl mit Glasbildern), verheiratete sich 1847 und ließ sich als Bildermaler und Häusler (**Sandl** Nr. 38) nieder<sup>13)</sup>. Ob

---

<sup>13)</sup> Ebd. S. 24, 25 und 109.



8. Kolorierter Riß, Heimliches Leiden Christi, signiert „FRANZ THUMAYER“.



9. Riß, Flucht nach Ägypten

Franz Th. nun die Risse selbst zeichnete oder als Erbe übernahm, ist nicht ersichtlich. Es erscheint mir, daß die Risse, zufolge der Art des starken Fetzenpapieres, älter als Mitte des vorigen Jahrhunderts sind. Dies beweist der Riß meine Archiv-Nr. 201 (Michaeldarstellung) welche deutlich auf ihrer Hinterseite mit 1804 bezeichnet und mit „Buchers“ deklariert ist.

Auf der Vorderseite verschiedener Zeichnungen finden sich dann noch folgende Signierungen: Joseph Friedrich pinx 1852 (540); Vinzenz Hofbauer und „Hoch. Vinzenz Hofbauer haben dies Bild gezeichnet 18?6“. Beide Zeichnungen scheinen sehr späte Verfallsprodukte zu sein ( $\pm$  515 und 505), insbesondere Nr. 505. Und ohne Zweifel von einem Pfarrer namens Hofbauer gezeichnet, als Hilfsmaßnahme für den dazu nicht mehr fähigen und jeder Vorlage entbehrenden Johann Th. (geb. 1860).

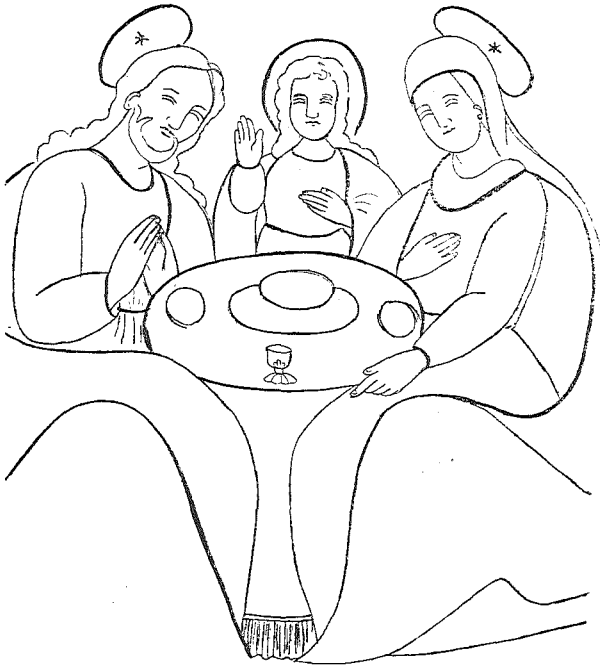
Ohne Signierung des Autors ist Riß 520 mit bloßer Datumsangabe „am 11. März 1870“, ganz entgegen aller sonstiger Gewohnheit inmitten der Zeichnung versehen. Die Papierqualität entspricht durch seine schon schwach gewordene Stärke auch dieser Zeit.

Interessanter und aufschlußreicher sind die zahlreichen Signierungen und Namensnennungen auf der Hinterseite der Zeichnungen. Am häufigsten findet sich Vincenz Jrk (7 mal), 4 mal Franziska Thumayer, 3 mal Johann Thumayer, 2 mal Franz Schaumb (oder Schamber, Schamb?) „Glasbilder Mahler“, 1 mal Franz Schamber (Schamb?) „jun.“, je 1 mal: Maria Thumayer, Josef Thumayer, Theresia Sandl (damit deutlich als Thumayersche deklariert), Franz Koller (Kollner?) „Glasbilder Maler“, Rosina Hiessl (mit Jahrzahl 1859!), Richard Antony, Glasbild Maller Gehilfe in Buchers 50. 9. 1861; Joseph Ernst, Franz Pohl, Lanzendorfer und schließlich Joseph Thomas Friedrich, Zimmer- und Historienmaler.

Nach Buchner<sup>14)</sup> erkennen wir in Franz Kollner den aus Groß-Haselbach, NÖ., stammenden Bildermaler, der 1827 in Sandl malte; Franz Schamber (= wohl identisch mit Samper) tritt 1850 in Heilbrunn bei Gratzen (Südböhmen, unweit Sandls) als Glasbildmaler auf. Er ist ein Sohn eines aus Parden in Nordböhmen zugewanderten „Glasmalers und -vergolders“. Franz Pohl (1806—1876) ist ein Bildermaler in Buchers und wohl Abkömmling der Brüder Wenzel und Johannes Pohl, die wiederum nordböhmisches Zuwanderer nach der Schanz

---

<sup>14)</sup> Ebd. S. 17, 18, 23, 24, 25, 107 bis 109.



# Abendmahl.

10. Riß. „Abendmahl“  
signiert „FRANZ THUMAYER“



11. Riß. Letztes Abendmahl

bei Buchers sind und erstmals bereits bestimmt 1778 Glasbilder dort malten. Joseph Ernst (1795—1878) entstammt wohl aus dem berühmten Bucherschen Glasbilder-Geschlechte, welche durch 5 Generationen in Buchers Glasbilder malten. Schließlich ist von Richard Antony (1856—1919) bekannt, daß er der letzte bekannte Bildermaler in Buchers war, der (nebstbei noch Mesner) diese Kunst über die Schwelle dieses Jahrhunderts trug.

### Alter der Vorlagen

Damit läßt sich das Alter und die Zeit der Vorlagen genau bestimmen. Wenn die Zeichnung Michael (201) (Abb. 18) nicht noch aus dem vorvorigen Jahrhundert stammt und erst anlässlich ihrer Übergabe nach Sandl mit der Jahrzahl 1804 bezeichnet wurde, stammen alle Vorlagen aus dem vorigen Jahrhundert, und zwar hauptsächlich aus der frühen Mitte bis (der Hauptmasse nach) ins dritte Viertel des vorigen Jahrhunderts. Sie wurden ohne Zweifel und deutlich ersichtlich, fleißig als Vorlagenmaterial benützt und sind sämtlich, bis auf wenige Ausnahmen, daher auch an den Rändern mehr oder weniger stark durch das Ausfahren der Pinsel über die Glastafel hinweg, stark mitgenommen und ränderzerfetzt.

### Die Glasbildermaler

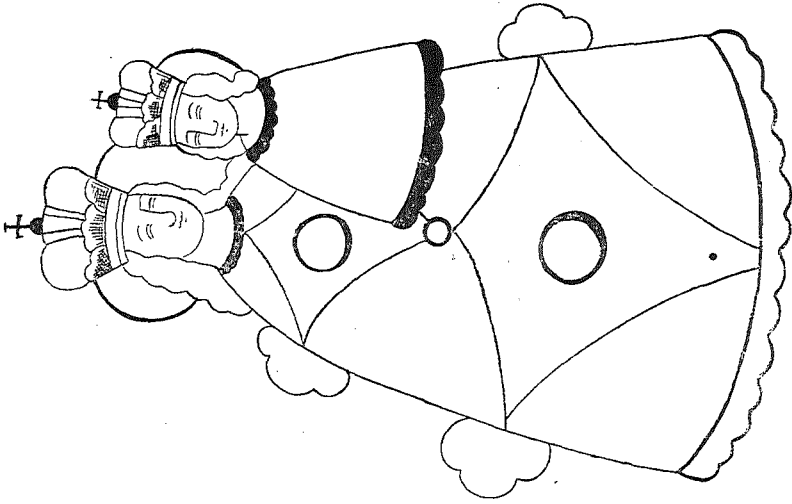
erscheinen durch die vielen Signaturen hinlänglich definiert. Es sind neben den verschiedenen Thumayers, soweit bestimmbar, fast alles Deutschböhmen aus dem Sandl nahen Buchers und Heilbrunn, mit Ausnahme des Franz Kollner. Wenn auch unsere Theorie vom reinen Familiencharakter durch die vielen fremden Namen ins Wanken zu kommen droht, so ist noch lange nicht gesagt, daß die auf den Rißzeichnungen Verewigten auch wirklich alle in Sandl malten. Und wenn, so taten sie das einerseits vielleicht als Lehrer, zum andern muß sich doch mit dem nur 2 bis 3 Wegstunden entfernten Buchers ein reger Nachbarverkehr entwickelt bzw. bestanden haben.

### Der böhmische Einfluß

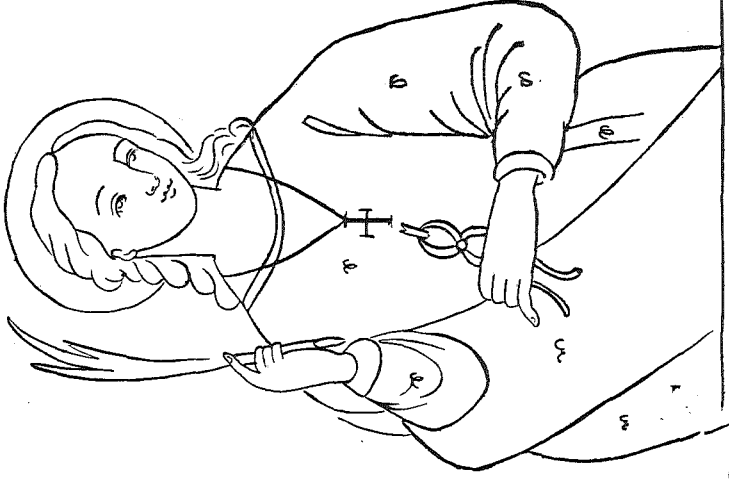
ist zweifellos durch die bisherigen Darlegungen bereits eindeutig. Damit wird die Angabe Buchners<sup>15)</sup> bestätigt, der schreibt: „Im oberösterreichischen Sandl wurde — durch Franz Pautsch um 1800 die Technik der Hinterglasmalerei bekannt. Anfangs mit seinen aus Böhmen nachgezogenen Schülern (Berger, Köck) zusammenarbeitend, bald auch einheimische Kräfte (Thumayer, Schönbeck) als Gesellen heranziehend,

---

<sup>15)</sup> Ebd. S. 24.



12. Riß, Gnadenzell von Mariazell, signiert „FRANZ THUMAYER“.



M. BINGLOCH

13. Riß, „S. APOLONIA M.“

brachte er die handwerkliche Bildermalerei in Sandl als Hausgewerbe zur Blüte...“.

Im benachbarten Buchers wurde<sup>16)</sup> bereits nach 1770/71 die Glasmalerei bekannt und durch eine Reihe neuer, um diese Zeit eröffneter Glashütten, auch unterstützt. Es waren fast ausnahmslos nordböhmische Glasmalergesellen, welche die Hinterglasmalerei aus ihrer Heimat ins Bucherssche Grenzgebiet brachten<sup>17)</sup>.

Der böhmische Einfluß mag auch aus den Motiven heraus zu lesen sein: die vielen Johannes von Nepomuk-Darstellungen, die des Wenzeslaus usw. deuten darauf hin. Auch die bei den Thumayer'schen Vorlagenzeichnungen noch vorgefundenen Vorlagen für die Anfertigung von Rissen beweisen dies („Swatj. Jann. Nepumikj“-Lithographie, Wenzelbild, Maria bey S Thomas zu Brünn). Am eindeutigsten geht der deutschböhmische-sudetendeutsche Einfluß aus den angeführten Namen hervor.

Und so wie mit Buchers und Umgebung die Kunst der Hinterglasmalerei aus Nordböhmen von Sudetendeutschen kam, so wiederum verpflanzte sich diese Kunst auf unser Sandl. Das, was so viele als typische Volkskunst der Alpen betrachten, entpuppt sich letzten Endes als aus dem deutschen Siedlungsraum Nordböhmens kommend. Wir wollen dabei bewußt die aus Nordtirol (Südtirol?) stammenden Hinterglasbilder, die so sehr der Augsburger Schule (Oberammergau, Seehausen, Uffing, Murnau) ähneln, außer Betracht lassen.

Schließlich mußte auch die Nähe des tschechischen Volksraumes schon aus kaufmännischen Gründen ihren Einfluß ausüben. Dies beweist die Rücksichtnahme auf auch von Tschechen besuchte Wallfahrtsorte (z. B. Brünnl bei Heilbrunn, Gratzener Bezirk). Die Vorlage Rißzeichnung Arch. Nr. 473 a weist überhaupt eine rein tschechische Beschriftung (unleserlich) auf (Abb. 28).

#### Auf der Hinterseite

der Rißzeichnungen sind außer den bereits angegebenen Signaturen von Bildermalern auch verschiedene Bemerkungen und Notizen enthalten. Häufig finden sich Zahlenadditionen auch so, daß man 7 mal die Zahl 3 untereinander schrieb und solcherart auf die Summe von 21 kam. Die so niedergeschriebenen Zahlen bewegen sich meist zwischen 11 und 46 und stellen zweifelsohne Preisangaben in Kreuzern für Hinterglasbilder dar. Dies stimmt auch mit den von Buchner bekanntgegebenen Preisen für die

---

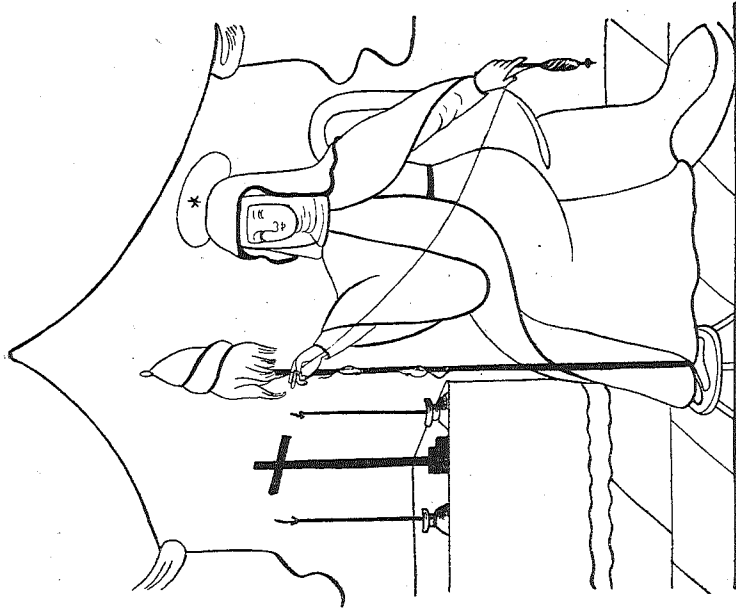
<sup>16)</sup> Ebd. S. 19, 20.

<sup>17)</sup> Ebd. S. 15 bis 17.



## С. КОСМАС : ЧИРУРГИУС

14. Riß, „S. Kosmas Chirurgus“



## С. ГЕРТРУТ

15. Riß, „S. GERTRUT“

Glasbilder völlig überein<sup>18)</sup>. So kosteten 100 Stück gewöhnliche Bilder für den Hausierhandel (also en gros-Preise!) 10 bis 12 fl (für die gewöhnliche Sorte und Größe) und für die große Sorte 24 fl. Im Einzelverkauf gab es außer den Bildern zu 12 und 24 kr noch besonders große zu 40 kr<sup>19)</sup>.

Die Größe der aufgefundenen Risse lassen auf folgende Bildermaße (ohne Rahmen) schließen: Die Norm scheint 17/27 cm zu sein, mittlere Größen kommen mit 25/31 (26/36) cm und die größten Zeichnungen weisen 50/40 cm auf. Daneben sind aber auch noch kleine Zeichnungen mit 9/13 (10/14) cm sowie Größen von 14/18, bzw. 15/20 cm vorhanden. Das Größenausmaß der in meiner umfangreichen Sammlung aus Sandl befindlichen Glasbildern wurde vergleichsweise mit folgenden Maßen festgestellt: Die kleinsten messen 13/18 bzw. 14/19, die mittleren Größen 20/28, 22/34, 26/37, 28/36, während die großen Bilder fast durchwegs mit 55/45 cm gleiche Größen aufweisen. Eine teilweise Übereinstimmung der Maße ist daher feststellbar<sup>19)</sup>.

Die Hinterseite der Zeichnungen diente aber außer für Additionsrechnungen noch für Nachrichtenvermittlung und ersetzte sozusagen in vielen Fällen Briefe. So finden wir auf dem Riß Arch. Nr. 379: „Wohlgeboren Herrn Hans Thumayer. Ich biete um Nachricht wie I nun als die Annabe (Amabe? eine Farbe?) kauffen, oder ob Sie es kauffen, Ergebenst Joh. Schönbeck.“ Dieser Schönbeck (1829—1910) war bis 1862 ein Hausierer und sodann 1865—1878 Bildermaler in Sandl<sup>20)</sup>.

Auf der Zeichnung Arch. Nr. 201 findet sich ein angefangener Brief „Bruder ich bitte“ mit der Jahreszahl 1804.

Schließlich diente die leere Rückseite der Zeichnungen auch für Zeichenübungen und ersetzte wohl ein Vormerkbuch.

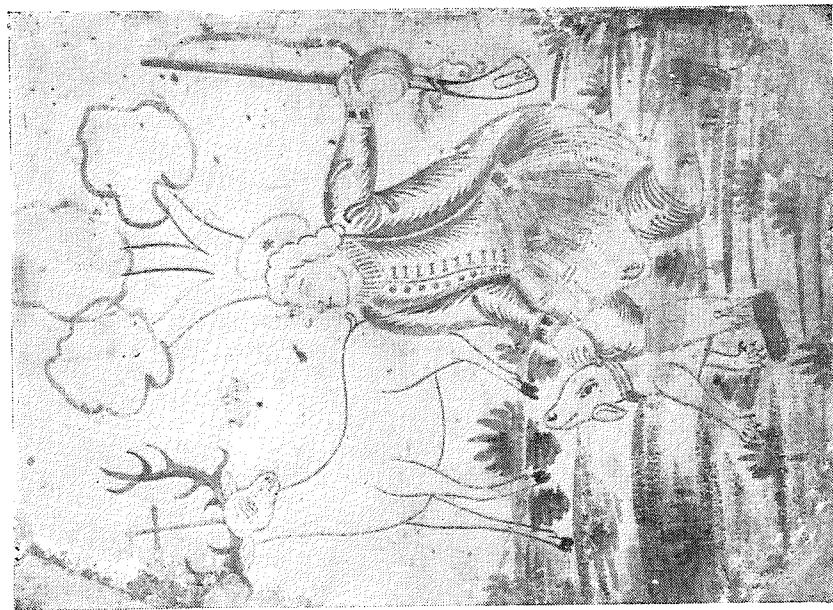
Endlich ist uns auf diesen Rückseiten noch der Bildermaler Humor überliefert, wie dies die Abb. 35 zeigt. Dasselbst wurde „Unser Vetter“ Johann Thumayer (1827—1907) außerordentlich lustig und in theatralischer Stellung karikiert. Interessant schon deshalb, da damit auch ein gewisses freies, weit über handwerkliches Zeichnen hinausgehendes Kunstzeichnen unter Beweis gestellt wird.

---

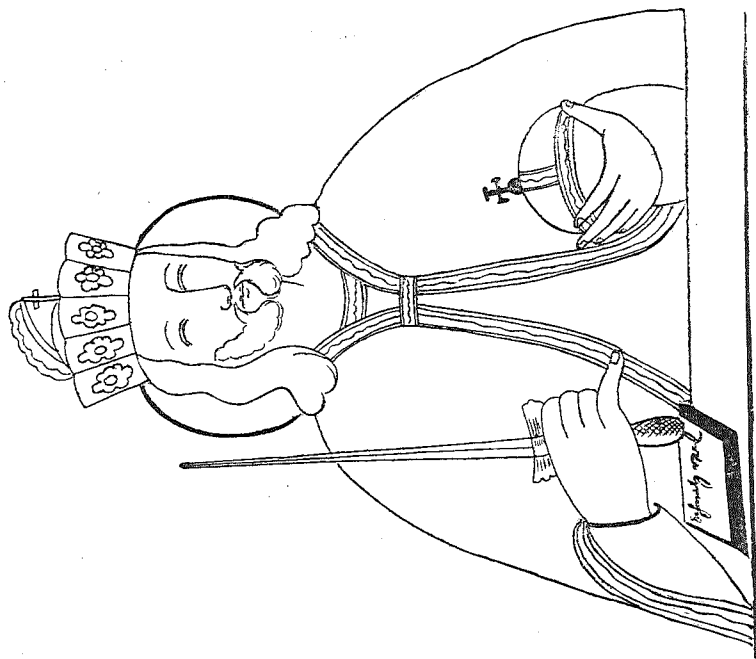
<sup>18)</sup> Ebd. S. 26.

<sup>19)</sup> Knaipp (Sandl, S. 225) führt folgende Bildermaße und ihre Bezeichnung an: „Groß-Ordinari“ etwa 30 × 40 cm, „Ordinari“ 20,5 × 31 cm, „Klein-Ordinaria“ 13 × 18,5 cm, „18er“, „36er“ (ohne Maßangaben), „¼“, 9,5 × 13 cm, „Judenmaass“ 18 × 26,5 (?). Damit ist wohl hinlänglich die Verschiedenheit der Bildermaße beleuchtet, die eine nur teilweise Übereinstimmung und Einheitlichkeit aufweisen.

<sup>20)</sup> Buchner, S. 109.



16. Kolorierter Riß, hl. Hubertus



17. Riß, „S. Karl d. G.“

## Angaben über die einzuhaltende Bemalung

Die Rißzeichnungen sind mit wenigen Ausnahmen (in Bleistift) mit schwarzer Farbe oder Tusche gezeichnet. Nur die Zeichnungen Arch. Nr. 12 (Abb. 8), Nr. 145 (Abb. 16), Nr. 558 (Abb. 27) und Nr. 471 scheinen teilweise koloriert. Sehr viele Rißzeichnungen verwenden aber außer den schwarzen Konturen auch noch rote. Vielfach dient rot oder blau auch zum Kennzeichnen von Faltentwürfen usw.

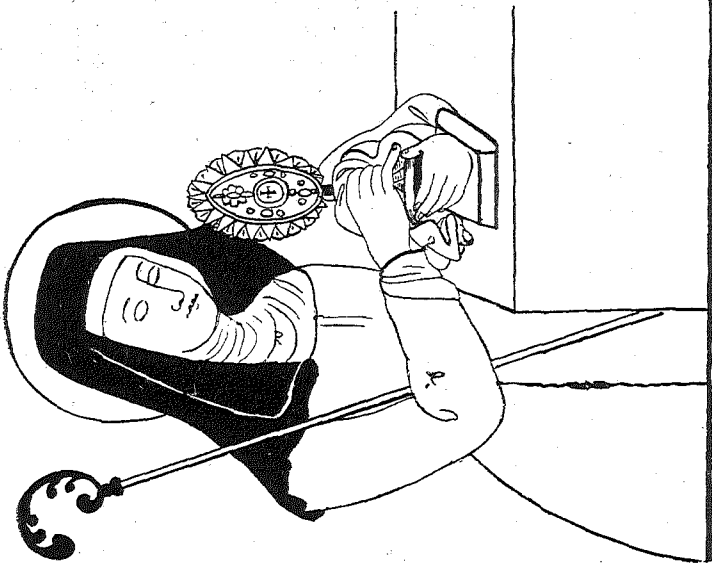
Die am Bilde einzuhaltende Farbe ist außerordentlich häufig in die Rißzeichnung eingetragen. Entweder mit Buchstaben (z. B. r, g, w, bl, Sch) oder auch ausgeschrieben (z. B. weis, Schwartz, alles weiß, grün, roth, Blau, Schwarz fol machen usw.). Es scheint aber so, daß diese Farbanweisungen erst später eingetragen wurden. Sie sind auch meist mit Bleistift zugeschrieben.

Zur Technik der Bildermalweise ist auch ein Hinweis interessant, der für die hinterste Bildabdeckung „Öl“ vorschreibt. Wir wissen, daß die Glasbilder zu ihrem Schutze hinten mit Ölfarben abgedeckt wurden. Dem gleichen Zweck scheint auch die Anweisung „Überlacke“ zu dienen.

Die verschiedenen Einzelteile der Risse werden am besten durch die beigegebenen Abbildungen ersichtlich. An dieser Stelle mag jedoch der von F. Knaipp<sup>21)</sup> wiedergegebene volksculturelle Wortschatz, welcher von diesem ausgeforscht wurde, interessieren. „Leibstriche“ nennen sich die Gesichts- und Körperkonturen, „Leibfarbe“ die Gesichts- und Körperfarbe, „Kastl“ die Kartusche als ornamentale Umrahmung der Bildmitte, „Medaillen“ die rund, oval, rechteckig oder barock geformte Bildmitte mit dem Bildgegenstand, „Sockel“ ist nach Knaipp die Rück Erinnerung an Predella, auf etwa Dreifingerbreite angelegte Zone unterhalb der Bildarstellung, anfangs meist ornamentiert, später als Schriftband benutzt. Ornamentierte Sockelzonen fanden sich auf den bei mir befindlichen Rissen nicht mehr. Ebenso fehlte der bei Knaipp angeführte „Zauberknöten“ oder „Liebesknöten“, ein Ornament, welches zur Verzierung des Sockels oft neben die Bildinschrift hingesezt wurde und dessen Bedeutung vergessen ist. „Himmelsluc'n“ nannte der Bildmaler den Strahlenglanz, die Glorie der Hl. Geist-Taube u. dgl., während man unter „Stadt Jerusalem“ die mißverstandene Darstellung von Kirche und Synagoge (meist im Hintergrund von Kreuzfixbildern) verstand, als den Symbolen für Heiden- und Judenchristentum.

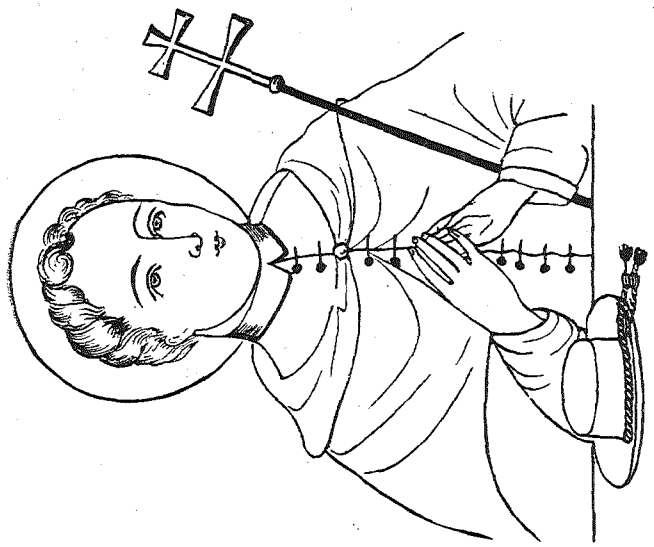
---

<sup>21)</sup> Knaipp, Sandl, S. 223 bis 224.



# 2: KLARA.

19. Rib, „S. KLARA“



# 2: KARL B.

18. Rib, „S. KARL B.“

## Bildthemen

Mit geringen Ausnahmen geben die Glasbilder Szenen aus der Biblischen Geschichte und den verschiedensten Heiligenlegenden wieder. Besonders scheinen auch ländliche Motive auf: Z. B. der Heilige Isidor als Pflugmann, Leonhard mit Rindern, Nothburga als Patronin der Bauern und Dienstmägde, Simon mit der Säge, Thomas als Schutzheiliger der Zimmerleute, Wendelin als Patron der Hirten und Landleute (Abb. 25).

Das folgende Verzeichnis der einzelnen Darstellungen gibt genauen Aufschluß.

Hervorzuheben scheint noch die drastische Ausdrucksweise, das Betonen des Grausamen der Martern, die sentimentale Darstellung (z. B. Genoveva), die falsche Rechtschreibung (schreib wie du sprichst). Naturgemäß spielten die Darstellungen von Heiligen die besonderen Einfluß auf Stillung von Schmerzen haben sollten, ihre Rolle. Z. B.: Apollonia gegen Zahnweh (dargestellt mit Zange und Zahn) (Abb. 15), Blasius mit dem Kamm gegen Kopfweh, und andere Heilige aus der Reihe der 14 Nothelfer.

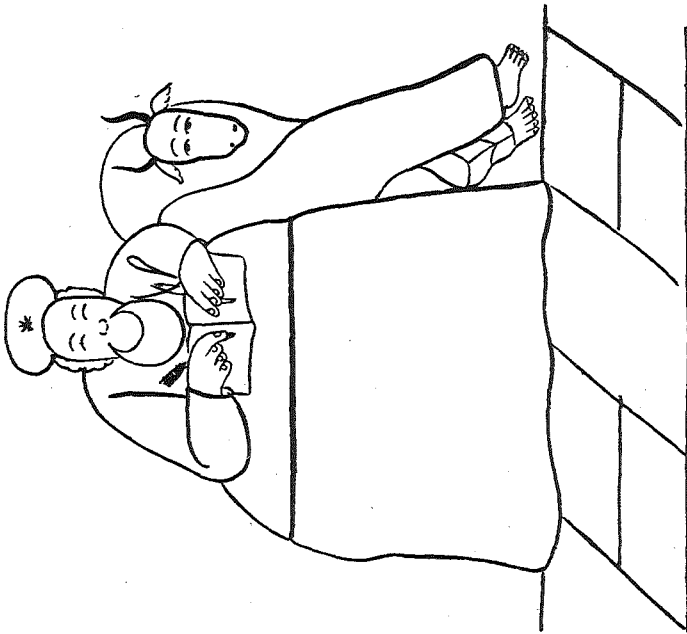
Die Risse lassen auch manchmal an Karikaturen erinnern und entbehren daher sehr oft des würdigen Ernstes, den sie als Bilder gemalt, tatsächlich haben. Die Abbildungen mögen auch hier das Bild selbst sprechen lassen.

Sehr viele Rißzeichnungen geben Bildthemen wieder, die uns als Glasbilder bereits völlig unbekannt sind. So die Darstellung des „Vater unser“ (Arch. Nr. 20), die heiligen Sakramente (Arch. Nr. 15 bis 27) und verschiedener heiliger Kombinationen.

Ein Vergleich der Vorlagenmotive von immerhin 557 Zeichnungen mit meiner eigenen Hinterglas-Bildersammlung (171 Stück umfassend) ergab, daß für kaum eines meiner eigenen Sandbilder eine haargenaue Rißzeichnung dafür belegbar ist. Überdies bringen die 171 eigenen Glasbilder noch andere Darstellungen als die Rißzeichnungen und umgekehrt umfassen die Rißzeichnungen natürlich ein viel reicheres Themengebiet.

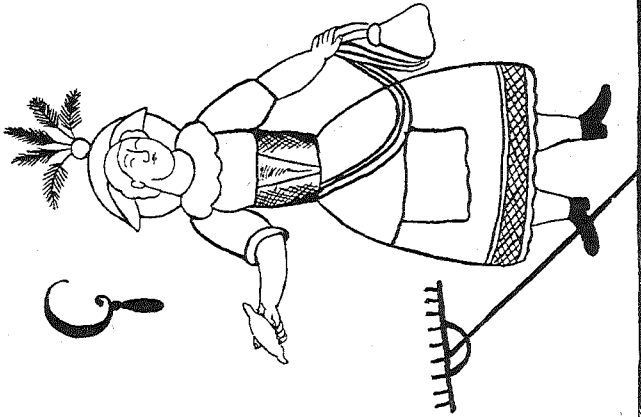
### Gewisse Besonderheiten

sollen noch erwähnt werden. So die Darstellung Jesus als geißelter Herrgott, dessen Blut als (Jung-?) Brunnen verwendet wird (Arch. Nr. 15, 14). Die immer wieder vorkommende Zahl von „500“ „im Schuldbuch der Menschheit“ „Am Jüngsten Tage wird alles offenbar werden“. Auch die Verwendung griechischer Buchstaben als geheimnisvolle mystische Abkürzung für Jesus und Maria findet sich (Arch. Nr. 184h und 325) (Abb. 26).



. 2 A K Ü 2 . 2

20. Riß, „S. LUKAS“



... A R I Ü P H O S T E . 2 .

21. Riß, „S. Nothburga“

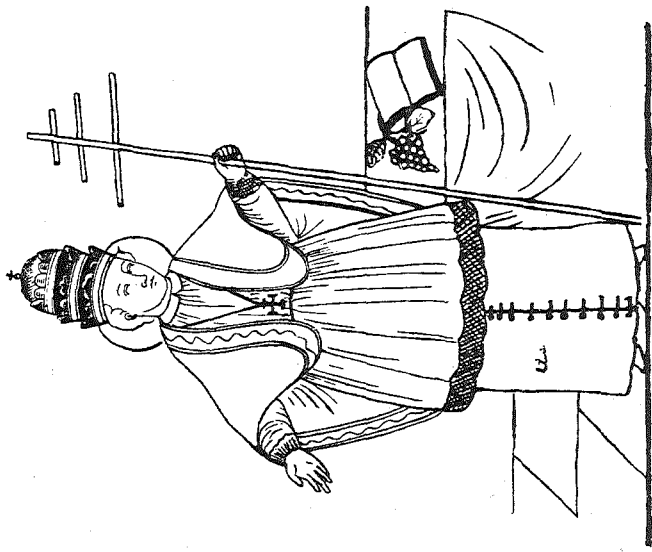
## Die Wandlungen der Themen

in der Verfalls- und Letztzeit der Hinterglasmalerei ist durch die Zeichnung Arch. Nr. 512, ein Zifferblatt einer Bauern-Wanduhr darstellend und des Entwurfes für ein Marterl (Nr. 515) nach dem bekannten Unglücksfall „ein Wagen ging über ihn weg“ zu belegen — damit wächst der Glasmaler in den Typ des „Dorfkünstlers“ hinein, der für alle anfallenden sakralen und weltlichen Zwecke zur Verfügung steht, weil ihm sein eigenes Gewerbe, die Hinterglasmalerei, nichts mehr oder zu wenig einbringt. Das ist dann auch das Ende. Trefflich gelangte auch Buchner in seinem wiederholt zitiertem Standardwerk über Hinterglasmalerei zur gleichen Erkenntnis.

### Was zeigen die Rißzeichnungen?

Nach der Häufigkeit der gleichen oder ähnlichen Darstellung geordnet, unterrichtet darüber die folgende Aufstellung. Die Zahl vor der Rißbeschreibung gibt an wie oft sich die gleiche oder eine ähnliche Darstellung (Thema) in der vorhandenen Thumayerschen Vorlagensammlung findet.

81 Mariendarstellungen (darunter 15 Maria Zeller, 2 Maria Trost — bei Graz —, 1 Waldenstein (Abb. 12)	9 Barbara
50 Kartuschen verschiedener Art (Abb. 53)	8 Joseph
21 Christi Geburt (Abb. 25)	8 Jüngstes Gericht
21 Christus am Kreuz (2 davon Jesus als Kind symbolisch)	8 Herz Jesu
16 „Gelobt sei Jesus Christus“ (Spruchtafeln)	6 Johannes von Nepomuk
16 Heilige Familie (Abb. 9)	6 Anbetung der Monstranze, bzw. Monstranze
15 Heilige Dreifaltigkeit	6 Jesus als Kind
15 Johannes	5 Magdalena
12 Sakrament-Darstellungen (einzeln und Bildkombinationen)	5 Anna (lesen lehrend)
12 Kreuzabnahme	4 allgemeine Jesusdarstellungen
11 Grab Christi	4 Adam und Eva
9 unbekannte Heilige, die von mir nicht identifizierbar sind	4 Elisabeth
9 Florian (davon je 5 mit Trinitas, Leonhard und Maria Zell)	4 Flucht aus Ägypten
	4 Letztes Abendmahl (Abb. 11)
	4 Leonhard
	4 Martin
	4 Heilige 3 Könige
	4 Wendelin (Abb. 25)
	5 Jesus am Ölberg (Abb. 27)
	5 Michael
	5 Genoveva
	5 Johann „Bruder“
	5 Alois



**2: Urban Papst.**

22. Riß, „S. Urban Papst“

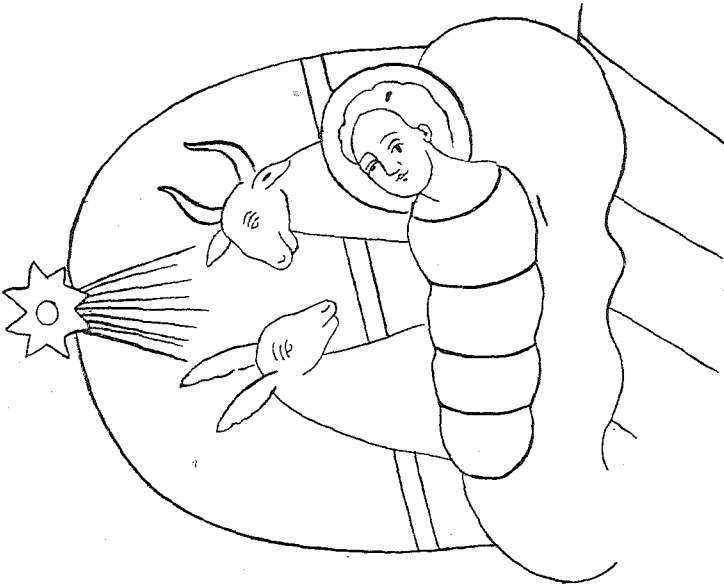


**2: MENDELINUS.**

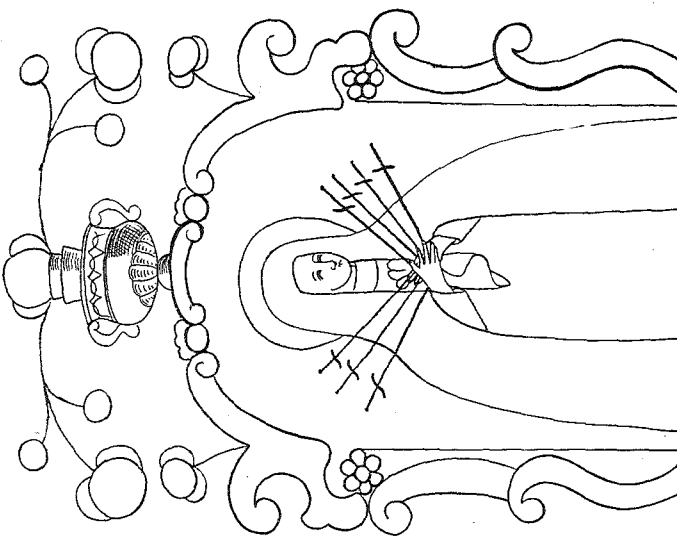
23. Riß, „S. WENDELINUS“

- |  |  |
|--|--|
| 3 Anna (allein)  | 1 Philomena (geschr.: „Filomena“)  |
| 3 Bernhard   | 1 Franziskus   |
| 2 Andreas  | 1 Franz Xaver  |
| 2 Auferstehung   | 1 Gertrud (Abb. 15)  |
| 2 Apollonia (Abb. 15)                                      | 1 Hubertus oder Eustachius (Abb. 16)   |
| 2 Anton von Padua (Abb. 28)                                | 1 Ignaz  |
| 2 Augustin   | 1 Johanna  |
| 2 Damianus   | 1 Judita   |
| 2 Dominikus  | 1 Justina  |
| 2 Dorothea   | 1 Josepha  |
| 2 Franziska  | 1 Karl der Große (Abb. 17)   |
| 2 Isidor   | 1 Karl Bor. (Abb. 18)  |
| 2 Jakob  | 1 Karolina   |
| 2 Juliana  | 1 Klara (Abb. 19)  |
| 2 Lukas Ev. (Abb. 20)                                      | 1 Elias der Prophet  |
| 2 Michael  | 1 Laurenz  |
| 2 Nikolaus   | 1 Markus Ev.   |
| 2 Nothburga (Abb. 21)                                      | 1 Matthäus   |
| 2 Petrus   | 1 Matthias   |
| 2 Rosalia  | 1 Bartholomeus (geschr.: „Pato-<br>lomeus“)  |
| 2 Sebastian  | 1 Paulus   |
| 2 Stefan   | 1 Philipp  |
| 2 Theresia von Avila                                       | 1 Rosina   |
| 2 Ursula   | 1 Susanna  |
| 2 Katharina  | 1 Theresia   |
| 2 Vinzenz  | 1 Thomas   |
| 2 Wenzelaus  | 1 Urban Papst (Abb. 22)  |
| 1 Schweiß Tuch Christi                                     | 1 Valentin (Abb. 21)   |
| 1 ecco homo  | 1 Veronika (mit Schweiß Tuch)  |
| 1 Einzug in Jerusalem                                      | 1 Herabkunft des Heiligen<br>Geistes   |
| 1 Schutzengel  | 1 König David der Sänger<br>(Abb. 51)  |
| 1 Vater unser-Darstellung                                  | 7 allegorische Darstellungen u.<br>Heiligen (Zusammenstellun-<br>gen von mehr als zwei Heili-<br>gen, meist 4 bis 6) |
| 1 jede der 14 Stationen (also<br>14 Vorlagen)              | 22 verschiedene Fragmente  |
| 1 Agnes  |  |
| 1 Blasius  |  |
| 1 Cäcilia  |  |
| 1 Kosmas Chirurgus (geschrie-<br>ben „Kolmas C“) (Abb. 14) |  |
| 1 Elisabeth mit Dorothea                                   |  |

Soweit die Darstellungen aus der biblischen Geschichte und den Heiligenlegenden bzw. Heiligendarstellungen und Themen religiöser Art.



24. Riß, Geburt Christi



.A I A M 2

25. Riß, „S. MARIA“.  
Vielleicht Spiegelbild-Vorlage

## Weltliche Darstellungen

- 1 Fürst mit Uniform und Orden mit nicht mehr lesbarer bzw. entzifferbarer Beschriftung auf der Hinterseite desselben Blattes (Abb. 29)
- 1 Dame mit Hut (Abb. 50)
- 1 Entwurf eines Zifferblattes einer Bauernuhr
- 1 Entwurf Marterl-Darstellung (nach dem bekannten Motiv: Ein Wagen ging über ihn weg . . .), Fragment
- 2 Karikaturen (Abb. 35)

Insgesamt 557 Darstellungen. Weitere 26 Risse der gleichen Sammlung wurden an meinen Vetter Franz Konzert nach Innsbruck gegeben. Diese enthalten Darstellungen von den häufigsten Motiven. Insgesamt handelt es sich bei den Thumayer'schen Vorlagen und Rissen um daher 583 Blätter (einschl. der Fragmente).

Die Darstellung nach der Häufigkeit der Motive wurde gewählt um einen Überblick über den Geschmack des Käuferpublikums zu gewinnen und sich darüber Klarheit zu schaffen, welche Themen besonders bevorzugt wurden. Denn für diese mußten dann auch viele Vorlagen zur Verfügung stehen und war die Ergänzung der Vorlagen immer wieder nötig. Wie oft sich eine Vorlage verwenden ließ, ehe sie erneuert werden mußte, läßt sich kaum sagen. Sicherlich viele hunderte- wenn nicht tausendmal und mehr<sup>22)</sup>.

### Die Ornamentvorlagen (Kartuschen)

Wie bekannt, war die Erzeugung von Spiegel-Glasbildern eine besondere Spezialität der Buchersen-, bzw. Böhmerwald-Schule. Darüber und über die Art der Herstellung unterrichten uns Buchner und Knaipp<sup>23)</sup>. Es wurde mit echtem Quecksilber gearbeitet und die Spiegelbelegung erfolgte

---

<sup>22)</sup> Knaipp (ebd. S. 225) führt als Bildmotive an: „Das Krieplein“ als Geburt-Christi-Darstellung, „Freundschaft Christi“ die Hl. Familie mit Angehörigen, „Urlaubung Christi“, Abschied Christi von Maria, „Jesus in der Wiese“ als Darstellung Jesu an der Geißelsäule, nach einer Kapelle bei Arbesbach (Waldviertel, NÖ.), „S. Maria Tafferl“ von dem Wallfahrtsbild dieses Ortes auf alle Pietà-Darstellungen übertragen, „S. Treufaldigkeit“ (Trinitas), „Gnadenstuhl“ eine Hl. Dreifaltigkeitsdarstellung in den Benediktiner-Rodungsgebieten, „S. Maria von Dörner in Turas“ Wallfahrtsbild, „S. Maria Radne“ Wallfahrtsbild von Radna an der Marosch, „Christlicher Hausschutz“ Vereinigung dreier oder mehrerer Bildmotive, meist mit der Dreifaltigkeit und den bäuerlichen Hauspatronen, auf einer Bildtafel und „S. Donatus“ eine irr-tümliche Bezeichnung für ein Doppelbildnis der beiden Wetterpatrone St. Johann und St. Paul.

<sup>23)</sup> Buchner S. 28, Knaipp, Sandl, S. 219, ders. Innviertel, S. 22 bis 23.



ganz in der Art der früher hiefür gebräuchlichen Hüttentechnik. Vor der Spiegelbelegung wurden die Tafelgläser mit den üblichen Darstellungen bemalen, jedoch die Konturenzeichnungen bedeutend kleiner vorgerissen als bei den anderen Bildern. Besonders wurde die Ornamentik betont, damit die wesentlichste Wirkung dieser Bilder, die des Spiegels, zur Geltung kam. Aus diesem Grunde ist die sehr große Anzahl der Kartuschen-Ornament-Vorlagen zu erklären<sup>24</sup>). Allerdings wurden diese Ornamentvorlagen auch für die gewöhnlichen Farbbilder mit verwendet.

Die Abbildung 55 gibt ein Muster einer solchen Vorlage.

### Die Beschriftungen der Vorlagen

Daß man meist so schrieb wie man sprach, wurde schon gesagt. Auch sollen die vielen Hinweise auf den Zeichnungen für die Herstellung selbst, da bereits erwähnt, ebenso wenig wie die Signierungen besprochen werden. Sondern lediglich die Inschriften der Bilder selbst. Diese waren natürlich in Spiegelschrift, also verkehrt eingezeichnet und wurden mit dem „Vorreißen“ der Bilder gleichzeitig eingezeichnet (siehe Bildteil).

Die Inschrift für die Bilder auf den Vorlagen (den „Rißzeichnungen“) waren meist in schwarzer oder roter Farbe eingezeichnet. Soweit längere Inschriften vorhanden sind, sind diese nachfolgend aufgezählt.

Eigene Archiv-Nr. 5 b: „Gehet hin ihr Verdamten in das Ewige Feuer — Komet her ihr Fromen in den Himel — Das jüngste Gericht.“

6: „Stehet auf zum Gericht“ (und zwei andere Nebeninschriften, die nicht mehr entzifferbar sind).

12: „Am jüngsten Tage wird alles offenbar werden.“

19: (Anführung der 7 heiligen Sakramente)

20: (Vater unser wörtlich)

28—41: (Anführung der 14 Stationen des Kreuzweges)

266: „Die Erschaffung der Welt“

184 und 325: „Unsere Lieben Frau von der im̄erwährenden Hülfe“

359: „Der Einzug Jesu in Jerusalem“

386: „Vater in deine Hände empfehle ich meinen Geist“

367: „Beurlaubung Jesu“ (Auferstehungsdarstellung)

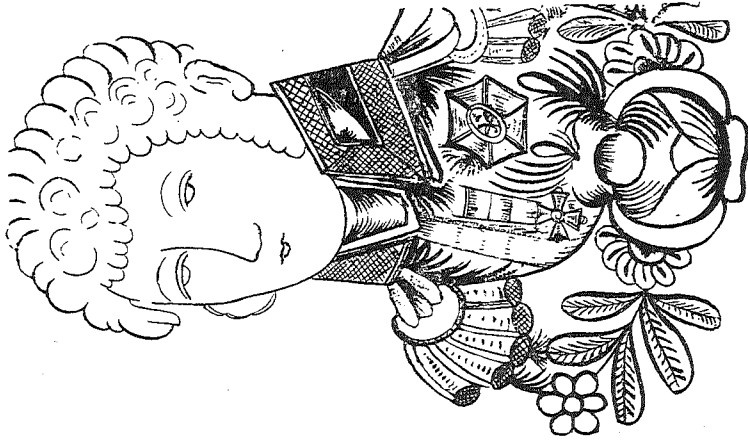
465—466: „Gelobt sei Jesus Christus in Ewigkeit Amen“

---

<sup>24</sup>) Im Zeitalter des Barock und Rokoko war die Manier des Zierrahmens („Rollwerk“) als Einfassung mit schildförmigen Flächen, die zur Aufnahme des eigentlichen Bildes dienten, besonders beliebt.



28. Riß, hl. Antonius von Padua



Jan 1

29. Riß, Monarch in Uniform

Nicht immer und überall sind die Heiligen mit Namen eingeschrieben oder wurden diese mit Namen angeführt und dadurch das Bild beschriftet. Vor allen heiligen Namen wurde stets „S.“ (also Sankt = Heilig) angeführt. Die Schreibweise der Heiligen ist vielfach nicht Alois, sondern lat. „Aloisus“ usw. Die Mehrzahl der Bilder wurde nicht beschriftet.

Außer den „Gelobt sei Jesus . . .“-Sprüchen kamen keine Spruchbilder mehr vor<sup>25)</sup>.

### Die Technik des Malverfahrens nach den Vorlagen

Hierüber berichtet Buchner<sup>26)</sup> ausführlich: „Das Malverfahren bei den Farbbildern (Wasser- und Ölfarben) ist in allen Einzelheiten überliefert. Als Vorlage dienten in der Hauptsache stets Kupfer- und Stahlstiche; von diesen wurden einfache ‚Risse‘ in Blei oder Tusche angelegt, ziemlich frei und großzügig. So ein ‚Riß‘ kam unter die Glasplatte und wurde ‚durchgemalt‘. Alles Lineare, die Umrisse ebenso wie die Schattierungen und einzelne Ornamente wurden mit schwarzer, roter, blauer und weißer Wasserfarbe (unter Zusatz von arabischem Gummi) aufgetragen; dies war im allgemeinen die Arbeit des Meisters. Die flächenweise Deckung der Glaszeichnung mit Ölfarben besorgten dann meist die Hilfskräfte. Es wurden dabei nur wenige Farben verwendet und selten Mischfarben hergestellt: die grelle Farbenpracht ist ein Hauptmerkmal und auch Hauptvorteil der älteren Bilder der Bucherscher ‚Schule‘. Um den Fortgang der Bemalung zu überblicken, wurde das Bild von Zeit zu Zeit gewendet und von der Vorderseite betrachtet; von den Sandler Malern ist über-

---

<sup>25)</sup> Ein Glasbild, das mir Johann Thumayer jun., Briefträger, im Jahre 1940 anfertigte, ist aber ein ausgesprochenes Spruchbild! Den Hauptteil des Bildes nimmt der Spruch ein, darum als Rahmen befinden sich Josef als Zimmermann, Maria mit Kind, Nothburga, Sebastian, Leonhard, Isidor, Florian, Georg und unten eine dörfliche Landschaft. Der Spruch lautet:

„St. Leonhard, St. Florian,  
Euch traue ich meine Habe an,  
beschützt mir Haus und Stall und Scheuer  
vor Krankheit und vor bösem Feuer.

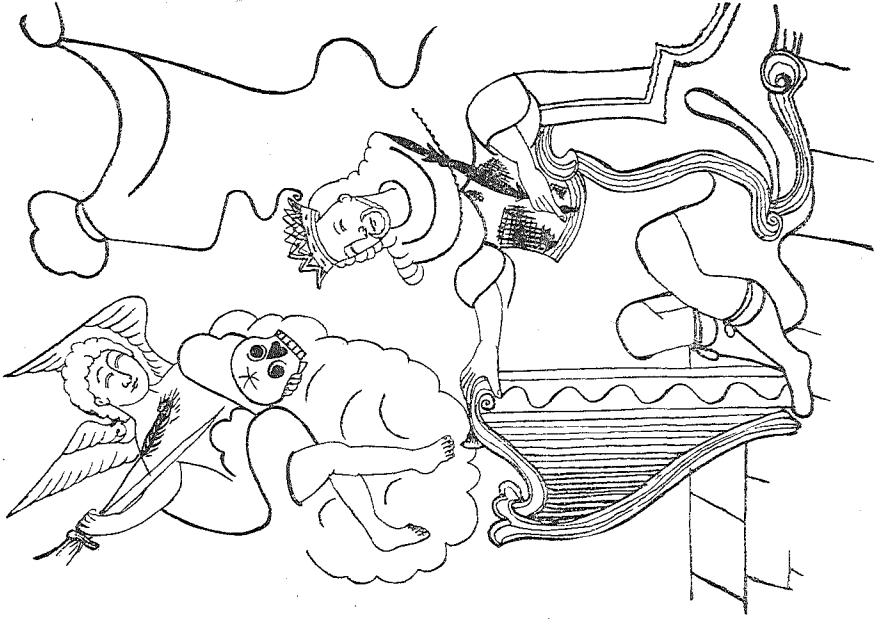
St. Georg und St. Isidor  
Euch leg ich meine Arbeit vor.  
Ihr bittet unsern Herrn und Gott  
Um Schutz vor Schauer, Krieg und Not.

Suche, o Herr, unsere Wohnung heim, halte fern von ihr die Nachstellungen des bösen Feindes. Deine hl. Engel mögen bei uns wohnen und uns in Frieden erhalten und beschützen. Dein Segen sei über uns allezeit. Amen.“

<sup>26)</sup> Buchner, S. 27, 28.



30. Riß, Romantische Szene mit großer Dame



31. König David

liefert, daß sie das Bild mit der linken Hand hielten und in der Durchsicht bemalten, wodurch gleichfalls erreicht wurde, daß kein Fleck leer blieb. Mit Geschmack wurde da und dort Blattmetall aufgeklebt. Nach dem Eintrocknen der fertigen Darstellung wurde das Bild noch mit einer Grundfläche („Hintergrund“) in weißer, gelber oder blauer Ölfarbe überstrichen. Diese letzte Übermalung erstreckte sich meist auf die ganze Tafel, um den noch ungedeckten, mit Wasserfarbe bemalten Stellen einen Schutz gegen Feuchtigkeit zu geben. Den „Hintergrund“ malten häufig weibliche Kräfte. Alle notwendigen Farben wurden in der Regel aus Prag oder Wien, später auch aus Freistadt bezogen; lediglich eine grüne Saftfarbe sollen die Bildermaler selbst aus Schlehen bereitet haben. Nach Beendigung der Malerei erhielt das Glasbild beim Rahmenmacher seine endgültige Gestalt: es wurde in einen schwarz (Kienruß!) bestrichenen Weichholzrahmen gefaßt; der Schreiner fertigte hierzu Stäbchen mit einem Profil, das fast bei allen Bildern der Buchenser „Schule“ dasselbe war, schnitt sie schräg und fügte sie mit Holzwickeln zusammen“<sup>27)</sup>.

### Die Blütezeit der Sandlbilder

Knaipp<sup>28)</sup> führt vier Entwicklungsstufen des Sandler-Hinterglasbildes für unser Land an: Das Spiegelschliffbild, das Goldschliffbild und das einfache Farbbild (mit oder ohne Blumenzierat) für die erste Entwicklungsstufe. Knaipp nennt dafür die Zeit 1770 bis 1800 und den Raum nördlich der böhmischen Grenze. Daran konnte Sandl noch keinen Anteil haben, da ja dort das Glasbild erst später aufkam. Als zweite Entwicklungsstufe bezeichnet Knaipp das Spiegelbild (ohne Schliff), das „Rußbild“ (wegen seines Hintergrundes) und das Kartuschbild. Diese Periode wird von Knaipp mit 1800 bis 1850 datiert und für den Raum beiderseits der böhmischen Grenze, also auch für Sandl bestimmt. Für Sandl schreibt Knaipp<sup>29)</sup>:

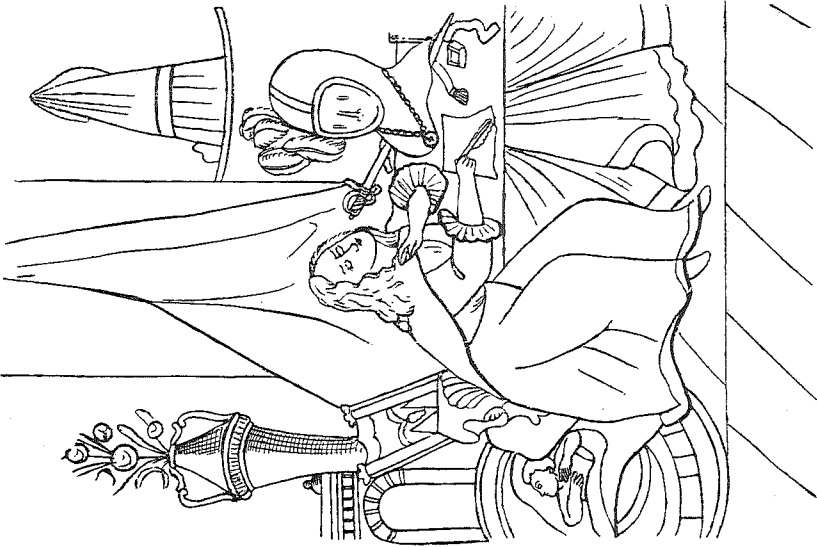
„War der Durchbruch zur höchsten volkskünstlerischen und technischen Eigenleistung auf der Buchersen Seite etwa um 1800 gelungen, so erreichte das Gebiet von Sandl usw. gegen 1850 den Höhepunkt seines Könnens. Die dritte Entwicklungsstufe (zwischen 1850 und 1860) kennzeichnet sich anfangs in einer fortschreitenden Befreiung aus den Bindungen an die Vorbilder und den hüttentraditionellen Ornamentschatz. Die Techniken vermengen sich.“

---

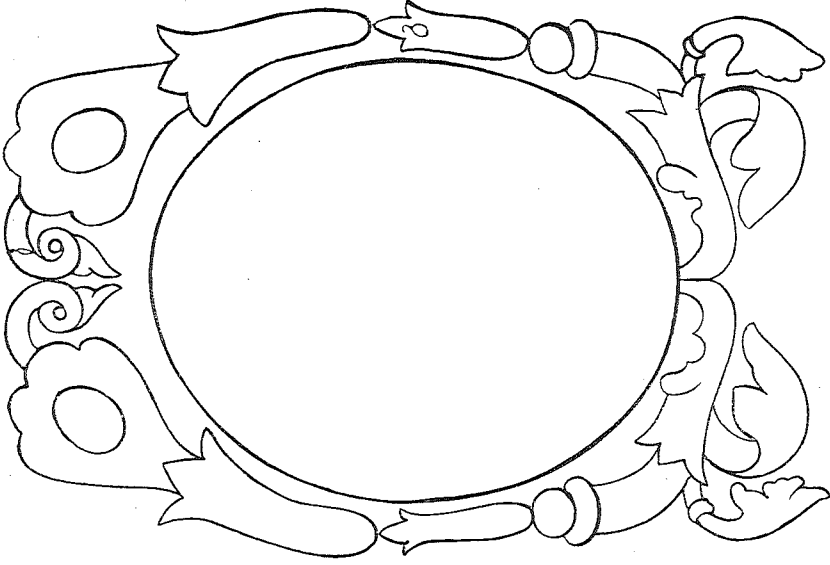
<sup>27)</sup> Ebd. S. 27, 28.

<sup>28)</sup> Knaipp, Sandl; ders. Innviertel.

<sup>29)</sup> Knaipp, Sandl, S. 220.



32. Riß, Romantische Szene mit schreiben-  
der Dame



33. Riß, Ornamentale Kartusche

Bereits um und nach 1860 meint Knaipp die vierte Entwicklungsstufe, als „den Anfang vom Ende der Hinterglasmalerei“ setzen zu müssen. „Unter Verzicht auf das Eigenste und Beste ihrer einstigen Kunst, die Farbigkeit, malten sie die Konturen nach den ererbten Reißvorlagen nur mehr in schwarz-weiß-grauen Tönen aus“, sagt der gleiche Autor <sup>30)</sup>.

Nach den mir vorliegenden Rissen dürfte aber Knaipp diese Zeit, ebenso wie die des Höhepunktes der Hinterglasmalerei, doch als zu früh angesetzt haben. Ich würde die Blütezeit für Sandl auch auf Grund der Forschungen Buchners für die Zeit 1830 bis 1850 setzen und die dritte Entwicklungsstufe für 1850 bis 1860. Erst darnach setzt, zumindestens für Sandl, die vierte Stufe der Entwicklung ein, falls man eine solche überhaupt noch als Entwicklung bezeichnen und nicht besser einfach Verfallszeit nennen will. Es ist richtig, daß man auch in schwarz-grau-weiß malte, aber die Regel war das für Sandl nicht. Auch ich besitze zwei solcher Schwarzweiß-Hinterglasbilder — ich besitze aber auch Sandlbilder, die vielleicht trotz der Verwendung chemischer Farben noch lange nicht unter den Begriff „Andenkenindustrie“ fallen. Ich glaube daher, daß der sonst ausgezeichnete Kenner der Hinterglasmalerei Knaipp doch etwas zu scharfe Grenzen setzt.

### Die technischen Bildertypen

welche nach den Rissen entstanden, bezeichnet Knaipp <sup>31)</sup> wie folgt und wir wollen gerne seiner Nomenklatur folgen, um auch hier eine Vereinheitlichung zu erreichen.

„**Spiegelschliffbild**“ = Hinterglasbild mit geschliffener Kartusche und Spiegelbelag als Hintergrund;

„**Spiegelbild**“ = Hinterglasbild mit gemalter Kartusche und Spiegelbelag als Hintergrund;

„**Goldschliffbild**“ = Hinterglasbild mit geschliffener Kartusche und Kienrußanstrich als Hintergrund;

„**Rußbild**“ = Hinterglasbild (meist mit Kartusche, jedoch in Goldfarbe gemalt) mit Kien- oder Lampenrußanstrich als Hintergrund;

„**Farbbild**“ = Hinterglasbild (ohne Schliffornamentik) mit weißem oder farbigem Hintergrund;

„**Kartuschbild**“ = Farbbild mit gemalter Kartusche.

---

<sup>30)</sup> Ebd.

<sup>31)</sup> Ebd. S. 224.



34. Riß, Szene aus der Legende des hl. Antonius von Padua



35. Riß, Karikatur „Unser Vetter“, signiert JOH. THUMAYER

## Schlußbetrachtung

Die hausgewerbliche und bäuerliche Kunst der Hinterglasmalerei ist heute für Sandl und alle anderen oberösterreichischen Orte wo diese einst blühte, tot. Sie erhielt sich noch am längsten in Sandl. Diesem Umstand und weil Sandl der Hauptort der Hinterglasmalerei im heutigen „Deutschösterreich“ war, verdankt das Hinterglasbild in Österreich, besonders in Oberösterreich, die Gattungsbezeichnung „Sandlbild“<sup>32)</sup>.

Das letzte hinterglasmalende Geschlecht der Thumayer ist durch den Tod des Briefträgers Johann Thumayer hinsichtlich der Traditionsnachfolge ausgestorben. Die Hinterglasmaler von Stadlberg und Schwertberg (Ponnecken) sind schon Ende des vorigen Säkulums verstorben; ihre Kunst ist dort längst erloschen und kam nicht mehr über die Schwelle dieses Jahrhunderts.

Damit erlosch ein eigenartiges Hausgewerbe, das gerade landwirtschaftlich gesehen ein einträglicher Nebenerwerb, sehr oft sogar ein Haupterwerb für solche Bauernhöfe war, deren Grundaussatz eine sichere landwirtschaftliche Existenz nicht zuließ. Dies erscheint mir als landfluchthemmendes und besitzfestigendes Moment, dem bisher noch wenig Beachtung zuteil wurde.

Es erlosch aber auch ein letztes und sehr verspätetes Aufblühen des bäuerlichen Barock und Rokoko, deren Geist noch schöpferisch auf die bäuerlichen Hinterglasmaler mit ihrer engen Hüttenverflechtung wirkte.

Mit den technischen Fortschritten verdarb aber auch der gute Geschmack der Bauern als Parallele des Versinkens des bäuerlichen Kulturkreises überhaupt. Der gedruckte Kitsch mit seinen süßlichen Darstellungen verdrängte das einfache, primitive, ans Glas aufgemalte Bild. Ein Bild, das sich durch mindestens einhalb Jahrhunderte so vorzüglich für alle Bauernhäuser mit ihren offenen Rauchküchen erwies, da es dem „Rauhen Klima“ solcher Häuser am ehesten standhielt und niemals seine Farbenpracht einbüßte.

Noch in dem letzten Krieg verwendeten obersteirische Bauern viele solcher Hinterglasbilder zum Verglasen ihrer Stallfenster „weil man kein Glas bekam“. Zu Haufen wurde es vernichtet

---

<sup>32)</sup> Daß aber auch andere als Sandler-Hinterglasbilder in Österreich verbreitet wurden, beweist Knaipp (Innviertel). So sind für das Innviertel durch Knaipp zahlreiche Glasbilder der Schule Raymundsreut belegt.



36. Johann Thumayer und Frau mit Barbara-  
Hinterglasbild

und als unzeitgemäß abgetan, auf „Fetzenmärkten“ billigst verhandelt. In fernabgelegenen Kapellerln und Bildstöcken fristet es ein Restdasein; erfreut sich aber in manchen Bauernhäusern ebenso wie in den Stuben von Bürgern und „Intellektuellen“ einer letzten Beliebtheit. Zur Mode wurde es in modernen Bauernstuben. Mit seinem Schwinden und Verschwinden steigert sich der Wert für Liebhaber und Sammler. Obwohl es kaum glaubwürdig ist, wohin diese hunderttausende Glasbilder hingekommen sind, welche allein im Laufe des 19. Jahrhunderts bestimmt im Raume Buchers und Sandl gemalt wurden.

# Die Stammsage des altmakedonischen Königshauses

Von Karl Spieß

(Fortsetzung)

## Vergleichsstoff

Was Cicero in der Schrift *de divinatione* (I 25, 46) nach den *Persica* des Dion von Kyros anführt, steht der makedonischen Stammsage in gewisser Hinsicht nahe. Kyros habe im Schlafe zu seinen Füßen die Sonne gesehen und dreimal vergeblich mit den Händen nach ihr gegriffen, indes sie, sich zusammenrollend, ihm entglitt und davonging. Das wurde als ein Vorzeichen für eine dreißigjährige Herrschaft angesehen. Die Überlieferung ist nicht mehr in Ordnung, denn sie drückt das vergebliche Streben des Nichtberufenen nach dem Herrscherglanze aus.

Livius berichtet (1, 59), unter der Regierung des Tarquinius Priscus habe in der Königsburg das Haupt eines Knaben, dessen Namen Servius Tullius war, im Schlafe von einer Flamme geleuchtet. Man dachte an Feuer und brachte Wasser zum Löschen herbei. Während der allgemeinen Aufregung erschien die königliche Familie. Auf Befehl der Königin, der überlegenen Tanaquil, wurde der Knabe nicht angerührt, bis er von selbst vom Schlafe erwachte. Mit dem Schlafe verschwand die Flamme. Die Königin nahm ihren Mann beiseite und deutete ihm die Erscheinung: Der Knabe besitze das Licht des Heiles und werde dem Königtum in bedrängter Lage ein Retter sein.

Des strafferen Zusammenschlusses halber soll gleich die skythische Stammsage bei Herodot (IV, 5) folgen. Targitaos, der Stammvater der Skythen hatte drei Söhne. Zu dieser Zeit fielen vom Himmel goldene Geräte herab, ein Pflug, ein Joch, ein Beil und eine Schale. Der älteste der Söhne sah es zuerst, ging hinzu und wollte sie aufnehmen. Das Gold aber brannte, als er herankam. Da kehrte er um. Nun ging der nächste hinzu, aber das Gold machte es genau so. Diese beiden wehrte das brennende Gold ab. Als aber der dritte, der Jüngste, herankam, brannte es nicht mehr und er trug es in sein Haus. Die älteren Brüder standen zurück und überließen das ganze Königreich dem Jüngsten.

In dieser Sage ist das Herrscherheil an goldene, aus der Außenwelt stammende Gegenstände gebunden, die brennen. Sie können nur von dem Auserwählten — auch hier ist es wieder der Jüngste — in Besitz genommen werden, denn bei seinem Nahen erlischt das Feuer, das nun als unsichtbare Kraftquelle durch das Angreifen, die Besitzergreifung, in den zum Herrscher Bestimmten übergeht, der aber dieser Gegenstände dauernd bedarf, wie wir das schon von der allgemeinen Betrachtung der Stammsage wissen, wo auch das Gold und sein Glänzen eine Rolle spielen.

In der hellenischen Helden- und Göttersage finden wir auch Belege für das Tier als Träger des „Herrscherglanzes“. Bei dem Streite der beiden Brüder Atreus und Thyestes um die Herrscherwürde soll ein Lamm<sup>1)</sup> mit goldenem Fell entscheiden, das in den Herden des Atreus geworfen wurde und als Heilträger den rechtmäßigen König bezeichnet. Atreus ruft das Volk zusammen, um ihm das wunderbare Tier zu zeigen. Da erscheint Thyestes und erklärt, daß er das goldene Lamm besitze. Airoke, des Atreus Frau, durch eine heimliche Liebschaft mit Thyestes verbunden, hat das goldene Lamm unbemerkt fortgetrieben und dem Thyestes gegeben. Aus dem Streite um das goldene Lamm als Heilträger und Herrschaftszeichen erwachsen dann Verbrechen um Verbrechen, die das Haus der Pelopiden schwer belasten<sup>2)</sup>.

Die enge Verbundenheit der hellenischen Überlieferung mit der iranischen gerade in den hier besprochenen Belangen wird aus einem Abschnitte der Geschichte des Artachschir i Papakan<sup>3)</sup> deutlich. Artachschir, der Begründer der Sasanidenherrschaft, flieht auf Grund einer Weissagung mit der Geliebten des Königs Ardawan, des letzten der Arsakiden. Am Morgen nach der Flucht verkündet der Dastur, der oberste der Sternkundigen, daß die zwei Flüchtlinge binnen drei Tagen eingeholt werden müssen. Es folgten ihnen zwei Widder, welche die Majestät der Herrschaft bedeuten. Solange die Widder das Paar noch nicht erreicht haben, könne man es unschädlich machen, sobald sie sich aber mit dem verfolgten Paare vereint haben, sei dies nicht mehr möglich. Nacheinander treffen Nachrichten von Beobachtern darüber ein, wie sich die Widder den Flihenden immer mehr näherten. Als bekannt wird, daß sich die Widder, die Majestät der Herrschaft

---

<sup>1)</sup> Seneca bezeichnet es in seinem Drama Thyestes 223 ff. als goldenen Widder.

<sup>2)</sup> C. Robert, Die griech. Heldensage 294 f.

<sup>3)</sup> Übersetzt von Nöldke in Bezzenbergers Beiträgen 4 (1878) 22 ff. Den Hinweis verdanke ich Prof. Dr. E. Mudrak.

der Kajanier, auf die Rosse des verfolgten Paares gesetzt haben, wird die Verfolgung als zwecklos abgebrochen<sup>4)</sup>).

Durch die Argonautensage ist das goldene Vlies, das Fell eines großen goldhaarigen Widders, weithin bekannt. Pelias will sich des Jason entledigen und schickt ihn nach Kolchis, das goldene Vlies zu holen, in der Hoffnung, daß dieser von der gefährvollen Fahrt nicht mehr zurückkommen werde. Das goldene Vlies entspricht zunächst dem kostbaren Gute, das der Held aus der Außenwelt zu bringen hat. In Kolchis ist das goldene Vlies in einem Haine auf einem Eichbaume aufgehängt und wird von einem nie schlafenden Drachen bewacht. Von dem Vliese gehen Lichtstrahlen aus, welche während der Nacht die ganze Umgebung erhellen. Aietes, der König von Kolchis, ist, auch nachdem Jason die gestellte Aufgabe<sup>5)</sup> erfüllt hat, nicht gewillt, das Vlies ihm zu überlassen, begreiflich, da es ja das Heilzeichen seiner Herrschaft und seines Landes ist. Nur deshalb wird es so streng bewacht. Jason gewinnt das goldene Vlies durch den Beistand der Königstochter Medea, die den Drachen durch Gesang und Zaubersäfte einschläfert. Sie hat die Rolle des hilfreichen Mädchens und der vergessenen Braut im Märchen. Jason kommt nach langen Irrfahrten glücklich mit dem goldenen Vliese in seine Heimat, nach Jolkos zurück.

Die überkommene Argonautensage zusamt ihren Resten ist eine Zusammenlegung aus verschiedenen Teilstücken. Das zeigt sich deutlich an dem goldenen Vliese, dem zunächst eine Zentralstellung zugewiesen wird, die aber gegen das Ende der Handlung gar nicht mehr zur Geltung kommt. Die Brüchigkeit des Überkommenen betrifft das goldene Vlies selbst. Zunächst ist der goldene Widder ein wunderbares Fahrzeug über Land und Meer, das die von ihrer Stiefmutter Ino bedrängten Kinder Phryxos und Helle in Sicherheit bringt. Nur Phryxos landet in Kolchis, opfert den Widder dem Zeus Phyxios und hängt das Fell auf. Damit ist die Sendung des Widders erledigt. Daß nun das Fell

---

<sup>4)</sup> Die zwei Widder, statt des einen, bedeuten schon eine gewisse Schwächung der Überlieferung. Dieselbe Geschichte, stärker abgeblaßt, wird auch im Schahname des Firdousi erzählt. Hier wird die Majestät der Herrschaft durch zwei Hirsche verkörpert. Davon wird berichtet in J. Görres, Das Heldenbuch von Iran, Berlin 1820, 2, 403 ff. Die Auffassung, daß das Hwarna dem Herrscher und seiner Gemahlin zukomme, geht von da ab in der Geschichte der abendländischen Welt, denkmalmäßig belegbar, etwa bis Justinianus und Theodora weiter (Mosaik von S. Vitale).

<sup>5)</sup> Anschirren der zwei feuerschnaubenden Stiere mit ehernen Hufen, Pflügen, Säen der Drachenzähne und Kampf mit den aus diesen entsprossenen gepanzerten Riesen.

beständig leuchtet, in einem Haine von einem nie schlafenden Drachen bewacht wird, ist etwas ganz Anderes, da hebt etwas völlig Neues an, das, wie man erkannt hat, wie eine Nachbildung des Apfelbaumes im Haine der Hesperiden anmutet. Den goldenen Widder als Fahrzeug des Phryxos und das goldene Vließ hat eine wenig geschickte Sagenklitterung miteinander verbunden, sie sind aber miteinander unvereinbar. Die abgezogene Haut eines geopferten Tieres und das von der anderen Welt dargereichte Heilzeichen als Schicksalsunterpfand sind zwei durch eine unüberbrückbare Kluft voneinander getrennte Dinge.

Mit dem Wiedererwachen der Antike am Ende des Mittelalters wird die Überlieferung vom goldenen Vliese, die nie ganz geruht hat, wieder lebendig. Philipp der Gute, Herzog von Burgund, stiftet im Jahre 1429 den Orden vom Goldenen Vliese mit scharfer Ahnenprobe und strengen Ritterregeln, als eine Art höfischer Tafelrunde sorgfältig Auserwählter gedacht. Bei keinem Orden bilden Ordenszeichen und Kette eine so sinnvolle Einheit. Die Glieder der Kette stellen abwechselnd den Schlagstahl und den Feuerstein dar, aus welchem das Feuer geweckt wird. So umgibt ein Kranz aufspringenden Feuers das goldene Vlies, das von sich aus den feurigen Herrscherglanz nach alter Überlieferung ausstrahlt. Durch die Heirat Marias von Burgund, der letzten ihres Stammes, mit Maximilian I. kam der Orden an die Habsburger und wurde deren Hausorden.

Auch Zeus hat ein Tier, das notwendig zu ihm gehört, einen goldenen Hund, gleich nach der Geburt mit ihm verbunden, wovon alte Sage<sup>6)</sup> berichtet. Rhea verbarg aus Furcht vor Kronos das Zeuskind mit dem goldenen Hunde in einer Höhle auf Kreta, wo es von drei Nymphen gepflegt, und von einer von diesen, Amaltheia<sup>7)</sup>, gesäugt wurde. Den goldenen Hund stahl Pandareos und versteckte ihn bei Tantalos unter der Vorspiegelung, daß er aus Phoinikien stamme. Zeus schickte den Hermes aus, den Hund zu suchen. Hermes kam zu Tantalos, der schwor, daß er von dem Hunde nichts wisse, doch fand Hermes den goldenen Hund bei ihm. Da bestrafte Zeus den Meineidigen und stürzte den Berg Sipylos über ihn. Schon daraus, daß der goldene Hund

---

<sup>6)</sup> C. Robert, Griech. Heldensage 378.

<sup>7)</sup> Amaltheia tritt auch in der Verwandlungsgestalt der Ziege auf; eines ihrer Hörner spendete Ambrosia, das andere Nektar (Roscher, Lexikon, s. v. Amaltheia 263). Zu der wunderbaren Gabe aus dem Horne gibt es Gegenstücke in den Varianten zu dem Grimmschen Märchen Nr. 131, Einäuglein, Zweiäuglein und Dreiäuglein; in einem Kärntner Märchen ist Milch und Weizenbrot im Horne der Kuh, K. Haiding, Österreichs Märchenschatz, Wien 1953, Nr. 50, S. 270.

von einer Hand in die andere geht, wird seine alte Bedeutung trotz nachträglicher Verblässung offenbar.

Der „Herrscherglanz“, das Heil des Einzelnen, kann auch an einen Vogel geknüpft sein. Im Märchen ist es der goldene, der leuchtende Vogel (Vogel Schar, im russischen Märchen), der vom Helden aus der Außenwelt geholt wird, nicht nur deshalb, weil dem Könige noch etwas Wesentliches fehlt, sondern auch deshalb, weil dieser Vogel als Heilspender den kranken König gesund macht<sup>8)</sup>.

In Altiran heißt der Herrscherglanz Hwarnah oder Farnah, das der richtige Herrscher haben muß. Im Awesta wird ausgeführt (Jascht 19, 31 ff.), wie aus dem segensreich wirkenden Herrscher Jama ein lügnerischer wird, und da entschwindet von dem strahlenden Jama das Hwarnah in Gestalt eines Vogels.

Das Weltreich Alexander des Großen und die daraus hervorgehenden großen Teilreiche vermittelten iranisches Kulturgut nach dem Westen. Der von Alexander dem Großen angenommene Adler als Zeichen des Herrscherheiles, des iranischen Hwarnah — sein Vater Philipp II. hatte auf den Münzen noch Reiter und Roßgespanne — wurde von den Ptolemaiern und anderen Herrschern weiter gegeben. Das führte bei König Pyrrhos zu einer seltsamen realistischen Ausweitung. Es heißt, daß er einen gezähmten Adler von solcher Treue besessen habe, daß dieser nach dem Tode seines Herrn keine Nahrung mehr zu sich nahm und einging<sup>9)</sup>.

Die Gemma Augustea (Onyx, bläulich weiße Bildfläche auf braunem Grunde, 19 cm hoch, Wien, Kunsthist. Museum), ein Meisterwerk antiker Steinschneidekunst, stellt die Höhe der segensreichen Regierung des Kaisers Augustus dar. Der Kaiser sitzt, halbnackt, einem Halbgotte gleich, neben Roma. Zwischen ihren Köpfen wird am Himmel das Zeichen des Steinbockes sichtbar, das glückbringende Gestirn, unter dem Augustus geboren ist. Vergil hat in seiner 4. Ekloge schon im Jahre 40 v. Chr. „die frohe Botschaft“ verkündet, daß bei der Geburt des Augustus wunderbare Zeichen in der ganzen Natur aufgetreten seien, die den Beginn eines neuen, eines goldenen Zeitalters angekündigt hätten. Nun ist alles in Erfüllung gegangen. Dazu hat das an die Person des Kaisers geknüpfte Herrscherheil beigetragen, das als Adler neben seinen Füßen zu sehen ist. Inmitten seiner Helfer im Kriege und der Gestalten der befriedeten Erde erhält der

---

<sup>8)</sup> Der König mit dem Herrscherglanze ist dann selbst auch wieder der Heiler, der Kranke gesund macht. Beispiele hiefür bei den römischen Kaisern und den französischen Königen.

<sup>9)</sup> Aelian. n. a. II 40.

Kaiser die Krone. In der Heiland-Ankündigung des Vergilius — der Heiland ist der iranische Soschyant — und in der Gestalt des Adlers haben wir Zeichen, die nicht aus der römischen, sondern aus den Einflüssen einer bereits stark einwirkenden östlichen Welt erklärbar sind <sup>10)</sup>.

Die Richtigkeit der Auffassung des Adlers bekräftigt die Apotheose des Antoninus und der Faustina, ein Relief <sup>11)</sup> vom Sockel der Ehrensäule des Marcus Aurelius (160—170 n. Chr., Rom, Vatikan). Ein mächtiger Genius mit breiten Flügeln trägt das Kaiserpaar empor, zu dessen Seiten zwei Adler fliegen, die Zeichen ihres Herrscherglanzes.

In den Bereich der hier berührten Vorstellungen gehört auch die Gestalt eines Vogels auf der Spitze des Herrscherstabes. Die Götter haben solche Herrscherstäbe, nicht nur Zeus, auch Hades. Dann führen römische Kaiser das Kurzszepter mit dem Vogel auf der Spitze (Münzbild des Diokletianus). Diese Szepter mit dem Vogel gehen ins Mittelalter hinüber, wir sehen sie in der Hand der deutschen Kaiser, wie Ottos III., Heinrichs III., Heinrichs IV.

Zu Xenophons Zeit war der Kommandostab des persischen Königs mit einem Adler geschmückt. Als Heilszeichen hat die große militärische Einheit der Römer, die Legion, seit Marius, der mit der östlichen Welt bereits in Fühlung gekommen war, den goldenen Adler auf der Standarte. Dieser goldene Adler bildete und bedeutete die Mitte des Legionslagers und genoß an Festtagen besondere Verehrung. Welche Bedeutung man diesem Zeichen beimaß, geht daraus hervor, daß man nach dem Verluste der drei Legionen in der Schlacht im Teutoburger Walde (9 n. Chr.) die dabei verlorenen goldenen Legionsadler um jeden Preis wieder zu gewinnen trachtete. Zwei dieser Adler wurden in den Feldzügen v. J. 15 und 16 wieder eingebracht, der dritte erst im Jahre 41 <sup>12)</sup>.

Gehen wir nun zur Stammsage des altmakedonischen Königshauses zurück. Der jüngste der drei Söhne, Perdikkas, hat den Sonnenglanz dem ihm feindlich gesinnten Könige entzogen und als Unterpand der Herrschaft an sich genommen. Der Vergleichsstoff hat uns mit iranischer, skythischer und persischer Überlieferung bekannt gemacht, in der das Hwarnah, das wörtlich

---

<sup>10)</sup> Das Beste hierüber in Kürze noch immer bei A. Bauer, Vom Griechentum zum Christentum, Leipzig 1910, S. 89 ff.

<sup>11)</sup> R. Hamann, Geschichte der Kunst bis zur Spätantike, München 1952, S. 820, Abb. 876.

<sup>12)</sup> E. Kornemann, Gestalten und Reiche, Leipzig 1943, 289 ff.

den sonnenmäßigen Glanz<sup>13)</sup> bedeutet, als Heilswert des Herrschers oder des Auserwählten eine besondere Rolle spielt, und die nahe Verwandtschaft der iranischen und der hellenischen Überlieferung in diesem Zuge dargetan. Dieser Herrscherglanz wird im Bilde durch einen das Haupt umgebenden Strahlenkranz oder eine Lichtscheibe, den Nimbus, dargestellt. Dieses Zeichen haben die Herrscher nach Alexander dem Großen im vorderen Orient von den Lichtgöttern vornehmlich dem Helios, dem iranischen Mithra, genommen, die nun ihren Herrscherglanz nach iranischer Überlieferung und zugleich ihre Gottheit dartun sollen. Zunächst legen die Ptolemaier-Könige den Strahlenkranz dem verstorbenen Herrscher bei, wie Ptolemaios IV. (222—205) auf einer Münze dem Ptolemaios III. Euergetes. Ptolemaios V. ließ sich bereits selbst mit dem Strahlenkranze darstellen. Unter den Seleukiden erhebt zuerst Antiochos IV. (175—165) Anspruch auf göttliche Ehren durch den Strahlenkranz. Von den römischen Kaisern wird Caligula zunächst nur auf Münzen im östlichen Bereiche, wie in Alexandria, mit dem Strahlenkranze dargestellt, Nero erscheint aber schon auf römischen Münzen mit dem Strahlenkranze. Von da ab schmückt dieser dann wiederholt die Münzbilder der römischen Kaiser und auch Konstantin der Große, erst kurz vor dem Tode getauft, nimmt durch den Strahlenkranz göttliches Wesen für sich in Anspruch, er erscheint als Helios<sup>14)</sup>.

Dieser Helios, der *sol invictus*, ist aber um diese Zeit der persische Mithra, der auf dem Grabmale des Antiochos I. von Kommagene auf dem Nimrud Dagh um 54 v. Chr. mit dem Strahlenkranze und dem Nimbus ausgestattet ist.

Die ersten Herrscher, die sich mit dem Nimbus, mit der den Kopf umgebenden Lichtscheibe, darstellen ließen, sind seltsamerweise die indoskythischen Könige um die Wende unserer Zeitrechnung<sup>15)</sup>. Ihr Beispiel hat dann auf die Sasaniden eingewirkt, die wir gelegentlich mit dem Nimbus ausgestattet sehen, aber nicht auf Münzen. Im Westen begegnet man dem Nimbus als Herrscherzeichen zunächst nur in vereinzelten Denkmälern vom Ende des 5. Jahrhunderts und erst zu Beginn des 4. Jahrhunderts

<sup>13)</sup> O. G. v. Wesendonk, Das Weltbild der Iranier, München 1933, S. 325, Anm. 688.

<sup>14)</sup> Der Kirche mußte dieses Verhalten ihres Schutzherrn sehr mißfallen, aber der geschmeidige Eusebius weiß die peinliche Angelegenheit zur Zufriedenheit der Gläubigen einzurichten: Helios wird als ein Diener des höchsten Gottes und Weltkönigs erklärt und somit bleibt Konstantin Knecht des höchsten Gottes. Nähere Angaben bei Th. Birt, Charakterbilder Spätroms, S. 467, Anmkg. 37.

<sup>15)</sup> Artikel Nimbus in der Real-Enzyklopädie von Pauly-Wissowa-Kroll.

tritt er häufig in der konstantinischen Zeit auf. Er schmückt den thronenden Kaiser und die Kaiserin.

Jesus Christus hat erst auf den Bildnissen vom zweiten Viertel des 4. Jahrhunderts den Nimbus, früher sind solche nicht nachzuweisen. Er hat das Erbe des römischen Gottkaisers, des Weltenherrschers, in allen Stücken einschließlich des Nimbus angetreten. Der Nimbus erscheint zunächst dort, wo Christus als Richter und Herrscher, thronend zwischen den Aposteln, dargestellt wird. Der oströmische Kaiser verliert den Nimbus nicht so rasch, so führen Justinianus I. und die Kaiserin Theodora auf den Mosaiken von San Vitale (um 547) den Nimbus. Erst im 5. und 6. Jahrhundert wird der Nimbus Engeln und heiligen Personen zuteil, wird er ein Zeichen der Heiligkeit und damit auf die christliche Ikonographie beschränkt. Immer aber ist er noch Lichtzeichen des Auserwählten gemäß seiner Herkunft.

Von Indien und den verstreuten Inseln hellenistisch-iranischer Mischkultur in Innerasien bringt der Buddhismus mit seinem Bildgute den Nimbus in reicher Fülle über Tibet nach China und Japan.

### Einblick und Ausblick

Die Stammsage des makedonischen Königshauses, wie sie Herodot mitteilt, ist mit dem Namen des Königs Alexandros I. und einem bestimmten Anliegen dieses Herrschers verbunden. In Makedonien wurden ausgezeichnete Rosse gezüchtet und der König, einem aufstrebenden Geschlecht angehörig, wollte seine Rosse bei den Spielen in Olympia laufen lassen. Nun aber galt Makedonien, wiewohl seine Bewohner hinsichtlich Abstammung und Sprache den Hellenen sehr nahe standen, als Barbarenland und an den Spielen durften nur Hellenen teilnehmen. Die Stammsage, die das einheimische Geschlecht der Argeaden mit dem der argivischen Temeniden und dadurch mit Herakles, dem hellenischen Nationalhelden, verband, hatte dem Zwecke zu dienen, die hellenische Abkunft des Königsgeschlechtes nachzuweisen, wodurch der Teilnahme der Nachkommen dieses Geschlechtes an den olympischen Spielen nichts mehr im Wege stand.

Nach diesem Stammbaum war Alexandros I. der siebente in der Ahnenreihe und der Name Perdikkas wurde für den Begründer des Königsgeschlechtes offensichtlich im Hinblick auf des Alexandros Sohn und ausersehenen Nachfolger Perdikkas gewählt. Alexandros I. spielte in den Perserkriegen in sehr geschickter Weise eine nicht unbedeutende Rolle und damit trat Makedonien sichtbar in die Geschichte ein, aber es blieb ein Bauernland. Gerade diese Erscheinung verdient die Beachtung nicht nur der Historiker sondern auch der Volkskunder. Ale-

xandros I. (498—454) wird der Philhellene genannt, weil er die hellenische Kultur liebte. Er war mit Pindar bekannt. Zwei Menschenalter später hatte König Archelaos (419—393) Festspiele nach Art der hellenischen gestiftet und hellenische Künstler und Dichter, darunter Zeuxis und Euripides, an seinen Hof in Pella, das an die Stelle des alten Aigai getreten war, gezogen<sup>16)</sup>. Auf diese glückliche Zeit Makedoniens folgte ein Niederbruch, der fast einer Vernichtung gleichkam. Da aber verstand es Philipp II. (359—336), ein auf allen Gebieten überlegener und weit vorausblickender Herrscher, das Reich zu festigen und wieder empor zu führen. Makedonien stieg so jäh auf, daß sein König den in beständiger Fehde lebenden kleinen Stadt-Staaten Griechenlands, man nannte es den Kampf um die Hegemonie, in der Schlacht bei Chaironeia (338) den Todesstoß versetzen konnte. Philipp II. fiel bald darauf, erst 47 Jahre alt, durch Mörderhand. Sein Sohn Alexandros war hellenisch erzogen — Aristoteles war sein Lehrmeister und die Helden Homers seine Vorbilder. Und nun trat der Zwanzigjährige die Herrschaft an — aber Makedonien war noch immer ein Bauernland.

Die makedonischen Herrscher zeichnen sich durch rasches Erfassen der Lage und tatkräftiges Handeln aus. Sie schätzen die hellenische Kultur hoch, aber sie erkennen die Gefahren der Stadt (Polis) und die verkrampfte, zum Untergang führende Verfassung Spartas. Gemäß ihrer Witterung für gesunde Tüchtigkeit schirmen sie die schädigenden Einflüsse von ihrem Volke ab und halten an dem Überkommenen fest. Ein alter Schriftsteller sagt: Die Makedonen sind freie Männer. Die Hauptmasse bilden die freien Bauern und dazu kommen die Angehörigen bauerlicher Adelsgeschlechter, aus denen die Tisch- und Mahlgenossen des Königs, die Hetairoi, zugleich ein Kreis von Räten und Generälen, hervorgehen. Hochaltertümlich ist der Zusammenschluß durch das gemeinsame Mahl. Zum Könige hat jeder Freie Zutritt und die Gesamtheit aller Waffenträger bildet die Volksversammlung, die zur Beratung und Gericht zusammentritt und den König wählt. Einfach bauerlich ist die Tracht, die Kost, und die Lebensführung wird durch Sitte und Brauch nach Väterart bestimmt.

Der jugendliche Alexandros zieht mit seinen Hetairoi, einer Runde von wenigen älteren, meist ganz jungen Generälen, in den

---

<sup>16)</sup> Für König Archelaos, den Bastard, der mit dem Stammbaum nicht zufrieden sein konnte, erfand Euripides einen neuen Ahnherrn Archelaos, einen leiblichen Sohn des Temenos, und machte ihn zum Helden einer Tragödie, die wir dem Inhalte nach kennen. Ihr mythischer Gehalt ist gering. Robert, Griechische Heldensagen, S. 669.

Kampf gegen das riesige Perserreich (354); unüberwindlich ist die eiserne Phalanx der Fußtruppen, die vorstürmende Reiterei, alle bis zum Letzten sind sie ergeben dem von ihnen erwählten Führer, dem todesmutigen Vorkämpfer Alexandros. Dieser einzigartige Mann zerstört ein altes Weltreich und baut ein neues Weltreich mit neuen Ideen auf. Er hat es schwerer als die Perser, die vor ihm in ähnlicher Verfassung als ein Bauernvolk mit Adelsgeschlechtern gekommen waren und das Erbe in einem Großraum angetreten hatten. Alexandros will makedonische Art, hellenische Bildung und iranische Kulturwerte miteinander zu etwas Neuem verschmelzen, dazu kommt noch ein unter der Oberfläche zäh fortlebendes uraltes Herrschaftsprogramm des Zweistromlandes mit Babel als Mittelpunkt. Das wird äußerlich dadurch sichtbar, daß das Aramäische nach wie vor Geschäfts- und Kanzleisprache in dem Riesenreiche bleibt.

Diesem großen historischen Beispiel kann der Volkskunder entnehmen, daß sich eine volkseigene Lebens-, Rechts- und Heilsordnung mit dem Schwerpunkte im Bauerntum nur in einem kleinflächigen, von der Schrift noch nicht oder nur wenig erfaßten Herrschaftsraume erhalten kann. (Von den mit Alexandros ausziehenden adeligen Hetairoi werden nicht allzu viele der Schrift kundig gewesen sein, die Fußsoldaten kannten sie gewiß nicht.) Kommen die Angehörigen einer derartigen Lebenshaltung in einen seit lange beherrschten Großraum, in dem die Schrift eine für sie unfaßbare Rolle spielt, dann erfolgt notwendigerweise ein Zerfall ihrer durch einen weltanschaulichen Kern zusammengehaltenen Gesittung. In günstiger Lage mag sich manches erhalten, da die auf Überlieferung beruhenden Gesittungsgüter oft aller Überfremdung zum Trotz zäh weitergegeben werden, vieles erfährt einen Bedeutungswandel, vieles verschwindet ganz. Nur durch die vergleichende Kulturforschung vermögen wir dann die Bedeutung alter restlicher Gesittungsgüter richtig zu erfassen und gelegentlich auch noch um den ursprünglichen weltanschaulichen Kern sinnvoll anzuordnen.

Anschließend an diese Erwägungen sei als Probe ein Blick auf das Verhältnis von Gefolgschaftsführer und Gefolgschaft während des Alexanderfeldzuges gestattet.

Alexandros hat die Schlacht von Issos, die Einnahme der phoinikischen Städte und die Besitznahme Ägyptens hinter sich und zieht nun von Memphis unter großen Beschwerden nach der Orakelstätte des Zeus Ammon in der Oase Siwa in der lybischen Wüste. Er strebt dahin, weil Herakles und Perseus, die zu seinen Ahnherren zählen, das Orakel aufgesucht haben. Die Berufung auf den Mythos ist etwas in der Antike Geläufiges, für sie

Kennzeichnendes. Im Tempel wird der König als ein Sohn des Zeus Ammon begrüßt (Frühjahr 331). Nun ist Alexandros Gottes Sohn und kann in Aegypten legitimer König sein, denn nach aegyptischer Auffassung ist der König ein Sohn des Sonnengottes Rê.

Der Spruch des Orakels diente demnach zur Beglaubigung seiner Sendung. Das alte volkhaftes Gefolgschaftsverhältnis aber erhielt dadurch einen argen Stoß. Man schwieg, behielt es lange bei sich, am Ende brach es dann unvergessen hervor. Den Hetairoi und Soldaten gegenüber wollte es der König wie früher halten. Seine frische Natürlichkeit half darüber hinweg. In seinem Seelenleben aber begann der tragische Zwiespalt zwischen der altväterlichen Überlieferung, der er das Riesenmaß der Gesundheit und Kraft verdankte, und den Forderungen der ihm zufallenden Weltherrschaft.

Nach der letzten Entscheidungsschlacht bei Arbela (331) und dem erst geraume Zeit danach erfolgten Tode des Dareios III. (330) fühlte sich Alexandros als legitimer Nachfolger der Achaemaniden. Er siegelte mit dem Ringe des persischen Königs und hatte von ihm sicherlich auch dessen Königsfeuer übernommen, d. h. es neu entzündet. Durch Kuß war er noch vor seiner Verheiratung mit einer Königstochter in ein Verwandtschaftsverhältnis mit den Achaemaniden eingetreten. Demgemäß mußte er auch persische Gewandung und persische Sitten übernehmen. Der persische Adel erhielt höchste Stellen im Staate. Makedonien lag wie ein Zwerg in weiter Ferne.

Auf den nun folgenden Kriegszügen Alexanders machte sich eine makedonische Gegnerschaft bei den Hetairoi bemerkbar. In Prophthasia in Drangiana kommt es zu einer Verschwörung gegen das Leben des Königs unter der Führung des Dimnos (330). Sie wird verraten. Philotas, der Anführer der Reiterei erhält Kenntnis davon, aber er schweigt und nimmt eine zuwartende Stellung ein. Schließlich erfährt der König durch einen Zufall davon. Rasch greift er zu. Bevor noch Philotas zum Gerichte vor die nach alter Art einberufene Heeresversammlung gestellt und zum Tode verurteilt wird, werden Offiziere in Verkleidung auf raschen Dromedaren nach Ekbatana entsendet, um Parmenion, den angesehensten Truppenführer in höchster Stellung, den Siebzigjährigen, den Vater des Philotas, ohne Untersuchung mit dem Dolche zu erledigen<sup>17)</sup>. Dimnos hat sich selbst gerichtet.

---

<sup>17)</sup> Auf die Dauer konnte das Verhalten von Vater und Sohn nicht verborgen bleiben, das von dem Grundsätze geleitet war, selbst nicht zu töten, aber keine tödliche Gefahr von Alexandros abzuhalten. Th. Birt, Alexander der Große, Leipzig 1924, S. 136 ff.

Bei einem Gelage in Marakanda (Samarkand) macht der schwere Wein der Gegend rasch trunken und löst die Zunge, so daß der sonst so zurückhaltende alte Haudegen Kleitos in einen argen Wortwechsel mit Alexandros gerät (528). Heikle Dinge stehen in Frage: die Ehre gefallener Makedonen, die unterdrückte Freiheit und die Annahme persischer Sitten durch den König. Des Kleitos Freunde drängen den Trunkenen aus dem Gemache. Als bald aber erscheint er wieder und steigert durch neuerliche Rede den Zorn des Königs noch mehr. Dieser entreißt einem Leibwächter den Speer, wirft und trifft tödlich. Alexandros hat seinen treuesten Gefolgsmann getötet, der ihm in der Schlacht am Granikos das Leben gerettet, dessen Schwester ihn gesäugt hat<sup>18)</sup>.

Dann ist es wieder Alexandros, der seinen Hetairoi eine schwere Belastungsprobe zumutet. Gelegentlich einer Tafelrunde soll über die fußfällige Verehrung des Königs nach persischer Sitte (Proskynesis) verhandelt werden. Die Zeremonie<sup>19)</sup> wird in neuer Aufmachung vorgeführt, aber schließlich gibt der eitle hellenische Literat Kallisthenes den Ausschlag für ihre Ablehnung. Das kommt ihm teuer zu stehen.

Es folgt eine Verschwörung der Edelknaben gegen das Leben des Königs. Wieder entgeht er durch Zufall dem Tode (527). Im Zusammenhange mit der Verschwörung der Pagen, die bei der Folter den Kallisthenes nicht belastet haben, wird dieser lange Zeit gefesselt mitgeführt, dann verschwindet er, ob durch Krankheit oder Gewalt, ist nicht mehr zu ergründen.

Durch einen siebzigtägigen Tropenregen mit Gewittern haben die Truppen im Indusdelta schwer gelitten (Ende August 526). Am Hyphasis angelangt, weigern sie sich, weiter endlos in unbekannte Fernen zu ziehen. In das Heer sind bereits Abteilungen von fremden Völkern in nicht unbeträchtlicher Zahl eingestellt. An eine Heeresversammlung im üblichen Stile kann Alexandros nicht denken. In einem Rate der Befehlshaber der makedonischen und verbündeten Truppen hört der König nach seinen Ausführungen mit Arger die maßvolle Rede des Kainos an, der für die Zurücknahme der Truppen eintritt. Nach einem nochmaligen vergeblichen Versuche, die Befehlshaber zum Vormarsche umzustimmen, schließt sich Alexandros drei Tage in sein Zelt ein und läßt niemanden, auch von seinen Vertrauten keinen, an sich heran. Er rechnet noch immer mit einer Sinnesänderung seiner Makedonen;

---

<sup>18)</sup> Plutarch, Alex. 50—52.

<sup>19)</sup> Daß dabei das persische Königsfeuer eine Hauptrolle gespielt haben wird, wurde richtig erkannt. F. Schachermayer, Alexander der Große, Wien 1949, S. 310 u. 517.

als aber im Lager die tiefe Stille anhält, gibt er den Befehl zum Rückmarsch <sup>20)</sup>.

Nach den langwierigen Kriegszügen rüstet Alexandros in Susa eine große Hochzeitsfeier aus, die getragen ist von der Idee einer Verfestigung eines makedonisch-persischen Weltreiches (524). Die tüchtigsten Stämme sollen verschmelzt werden. Neben dem bäuerlichen Züchtungsgedanken steht die nahe Verwandtschaft der weltanschaulichen Grundlagen, die nur gestreift werden können. Beide Partner sind „Rößler“; die Namen der führenden Adelsgeschlechter sind mit hippos, bzw. aspa zusammengesetzt. Das Roß aber ist eine Kerngestalt in der sagtümlichen Überlieferung beider Völker. Gemeinsam ist beiden die Vorstellung vom Heilium des Feuers. Der koine hestia, dem gemeinsamen Herdfeuer der Hellenen, steht das Königsfeuer der Achamaniden gegenüber. Wir haben keine schriftlichen Unterlagen, wohl aber deutliche Anzeichen dafür, daß auf dem Alexanderzuge die Erkenntnis von der nahen Verwandtschaft des Heilrankes des Dionysos, des Weines <sup>21)</sup>, und des Homa der iranischen Überlieferung angebahnt wurde <sup>22)</sup>. Von diesem Standpunkte aus gesehen, erhält das große Hochzeitsfest in Susa ein ganz anderes Gesicht, bei dem Alexandros sich mit zwei achamanidischen Prinzessinnen vermählt, viele makedonische Offiziere und Soldaten <sup>23)</sup> Perserinnen zu Frauen nehmen.

In Opis versammelt Alexandros im Juli d. J. 524 seine Makedonen, an denen sein Herz hängt, und teilt ihnen mit, er wolle alle, die durch Alter oder Verwundung für den Kriegsdienst untauglich seien, mit reichen Geschenken zu ihren Anwesen zurücksenden. Seine Gefolgsleute, in ihrem Bauernstolz getroffen, sehen sich plötzlich zurückgesetzt und meinen, sie werden von ihm überhaupt als untauglich für Kriegsdienste angesehen. Da bricht der lang zurückgehaltene Groll über alles, was sie mit Mißbilligung so lange schweigend angesehen, über die Entfremdung ihres Königs, wie heiße Lava aus einem Vulkane hervor. Schreiend fordern alle ihren Abschied und rufen ihm zu, er möge allein mit seinem Vater Ammon zu Felde ziehen. Der König springt, von Zorn gepackt, von der Rednerbühne herab, bezeich-

---

<sup>20)</sup> Arrian, V, 25—28.

<sup>21)</sup> Das dionysische Nysa in Indien und dionysische Feste in Karmanien. Arrian V, 1; VI, 28; Curtius VIII, 10, 35, 36; IX, 10, 41.

<sup>22)</sup> Der Wein hat schon bei den Achamaniden in einem gewissen Maße die Rolle des Homa übernommen. W e s e n d o n k, Das Weltbild der Iranier S. 133.

<sup>23)</sup> Es werden 10.000 angegeben, was wohl nur eine große Zahl zu bedeuten hat. Arrian VII, 4.

net mit der Hand die Haupträdelführer seinen Schildträgern und läßt sie festnehmen. Gegen dreizehn werden zur Hinrichtung abgeführt. Dann betritt Alexandros abermals die Rednerbühne. Seine Krieger mögen gehn, wohin sie wollen. Das aber sollen sie bedenken, daß er ihnen stets ein getreuer Gefolgschaftsführer gewesen ist, der alle Beschwerden auf sich genommen. Kein Fleck an seinem Leibe, der ohne Narbe ist. Daheim sollen sie erzählen, daß sie ihren Führer verlassen und ihn dem Schutze der besiegten Asiaten überantwortet haben. — Es ist der tragischeste Augenblick in des großen Alexandros Leben.

Der Herrscher zieht sich darauf in das königliche Schloß zurück und läßt zwei Tage lang niemanden vor. Die Soldaten ziehen am dritten Tage vor das königliche Schloß, werfen ihre Waffen hin und versprechen, die Anstifter des Aufruhres auszuliefern. Der König tritt heraus, ist gerührt und nimmt sie wieder in Gnaden auf. Dann läßt er ein riesiges Mahl zurüsten — gegen 9000 sollen daran teilgenommen haben. Alexandros sitzt in der Mitte, rings um ihn sitzen alle, zunächst die Makedonen, nach diesen der Reihe nach die Perser und dann die übrigen Völkerschaften. Die Eintracht und die Reichsgemeinschaft der Makedonen und der Perser werden gefeiert. Das ist zugleich das Ende der alten makedonischen Gefolgschaft, mit der man zu Beginn des Unternehmens angetreten ist<sup>24)</sup>.

Ein gütiges Geschick nimmt den Titanen zur richtigen Zeit in Babel hinweg (Juni 523). Wunderbar, wie alles an ihm, ist sein Nachleben, nach zwei Seiten hin. Er ist aus dem Zwielfichte einer immer noch sagemuwobenen Frühgeschichte gekommen und geht wieder in die Sage ein, die über das Altertum hinweg das ganze Mittelalter hindurch schriftmäßig von ihm erzählt und heute noch in den Ländern Vorderasiens im Volksmunde weiterlebt. Zum anderen strömten von seinem nur einige Jahre bestehenden Weltreiche die von ihm entfesselten Kräfte mit starker Nachwirkung aus, politische einerseits, aber mehr noch solche eines geistigen Gefüges von großer Spannweite, die eine neue Epoche in der Weltgeschichte, den Hellenismus, heraufführen, dessen Bedeutung in seinen letzten Tiefen wir heute erst richtig zu verstehen beginnen, als dessen Sinnzeichen die von ihm gegründete Stadt Alexandria gelten mag, eine ewige Stadt, wie es scheint<sup>25)</sup>.

---

<sup>24)</sup> Arrian VII, 8—11.

<sup>25)</sup> Schutzgott der Stadt war der Aiōn, nach hellenistischer Vorstellung der Gott der Ewigkeit. R. Reitzenstein, Das iranische Erlösungsmysterium, Bonn 1921, S. 188 ff.

# Die polnische Volkskunstforschung seit 1945

## Eine Literaturübersicht

(Fortsetzung)

Von Adolf Mais

Eine ganz liebevolle Behandlung erfährt besonders die bildhafte Kachelbemalung. Roman Reinfuss untersucht eine Gruppe von volkstümlichen Kacheln der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts mit polnischen Inschriften aus dem Museum in Brieg a. d. Oder, Niederschlesien, und nimmt einen Import derselben aus dem Gebiet der Mazuren an (Kafle ludowe z Brzega na Dolnym Slasku, P. Szt. L., III/9—10, S. 261 bis 267). Zwei Krakauer Bildöfen werden von Juliusz Kostisz (Jan Oksitowicz, garnarcz krakowski i jego dzieło, P. Szt. L., VI/6, S. 316 bis 334) und von Leszek Dziegel (Malowane kafle z Rybnej, P. Szt. L., VIII/2, S. 109—118) beschrieben, die in der Farbe vollkommen der Kossower Majolika entsprechen. Dagegen fallen die von Leszek Dziegel behandelten gemalten Kacheln aus Lezajsk (Malowane kafle z Lezajaska, P. Szt. L., VII/1, S. 33—37) ganz aus dem Rahmen der bisher bekannten Arbeiten des polnischen Raumes heraus und dürfte am ehesten auf mährisch-schlesische Grundlagen zurückzuführen sein.

Wie schon bei der Rzeszower Keramik angedeutet wurde, spielt die Keramik in der volkskundlichen Archäologie eine wesentliche Rolle. Hier seien noch die Aufsätze von Andrzej Zaki (Z najnowszych badan nad kultura plemlon prapolskich, P. Szt. L., IV/7—12, S. 129—132; Metoda wykopaliska w badaniach polskiej sztuki ludowej, P. Szt. L., V/6, S. 163—166; Pierwsze prace wykopaliskowe Panstwowego Instytutu Sztuki, P. Szt. L., VI/1, S. 48—51) nachgetragen. Ergänzend seien noch die Aufsätze von Maria Trzeczak über das Keramikornament des Mittelalters (Ornamentyka ceramiki okresu wczesnosredniowiecznego, P. Szt. L., VI/3, S. 163—169) und von Andrzej Abramowicz über die Probleme der mittelalterlichen Kunstforschung (Uwagi o problematyce badan nad sztuka Polski wczesnosredniowiecznej, P. Szt. L., VIII/4, S. 209—213) angeführt. Als selbständige Erscheinung ist ein Werk von Konrad Jazdzewski über das mittelalterliche Danzig im Lichte der Ausgrabungen (Gdansk wczesnosredniowieczny w swietle wykopalisk, ..... ) zu erwähnen.

Keine Bearbeitung finden in der polnischen Volkskunstforschung die Metalle mit Ausnahme des Eisens. In ein wenig beachtetes und deshalb nicht weniger interessantes Gebiet führt uns Zofia Ciesla-Reinfussowa ein: sie bearbeitet den Eisenbeschlag der Wagen in der Gegend von Maków und Jordanów südlich von Krakau (Okucia wozów z okolic Makowa, P. Szt. L., II/11—12, S. 27—34, III/1—2, S. 26 bis 38). Über ihre Geländearbeit berichtet sie selbst und bringt hierzu auch eine instruktive Karte (P. Szt. L., I/1—2, S. 62—63). Sowohl die Analyse der Beschlagformen als auch die der Ornamente erschließen

hier neue Möglichkeiten der kulturhistorischen Erforschung der Fahrzeuge. Hier unmittelbar anzuschließen wäre die Arbeit von Maria Przedziecka über die beschnitzten Deichselbögen in Podlasy (Zdobione „duhy“ podlaskie, P. Szt. L., VII/6, S. 377—381). Weit über das Wagenkundliche hinausgehend befaßt sich Roman Reinfuss mit der polnischen volkstümlichen Schmiedekunst, wobei er dem Türbeschlag besonderes Augenmerk schenkt (Polskie ludowe kowalstwo artystyczne, P. Szt. L., VII/6, S. 348—376). Eine interessante Sonderuntersuchung über die geschmiedeten Fenstergitter im Rzeszower Gebiet liefert Franciszek Kotula (Ze studiów nad zdobnictwem kowalskim w okolicach Rzeszowa, P. Szt. L., VI/2, S. 87—91).

Eine besondere Aufgabe sieht die polnische Volkskunde in der Trachtenforschung. Die polnische volkskundliche Gesellschaft (Polskie Towarzystwo Ludoznawcze) gibt seit 1949 den polnischen Volks-trachtenatlas (Atlas polskich strojów ludowych) heraus. Er ist nach den fünf Landesteilen aufgegliedert und jeder Landesteil umfaßt 10 bis 20 Lieferungen zu 50 bis 60 Seiten mit einer tieferschürfenden Monographie einer Trachtengruppe, wobei auf gute Bebilderung besonderer Wert gelegt wird. Der große Vorteil dieses Werkes ist die Zusammenarbeit aller namhaften polnischen Volkskundler nach einem vorher genau durchdachten Plan und die genaue Einhaltung der festgelegten Arbeitssystematik. Dadurch wird auch stets eine streng historische und anderseits schneidertechnisch einwandfreie Bearbeitung gewährleistet. Wertvoll ist auch die Heranziehung alten Bildmaterials zur Ergänzung des Objektbestandes. Wir können der polnischen Volkskunde nur einen erfolgreichen Abschluß dieser großangelegten Arbeit wünschen, mit der Polen an die erste Stelle der trachtlich durchforschten Länder Europas aufrücken wird können. Bis jetzt sind folgende zehn von den geplanten achtundfünfzig Lieferungen erschienen: Westpolen: Tracht von Szamotuly (II/1, Adam Glapa, Strój szamotulski, 1951), Tracht der Dzierzaki um Krobia südlich von Gostyn (II/2, Adam Glapa, Strój dzierzacki, 1953), Tracht des Gebietes Kujawy westlich von Wloclawek (II/3, Halina Mikułowska, Strój kujawski, 1953); Schlesien: Tracht des niederschlesischen Berglandes (III/9, Tadeusz Seweryn, Strój dolnoślaski — Pogórze, 1950), Mazowien und Sieradzien: Tracht der Gegend um Lówic (IV/2, Jadwiga Świątkowska, Strój Lówicki, 1953), Tracht der Kurpie der Puszcza Biala (IV/5, Maria Zywirska, Strój kurpiowski Puszczy Białej, 1952); Kleinpolen: Tracht von Krzczonow (V/7, Janusz Świeży, Strój krzczonowski, 1952), Tracht von Rzeszów (V/13, Franciszek Kotula, Strój Rzeszowski, 1951), Tracht der polnischen Zips (V/15, Edyta Starek, Strój spiski, 1954) und die Tracht der Goralen von Szczawnica (V/18, Roman Reinfuss, Stroje górali szczawnickich, 1949). Der Anfang ist gemacht und man staunt nicht nur über den wertvollen Inhalt der Lieferungen, sondern vor allem über die verlegerische Ausstattung derselben.

Zusätzlich sind noch eine Reihe kleinerer und zum Teil ergänzender Arbeiten zum Trachtenatlas erschienen, so über die Bedziner Tracht (Władysława Kolago, Z badan nad strojem w powiecie bedzińskim, P. Szt. L., II/3, S. 35—37), die Kolbieler Tracht (Władysława Kolago, Strój kolbielski, P. Szt. L., III/9—10, S. 286—288), die Tracht der Rzeszowiaken (Franciszek Kotula, Z badan nad strojem ludowym Rzeszowiaków, P. Szt. L., VI/4—5, S. 212—226), die Tracht der Jablonkower Jacki (Agnieszka Dobrowolska, Strój Jacków Jablonkowski, Prace i materiały etnograficzne, VII/1949, S. 1—38) und die Tracht der

Gegend von Sandez (Mieczysław Cz. Cholewa, *Stroje ludowe Ziemi Sadeckiej*, Lud., XXXVI/1946, S. 256—279).

Daneben wird aber auch die historische Erforschung der Kleidung berücksichtigt, auf welchem Gebiet besonders Janina Rosen-Przeworska arbeitet, so über die frühmittelalterliche Kleidung der polnischen Länder (Ubiór na zemiach polskich w okresie wczesnego Sredniowiecza — Materiały do historii ubioru ludowego, P. Szt. L., VIII/1, S. 14—35), über die Männerkleidung vom 13. Jahrhundert bis zur Renaissance (O ubiorze chłopskim od XIII wieku do Renesansu, P. Szt. L., VIII/2, S. 79—99) und über Probleme der Volkskleidung der Renaissance (Z zagadnień renesansowego ubioru ludowego, P. Szt. L., VII/4—5, S. 257 bis 280). Rosen-Przeworska ist auch die Autorin eines 1954 erschienenen Werkes über die Kleidung (Ubiory ludowe, Warszawa 1954). Eine weitere Arbeit über das Bühnenkostüm des Renaissance-theaters bringt Stanisława Mozinska (Na marginesie badań nad kostiumem scenicznym w teatrze Odrodzenia, P. Szt. L., VIII/3, S. 131—147).

Aber auch die Probleme der gegenwärtigen Volkstracht werden nicht vergessen (Stanisław Piotrowski, Współczesne zagadnienie stroju ludowego, P. Szt. L., VIII/1, S. 3—13). Andererseits gibt Roman Reinfuss eine interessante Übersicht über die am Zustandekommen einer Tracht beteiligten Handwerke und zwar in den polnischen Karpathen (Wytwórcy ludowych ubiorów w Karpatach polskich, P. Szt. L., V/1—2, S. 19—34).

Die die ganze Volkstracht behandelnden Monographien und Aufsätze werden noch durch eine Reihe von Arbeiten über textile Techniken und Trachtenteile ergänzt. Eine Anleitung zur Erforschung der volkstümlichen Weben gibt mit einer Reihe praktischer Beispiele Zofia Staronkowa (Wskazówki do badania tkanin ludowych, P. Szt. L., IV/1—6, S. 62—69). Józef Wydra schreibt über die Funktion der Wasserundurchlässigkeit der volkstümlichen Weben (Funkcja nieprzemakalności tkanin ludowych, P. Szt. L., IV/1—6, S. 70—73). Aleksander Wojciechowski behandelt die Białystoker Doppelgewebe (Dwuosnowowe tkaniny białostockie, P. Szt. L., IV/7—12, S. 107—121), welche Arbeit im Zusammenhang mit dem Werk Konrad Hahms, Ostpreußische Bauernteppiche, Jena 1937, von Bedeutung ist.

Hierher sind auch die Arbeiten von Zofia Ciesla-Reinfussowa über die Teppiche aus Wyszaków nördlich von Warschau (Dwuosnowowe braci Składanowskich z Wyszakowa, P. Szt. L., VIII/1, S. 36—49) und von Kazimierz Pietkiewicz über die masurischen „Szmaciaki“ („Szmaciaki“ mazurskie, P. Szt. L., V/4—5, S. 131—133, V/6, S. 192) zu stellen. Zwei wertvolle Arbeiten handeln über die Danziger Weben des 12. und 13. Jahrhunderts (Janina Kaminska, Tkaniny z osady rzemieślniczo-rybackiej z XII i XIII wieku w Gdansku, P. Szt. L., VI/2, S. 74—76; Adam Nahlik, Tkaniny gdańskie pod względem technicznym i artystycznym, P. Szt. L., VI/2, S. 77—86). Die Arbeit von Zofia Staronkowa über die goralische Bandweberei (Kanafasy-góralskie pasiaki, P. Szt. L., IV/7—12, S. 122—125) und Blanka Kaczorowska über Opczyner Bandweben (Welniany pasiak opoczyński, P. Szt. L., VI/1, S. 23—28) führen zu zwei Aufsätzen über, die gewebte Trachtenteile behandeln, wie schürzenartige gewebte Schulterüberwürfe (Blanka Kaczorowska, Pokaz zapaski ludowej w Piotrkowie Trybunalskim, P. Szt. L., IV/1—6, S. 79 bis 82), und über die goralischen Hirtentaschen (Roman Reinfuss, Welniane torby góralskie, P. Szt. L., III/3—4, S. 112—119). Als weitere Trachtenteile werden Frauenleibchen von Eleonora Janikowska (Stare

gorsety krakowskie, P. Szt. L., V/1—2, S. 37—42) und von Zofia Czasznicka (Zdobione gorsety ludowe, P. Szt. L., VII/3, S. 159—164), und Hauben der Großpolen von Wiesława Cichowicz (Wielkopolskie czepek oczeplinow, P. Szt. L., V/6, S. 177—179), der Kurpen von Maria Zywirska (Tiulowe czepece kurpiowskie, P. Szt. L., II/9—10, S. 44—53) und der Kaschuben von Eugeniusz Frankowski (Zlotoglowie kaszubskie, P. Szt. L., VIII/3, S. 148—161) behandelt. Besondere Aufmerksamkeit wird den Nadelarbeiten zugewendet. So behandelt Wiesława Cichowicz die feine großpolnische Weißstickerei auf den Hauben (Haft wielkopolskie i czepece wielkopolskie, P. Szt. L., III/7—8, S. 236—240), Maria Zywirska beschreibt die Entwicklung der kurpischen Stickerei der Puszcza Biala der letzten fünfzig Jahre (Hafty kurpiowskie w Puszczy Bialej, P. Szt. L., II/2, S. 25—34), Barbara Bazielich bringt einen Aufsatz über die schlesische Stickerei (Ludowy haft slaski, P. Szt. L., VII/3, S. 165 bis 171) und Edyta Starek gibt eine gute Übersicht über die gestickte Auszier der Hosen im Zipser Bezirk (Parzenice spieskie, P. Szt. L., VI/3, S. 175—180). Hier wäre noch auf eine uneingesehene selbständige Erscheinung von M.B. Rozycka über die Stickerei mit einer wertvollen Stickerei-Bibliographie von Andrzej Ryszkiewicz zu erwähnen (Od scięgu do haftu, Lodz Biuro Wzorów i Mody Przemysłu Włókienniczego, o. J., 87 S., 8 Taf.). Einen interessanten Hinweis über den Einfluß des Leinwanddruckes auf die Volksstickerei bringt Roman Reinfuss (Wplyw farbiarzy drukujacych plótna na ludowe hafciarstwo, P. Szt. L., II/11—12, S. 40—41). Eine sehr eingehende Arbeit von Piotr Greniuk befaßt sich mit den volkskundlichen Leinendruckern im südlichen Teil des Lubliner Bezirkes (Druki ludowe na plótnie w południowej Lubelszczyźnie, P. Szt., L., III/9—10, S. 268—285); er geht nicht nur auf das Ornament ein, sondern behandelt auch ausführlich die Herstellungsmethoden, die er durch instruktive Skizzen und Bilder vorführt. Hat Greniuk die Aufmerksamkeit der polnischen Volkskundler erst auf dieses wichtige Gebiet der Volkskunst gelenkt, so unternimmt Roman Reinfuss eine gesamtpolnische Darstellung in einer selbständigen Publikation (Druki ludowe na plótnie, Warszawa, Państwowa Instytut Wydawniczy, 1953, 260 S., 16 Taf., 1 Karte, 198 Abb.), zu der Piotr Greniuk einige wichtige Ergänzungen bringt (P. Szt. L., VIII/2, S. 121—123). Reinfuss versucht in seiner Arbeit, den polnischen Zeugdruck in den europäischen Rahmen einzubauen, geht auf die Technik und das Handwerkliche ein und gibt abschließend eine mühsam erarbeitete Ornamentanalyse und einen wertvollen Vergleich mit dem außerpolnischen Zeugdruck. Diese an sich außerordentlich wichtige Arbeit ist aber trotzdem als erster Versuch einer großen Zusammenfassung zu werten und wird gerade durch handwerkshistorische Forschungen, wie sie Reinfuss selbst in seinen Möbelarbeiten aufgezeigt hat, vertieft und ausgebaut werden müssen. An dieser Stelle sei aber zugleich dem Bedauern Ausdruck gegeben, daß die auch für die Polen wichtige Publikation des Österreichischen Museums für Volkskunde (Michael Haberlandt, Österreichische Volkskunst, Wien 1911) — auf Tafel 29 z. B. sind insgesamt 19 Druckmuster der Bojken aus Lutowiska abgebildet — überhaupt nicht beachtet wird.

Wie sehr es den polnischen Volkskunsthistorikern auch um die Erzeugnisse der Gegenwart, beziehungsweise um die Förderung des modernen Kunstgewerbes — in Polen ist auch das städtische Kunstgewerbe viel volkstümlicher, das heißt im Volk viel verwurzelter als im übrigen Mitteleuropa — geht, zeigen die vielen „Wettbewerbs-

ausstellungen der Volkskunst“ und die über dreißig eingehenden Referate durch die namhaftesten Forscher Polens. Ähnliche Aufgaben — nämlich die Förderung der „geistigen Kultur der Massen auf der Grundlage der reichen Erbschaft aus dem Bereich der bäuerlichen Kultur“ — soll auch das nach dem Kriege wieder erstandene Ethnographische Museum, das nunmehr in Młociny bei Warschau seine Tätigkeit aufnimmt, neben der normalen wissenschaftlichen Tätigkeit eines solchen Museums übernehmen (Jan Żolna-Manugiewicz. *Zadania generalne Muzeum Kultury Ludowych*, P. Szt. L., III/7—8, S. 232—235).

Schließlich noch einige Hinweise auf Aufsätze, die sich mit der Volkskunst der Gegenwart und ihrer praktischen Auswertung befassen. Roman Reinfuss setzt sich mit den aktuellen Fragen der Andenkenindustrie (Aktualne zagadnienia przemysłu pamiątkarskiego, P. Szt. L., VIII/2, S. 67—78) auseinander, zu denen sich auch Teresa Trojanwicz (Konkurs pamiątkarstwa w Gdansk, P. Szt. L., VIII/4, S. 233—241) äußert. In einem anderen Aufsatz kommt Reinfuss auf Fragen der Tracht und des Handwerks zu sprechen (Aktualne zagadnienie ludowej plastyki, P. Szt. L., VII/2, S. 83—94). Weiters befaßt sich Kazimierz Pietkiewicz mit der gesellschaftlichen Rolle der Volkskünstler (Społeczna rola artysty ludowego, P. Szt. L., VI/2, S. 68—73), mit der Zusammenarbeit des Kunsthandwerks und des Volkes (Nowe drogi plastyki ludowej na tle współpracy artystów zawodowych z ludowymi, P. Szt. L., VI/4—5, 198—202) und schließlich mit dem Schutz des volkstümlichen Schaffens (Zagadnienia opieki nad twórczością ludową, P. Szt. L., VII/2, S. 95—106). Aleksander Wojciechowicz befaßt sich ebenfalls mit dem Verhältnis des Kunstgewerbes zur Volkskunst (Zagadnienia rzemiosła i przemysłu artystycznego na tle stosunku do dziedzictwa polskiej sztuki ludowej, P. Szt. L., V/4—5, S. 99—118; Metody pracy zespołowej w polskim przemyśle artystycznym, P. Szt. L., VI/4—5, S. 203—211) und ähnlich auch Wanda Telakowska (Próby włączenia twórczości ludowej do wzornictwa przemysłowego, P. Szt. L., VII/3, S. 135—141).

Endlich sei auch darauf hingewiesen, daß interessanterweise in der Zeitschrift „Polska Sztuka Ludowa“ ein verhältnismäßig breiter Raum dem Volkslied, Volkstanz und Volksmusik gewidmet ist. Adolf Chybinski verschafft uns einen Überblick über den Stand der polnischen Musikethnographie (O potrzebach polskiej etnografii muzycznej, P. Szt. L., I/1—2, S. 16—19, II/1, S. 6—8). Eine Übersicht über die polnische Volkstanzforschung bringt Tadeusz Zygler (Polskie tancerze ludowe i ich badanie, P. Szt. L., II/1, S. 9—11). Wichtig wären in diesem Zusammenhang zwei Aufsätze von Adam Głapa über die Erfahrungen beim Aufzeichnen von Tänzen (Z doświadczeń nad notowaniem tańców ludowych, P. Szt. L., II/3, S. 38—40) und über das Fotografieren von Volkstänzen (Z doświadczeń nad fotografowaniem tańców ludowych, P. Szt. L., II/9—10, S. 60—61). Ohne auf die weiteren Aufsätze einzugehen, sei hier nur noch der Nachruf für Chybinski und die Bibliographie seiner Arbeiten (Marian Sobieski. *Adolf Eustachy Chybinski*, P. Szt. L., IV/6, S. 356—358) und ein Aufsatz über die polnische Geige (Zdzisław Szulc, *Geśle czy skrzypce*, P. Szt. L., III/7—8, S. 220—225) angeführt. Unter den Arbeiten über das polnische Volkslied sind besonders nennenswert der Aufsatz von Stanisław Wallis über das schlesische Bergmannslied (Slaskie pieśni górnicze, P. Szt. L., VI/3, S. 134 bis 146), die Arbeit von Jan Sadownik über das Volkslied im Gebiet der Weichsel-San-Gabel (Pieśni ludowe z obszaru widel Wisły i Sanu,

P. Szt. L., VI/4—5, S. 227—251), die Abhandlung von Jadwiga und Marian Sobieski über das Volkslied und die Volksmusik des Posener Gebietes (Piesni i muzyka ludowa Wielkopolski i Ziemi lubuskiej w swietle dotychczasowych badan, P. Szt. L., IV/1—6, S. 17—35), in der auch auf die Methoden der Sammelarbeit eingegangen wird. Als Ergänzung zu dem über den Dudelsack in der vorangeführten Arbeit Gesagte sind noch zwei Aufsätze von Marian Sobieski („Koziol“ zbasko-lubulski, P. Szt. L., II/9—10, S. 58—59) und Jadwiga Pietrszynska-Sobieska (Wielkopolskie siesienki, P. Szt. L., II/1, S. 30—33) anzuführen. Marian Sobieski macht uns weiter mit einem alten volkstümlichen Streichinstrument bekannt („Maryna“, P. Szt. L., II/3, S. 30—33). Volkslieder behandeln noch zwei weitere Aufsätze, und zwar schreibt Jan Chorosinski über das Leben und den Kampf des Volkes von Kielce im Spiegel des Volksliedes (Zycie i walka ludu ziemi kieleckiej w piesni, P. Szt. L., VI/6, S. 301—315) und Zbigniew Kamykowski gibt eine Übersicht über die polnischen Weihnachtslieder (Kilka slow o koledach polskich, P. Szt. L., III/1—2, S. 44—50). Beachtenswert ist eine Würdigung der deutschen Sammler des oberschlesischen Volksliedes durch Artur Wycisk (Niemieccy zbieracze gornoslaskich piesni ludowych, P. Szt. L., VIII/4, 242—250). Hier wären noch die volksliterarischen Arbeiten Julian Krzyzanowski's (O poznanie literatury ludowej, P. Szt. L., I/1—2, S. 11—15; Folklorystyka w zasiegu badan naukowoliterackich, P. Szt. L., IV/1—6, S. 14—16; Sprawa ludowosci w poezji Adama Kochanowskiego, P. Szt. L., VII/4—5, S. 245—256), weiters das Verzeichnis über die für die Volkskunde und Volkskunst wichtigen volkstümlichen Ausdrücke im Oberschlesischen (Stanislaw Wallis. Slownik gornoslaskich wyrazen ludowych, P. Szt. L., VIII/2, S. 104—108) anzufügen.

Damit haben wir den ganzen Bereich der Volkskunst durchschritten und uns von der glanzvollen Leistung der polnischen Forschung in diesem Bereich überzeugen können. In den neun Jahren des Bestehens des Forschungsinstitutes ist auf allen Gebieten der Volkskunsthforschung so viel Material zusammengetragen worden, daß das Archiv dieser Anstalt schon im September 1954 die Inventarnummer 25.000 erreicht hat, wie Zofia Barbara Glowa mit berechtigtem Stolz melden konnte (Pierwsze 25 000, P. Szt. L., VIII/5, S. 315).

Darüber freuen auch wir uns und wünschen den polnischen Kollegen ein baldiges 50.000, und ein gedeihliches Weitererscheinen der schönen und wertvollen Zeitschrift „Polska Sztuka Ludowa“.

Uns aber wünschen wir, daß wir auch endlich einmal die gesamte polnische Fachliteratur bekommen könnten, damit wir nicht so oft nur auf die Zitate anderer angewiesen bleiben müssen.

# Chronik der Volkskunde

## Verein und Museum für Volkskunde in den Jahren 1954/55

Am 11. März 1955 fand die Jahreshauptversammlung des Vereines statt, bei der eine Modernisierung der Statuten beschlossen wurde. Diese Neufassung, die den Verhältnissen der Gegenwart Rechnung trägt, wird den Mitgliedern des Vereines als eigene Broschüre zugesandt werden. Die Jahresversammlung nahm ferner die Neuwahl des Vereinsausschusses vor, der nunmehr aus folgenden Mitgliedern besteht:

Ehrenpräsident:	Prof. Dr. Josef Weninger
Präsident:	Prof. Dr. Richard Pittioni
Vizepräsident:	Nationalrat Prof. Dr. Hanns Koren Bundesrat Prof. Dr. Karl Lugmayer
Generalsekretär:	Prof. Dr. Leopold Schmidt
Ausschuß:	Dr. Hans Aurenhammer Hofrat Dir. Dr. Rudolf Dechant Prof. Dr. Wilhelm Koppers Prof. Dr. Eberhard Kranzmayer Prof. Dr. Rudolf Kriss Dr. Maria Kundegraber Prof. Dr. Franz Loidl Kustos Dr. Adolf Mais Prof. Ilka Peter
Kassier:	Dr. Hermann Lein
Museumsausschuß:	Prof. Dr. Richard Pittioni Prof. Dr. Leopold Schmidt Kustos Dr. Erwin M. Auer Prof. Dr. Leopold Kretzenbacher

Dem aus dem Ausschuß ausscheidenden Prof. Raimund Zoder wurde der wärmste Dank des Vereines für sein jahrzehntelanges Wirken ausgedrückt. Dr. Mais, der die Kasse an Dr. Lein übergab, wurde gleichfalls der beste Dank für seine jahrelange Kassaführung ausgesprochen. Prof. Raimund Zoder und Hofrat Dir. Dr. Rudolf Dechant wurden zu Ehrenmitgliedern gewählt, Hofrat Dir. Dr. Hans Commedia und Regierungsrat Adalbert Riedl zu Korrespondierenden Mitgliedern. Bei dieser Gelegenheit wird nachgetragen, daß im Vorjahr die Herren Geistl. Rat Pfarrer Dr. Matthias Mayer, Hofrat Ing. Ernst Neweklo wsky, Dr. Hans Moser, München, und Dr. Robert Wildhaber, Basel, zu Korrespondierenden Mitgliedern gewählt worden sind.

Prof. Dr. Karl Spieß wurde der herzlichste Glückwunsch zu seinem 75. Geburtstag ausgesprochen.

Der umfangreiche Tätigkeitsbericht des Museums gab bekannt, daß nur infolge der erhöhten Jahressubvention des Bundesministeriums für Unterricht und dessen dauernder Fürsorge in personeller und materieller Hinsicht eine gedeihliche Arbeit möglich war, die besonders in der

Sonderausstellung „Marianische Wallfahrten in Österreich“ und deren Katalog zum Ausdruck kam. Der zahlenmäßige Stand der Hauptsammlung in der Höhe von 50.369 Objekten wurde außer durch Ankauf und Tausch hauptsächlich durch Widmungen erreicht, für die folgenden Damen und Herren zu danken ist: Dr. Rudolf Heisig (1063), Sofie Blaschko-Franziska Wangler (18), Fr. Schneeweis (9), Prof. Dr. Richard Pittioni (7), Frieda Malecek (6), Amtsrat Eduard Wettendorfer (3), Josef Ziehaus (3), Dr. Fritz Waldstein (3), Karl Frister (9), Dr. Rita Gaigg (2), Josef Julius Merz (2), Karl M. Klier (1), Dr. Fritz Scheuhammer (1), Franziska Reichel (1), Ilse Zwiauer (1), Prof. Dr. Leopold Schmidt (1), Hanna Pichler (1), Hilde Buchowiecki (1), Franz Holler (1), Prof. Gerda Matejka-Felden (1). Außerdem wurde die Johann-R.-Bünker-Sammlung zur Sachvolkskunde des mittleren Burgenlandes, die sich bisher in den Depots des Museums für Völkerkunde befand, als Dauerleihgabe an das hiesige Museum übertragen.

Die Bibliothek wies am Jahresende einen Gesamtstand von 11.582 Nummern auf, bei 653 Nummern Zuwachs. Dr. Elfriede Rath, welche drei Jahre hindurch die Bibliothek führte, ist mit Ende 1954 aus dem Dienst des Museums ausgeschieden. Für ihre musterhafte Führung der Bibliotheksgeschäfte und ihren gesamten Museumsdienst gebührt ihr der aufrichtige Dank des Vereines. An ihre Stelle ist Fräulein Dr. Maria Kundgraber getreten.

Die Lichtbildersammlung (Photothek) weist derzeit folgenden Stand auf: Negative 5991 (Zuwachs 117), Positive 13.362 (Zuwachs 114), Diapositive 3373 (Zuwachs 85). Die Photothek wird derzeit neu geordnet. Nach dem Muster der Hauptsammlung und der Bibliothek wird nun auch für sie ein Ortskatalog angelegt.

Die Arbeit an diesen Katalogen wie am Archiv der österreichischen Volkskunde, das sich rasch erweitert werden konnte, bildet derzeit die Hauptarbeit der wissenschaftlichen Beamten des Hauses. Im Zusammenhang mit dem Archiv wird im Museum der Atlas der burgenländischen Volkskunde erarbeitet. Durch das Entgegenkommen der Burgenländischen Landesregierung ist es möglich, die Befragung durch das Burgenländische Landesmuseum durchzuführen und die Zweitschriften der Umfragen unserem Archiv einzuverleihen, bzw. sie hier am Museum in Karten umsetzen zu lassen. Die Nachbefragung und kartographische Ausarbeitung wird unter der Leitung von Prof. Schmidt durch Dr. Norbert Riedl bewältigt, was wiederum durch die Beihilfe der Burgenländischen Landesregierung und des Bundesministeriums für Unterricht ermöglicht wird.

An Zusammenarbeit des Vereines mit benachbarten Organisationen ist besonders die Mitarbeit im Verband der österreichischen Geschichtsvereine zu erwähnen. Bei der Arbeitstagung des Verbandes im Herbst 1954 wurden für die Teilnehmer Führungen in den beiden Ausstellungen „Bauernwerk der Alten Welt“ und „Marianische Wallfahrten in Österreich“ durchgeführt. Der Notring der wissenschaftlichen Verbände Österreichs hat in dankenswerter Weise wieder Subventionen für die Österreichische Zeitschrift für Volkskunde vom Bundesministerium für Unterricht wie vom Magistrat der Stadt Wien vermittelt. Die Bundesländer Wien, Niederösterreich, Burgenland, Steiermark und Salzburg haben dem Verein, bzw. der Zeitschrift Subventionen zur Verfügung gestellt, wofür der besondere Dank ausgedrückt wurde. An größeren Spenden von privater Seite sind

insbesondere die Zuwendungen der Österreichischen Creditaanstalt und der Österreichischen Länderbank zu erwähnen, durch die die Anschaffung eines Magnetophons und einer Leica-Kamera ermöglicht wurden. Die Firma Kaufhäuser Gerngroß A. G. hat dem Museum eine Reihe von Vitrinen älterer Bauart, aber vollständig mit Glas ausgestattet kostenlos überlassen. Auch diesen privaten Gönnern sind Verein und Museum zu bestem Dank verpflichtet.

Leopold Schmidt.

### Heimatmuseum Asparn an der Zaya

Der Markt Asparn a. d. Zaya eröffnete am 5. Juni 1955 in Räumen seines Schlosses sein Heimatmuseum. Damit ist neben das Museum in Mistelbach, dessen Schwerpunkt und Bedeutung auf dem Gebiete der Prähistorie liegen, ein zweites Museum im Bezirke getreten. Wie die übersichtlich und klar aufgestellte Sammlung zeigt, ist bewußt eine Ergänzung zu Mistelbach geschaffen worden, die sich in den historischen und wirtschaftlichen Rahmen des Ortes und Schlosses trefflich einfügt. — Vertreter des Landes, des Bezirkes, des Bundesdenkmalamtes und von Wiener Museen waren zur Feier erschienen.

Durch die Mithilfe des Niederösterreichischen Landesmuseums mit Rat und Tat wurden mit modernen Mitteln Schauräume geschaffen, die der heimischen Bevölkerung und auch Fremden zur Belehrung und Freude reichen mögen. Den Mittelpunkt der Sammlung bildet der große Wappensaal im 1. Stock des Schlosses, in dem die Waffensammlung, Urkunden, religiöse Kunstwerke, Denkmäler der Volksreligiosität und schließlich Wandkarten untergebracht sind, die über die Wehranlagen und die kirchliche Einteilung des östlichen Weinviertels Aufschluß gewähren. In den anschließenden Räumen finden wir bäuerliches Arbeitsgerät (bei dem erfreulicherweise auch scheinbar Unbedeutendes nicht vergessen wurde), die alte Küche mit dem offenen Herd und dem dazugehörigen Küchengerät, die bäuerliche Stube, das Wohnzimmer des Bürgers mit allem Hausrat, die von der beachtlichen Höhe handwerklicher und bäuerlicher Kultur des Weinviertels Zeugnis geben. In einem Turmgemach fanden die Rechtsaltertümer ihren Platz.

Diesem kulturgeschichtlichen Teil stellt sich der naturkundliche ebenbürtig zur Seite. Funde, die von der langen Entwicklung unserer Erde zeugen, beginnen die Reihe, die bis in die Gegenwart führt, und von der Tierwelt, der Bodenform, den Bodenschätzen und schließlich vom heimatlichen Wald erzählt. Eine stattliche Sammlung von Gelegen verdient besonders hervorgehoben zu werden. Wie in der ganzen Sammlung tragen auch hier anschauliche Karten, Gemälde heimischer Künstler und schließlich Diapositive zum Verständnis des Ausstellungsgutes bei, dessen Aufgabe sein soll, Vergangenheit und Gegenwart richtig einschätzen und würdigen zu lehren, wie in der Eröffnungsansprache betont wurde.

Nicht zu übersehen ist der Wert der Ausstellung „Niederösterreichische Keramik der Gegenwart“, die die heute in Niederösterreich hergestellten Tonwaren zeigt. Auch da wurde mit Hilfe von Bildtafeln und Arbeitsproben das Werden dieser Erzeugnisse vom Tonlager bis zum Fertigprodukt aller Art zur Darstellung gebracht und dabei gleichzeitig versucht, den Geschmack des Besuchers zu bilden.

Man kann also diese Museumseinrichtung im Weinviertel, das zu den vergessenen Landen unserer österreichischen Heimat zählt, freudig gutheißen und ihr den erhofften Erfolg wünschen: Daß sie ein kul-

tureller Mittelpunkt des Ortes und darüber hinaus des Bezirkes werde, an dem vor allem die Jugend lernen kann, an dem aber auch die Erwachsenen sich freuen sollen und worauf sie stolz sein können. Das soll sie anregen das Werk zu fördern und das Wirken des verdienten Leiters, des Sattlermeisters Heinrich Schöfmann in Asparn a. d. Zaya zu unterstützen.

Allen Beteiligten gebührt Lob, Dank und Anerkennung, nicht zuletzt der Niederösterreichischen Landesregierung, die durch ihre finanzielle Unterstützung das Museum errichten half. — Ein übersichtlicher kleiner Führer, der um S 1,— erworben werden kann, leitet den Besucher durch das Museum (12 Seiten, Buchdruckerei Karl Hornung, Mistelbach).

Der geplante Gerätesammlung, die den Beginn auf diesem Gebiete in größerem Umfange fortsetzen soll, dürfen wir mit Erwartung entgegensehen und viele gute Wünsche auf den Weg geben!

Maria Kundgraber

### Tiroler Museum bäuerlicher Arbeitsgeräte

Dieses neue Osttiroler Museum, das von Kustos Dr. Franz Kollreider in Anschluß an das Osttiroler Heimatmuseum auf Schloß Bruck bei Lienz geschaffen wurde, konnte Sonntag, den 26. Juni 1955 in feierlicher Form eröffnet werden. Landesrat Dr. Gamper übergab das Museum der Stadt Lienz. Neben zahlreichen Persönlichkeiten des öffentlichen Lebens waren Vertreter der Volkskunde aus Nord- und Südtirol anwesend. Prof. Dr. Leopold Schmidt hielt abschließend einen kurzen Vortrag über den Stand der Geräteforschung mit besonderer Betonung der Leistung des neuen Osttiroler Museums. Über den Bestand der Sammlung hat Dr. Kollreider bereits in unserer Zeitschrift (N. S. Bd. IX, 1955, S. 73 ff.) berichtet. Nunmehr wäre noch die Veröffentlichung eines ausführlichen Kataloges wünschenswert.

### Ausstellungen

Oberösterreichisches Landesmuseum, Linz:

Wechsellausstellung „Volkskunst im Wachs. Model, Votive und Bossierungen“ vom 6. bis zum 30. April 1955.

Sonderausstellung „Neuerwerbungen der Volkskunde-Abteilung“ vom 29. Mai bis 3. Juli 1955.

Mühlviertler Heimathaus, Freistadt in Oberösterreich:

3. Sonderausstellung „Das Huterer-Handwerk“ vom Mai bis August 1955. Mit einem Katalog, 24 Seiten, Freistadt, Mai 1955, von Franz Dichtl. Der nette Katalog zählt die 203 Ausstellungsstücke nicht nur auf, sondern erläutert sie auch gruppenweise. Neben den Sachgütern der Hutmacherei sind besonders die Abteilungen „Das Huterer-Zunftleben“, „St. Jakobus d. J., Schutzpatron der Huterer“ (es ist aber nicht „d. J.“, der Jüngere, sondern „d. A.“, nämlich Jacobus major, vgl. D. H. Kerler, Die Patronate der Heiligen, S. 176), und „Filtrierhüte — Zielerhüte“, besonders beachtenswert.

### Titelverleihungen

Der Herr Bundespräsident hat folgenden Herren, die auf Gebieten der Volkskunde tätig sind, den Titel eines Professors verliehen:

dem Schriftsteller und Volkskundler Dr. Richard Beitzl in Schruns, Vorarlberg;

dem Volksschulhauptlehrer i. R. und Volksliedforscher Karl Magnus Klier in Wien;  
dem Volksliedforscher Pfarrer Helmut P o m m e r in Bregenz;  
dem geistlichen Rat Pfarrer Dr. phil. Dr. theol. Matthias M a y e r in Going, Tirol.

(Verordnungsblatt für den Dienstbereich des Bundesministeriums für Unterricht, Jg. 1955, 1. Juli 1955, 7. Stück, S. 107 f.)

## Literatur der Volkskunde

**Deutsches Jahrbuch für Volkskunde**, Herausgegeben vom Institut für Volkskunde an der Deutschen Akademie der Wissenschaften zu Berlin, durch Wilhelm Fraenger. I. Band, Heft 1/2, Jahrgang 1955. Berlin, Akademie-Verlag. 500 Seiten, zahlreiche Abbildungen im Text, 12 Bildtafeln. DM 28,—.

Die Deutsche Akademie der Wissenschaften zu Berlin hat sich in den letzten Jahren bedeutende Verdienste um die Organisation der Volkskunde erworben. Aus der von Adolf Spamer gegründeten Volkskunde-Kommission der Akademie ist ein Institut hervorgegangen, das sich eine eigene Schriftenreihe gegründet hat. Sie hält schon beim VII. Band, ihr rasches Wachstum in den allerletzten Jahren hat praktisch fast alle benachbarten Serien hinter sich gelassen. Nun hat das Institut auch noch eine Zeitschrift geschaffen. Auf die Absicht dieser Gründung konnte schon vor einiger Zeit (diese Zeitschrift Bd. VIII, S. 165 f.) hingewiesen werden. Nun liegt die Neugründung in Form eines überaus stattlichen Jahrbuches vor, und man erkennt sogleich, daß es sich nicht um eine Nachfolge der Zeitschrift „Deutsche Volkskunde“ handelt, sondern weit eher um eine neue Form des „Jahrbuches für Historische Volkskunde“, das ja einstmals ebenfalls von Wilhelm Fraenger begründet wurde. Selbstverständlich ist aber dieses neue „Deutsche Jahrbuch“ keine mechanische Folge des früheren „Jahrbuches“ geworden, schon als ostdeutsche Publikation trägt es ein eigenes Gesicht. Das Vorwort der Schrifteleitung macht auf die besonderen Aufgaben und Ziele, die sich dem Institut wie seinem Jahrbuch ergeben, eigens aufmerksam. Die „Herausarbeitung der demokratischen Tradition in Volkslied, Märchen, Sage usw.“ ist da ein eigener Punkt, dann die „systematische Erforschung der materiellen Volkskultur“, ferner „Untersuchungen zur Arbeiter-Volkskunde“. Das sind deutlich markierte Eigentendenzen.

Aus den Abhandlungen dieses ersten Bandes werden manche dieser Eigentendenzen schon wohl erkennbar. Da schreibt der deutsche Lektor in Helsinki, Erich Kunze, über „Die drei finnischen Runen in der Volksliedersammlung des jungen Marx“, und Günther Voigt in Berlin berichtet über „Friedrich Engels und die deutschen Volksbücher“. Wilhelm Fraenger hatte schon in der Spamer-Festschrift (= Veröffentlichungen der Kommission für Volkskunde, Bd. II, Berlin 1953, S. 126 ff.) sehr aufschlußreich über das merkwürdige Bauernkriegs-Denkmal gehandelt, das Albrecht Dürer entworfen hat. Nun greift er in der Behandlung des Dürerschen Holzschnittes „Der Teppich von Michelfeld“ ein nahe verwandtes zeitkritisches Thema auf. Da spannen sich auch die alten Beziehungen zur Rechtsgeschichte wieder; Fraengers Arbeit ist Hans Fehr zum 80. Geburtstag gewidmet, und Fehr selbst hat einen Beitrag „Altes Strafrecht im Glauben des Volkes“ zur Verfügung gestellt. Ein besonderes Anliegen des Institutes ist auch die Wissenschafts-

geschichte der Volkskunde. Dementsprechend hat das Jahrbuch einen Leitaufsatz von Erich L. Schmidt „Von der taciteischen zur humanistischen Germania“, und ein Volksliedbeitrag greift bis zum „Wunderhorn“ zurück: Arno Schmidt „Ein Stralsunder Fund zu den Quellen des Wunderhorns“, gibt aufschlußreiches Material aus dem Nachlaß von Rudolf Baier. Von Spamer ist ein Nachlaßaufsatz „Zauberbuch und Zauberspruch“ abgedruckt, Friedrich Pfister hat von der klassischen Philologie aus einen Volksbuchbeitrag „Von den Wundern des Morgenlandes“ beigezeichnet. Die Bauernhausforschung kommt mit Karl Baumgarten, „Probleme der Niedersachsenhaus-Forschung in Mecklenburg“ zur Geltung, die Musik-Volkskunde mit Günther Kraft, „Die bäuerlich-handwerklichen Grundlagen der thüringischen Musikkultur“ und mit Felix Hoerburger, „Schwert und Trommel als Tanzgeräte“, eine Fortsetzung seiner anderen diesem Thema gewidmeten Arbeiten, also besonders „Der Tanz mit der Trommel“ (= Quellen und Forschungen zur musikalischen Folklore, Bd. 2), Regensburg 1954.

Dieser bunten Fülle folgen zahlreiche, zum Teil recht ausführliche „Mitteilungen und Berichte“. Erinnerungen an Spamer, Kongreßberichte, Museumsnachrichten usw. geben einen guten Einblick in die weiten Gebiete, die das Berliner Institut überschaut. Reinhard Peesch veröffentlicht hier einen eigenen, sehr ausführlichen Fragebogen über Wirtschaftsgeräte des Fischers.

Dann folgt die „Bücherschau“, die vier Literaturzusammenstellungen bringt, zum Teil vom Umfang ganzer Bibliographien. Umfangmäßig steht Wolfgang König und Christa Kupfer, „Das volkskundliche Schrifttum der Sowjetunion seit 1945“ mit 774 Nummern an der Spitze. Günther Jarosch gibt die „Bibliographie zur sorbischen Volkskunde seit 1945“, mit immerhin auch 335 Nummern. In beiden Zusammenstellungen ist manches aufgenommen, was sich sonst kaum in volkskundlichen Bibliographien findet. Die Sorbenforschung ist ein besonderes Anliegen des Institutes, die Neuausgabe der Volksliedersammlung von Haupt und Schmalzer durch Wolfgang Steinitz hat das schon erwiesen, ebenfalls die Neuauflage des Lausitzer-Wendenbuches von Edmund Schneeweiß, worüber bereits oben Bd. VIII, S. 88, berichtet wurde. Während in diesen Bibliographien anscheinend womöglich alle Veröffentlichungen, bis zu den unwichtigsten, herangezogen wurden, gibt Elfriede Rath nur eine Auswahl „Die wichtigsten Neuerscheinungen zur Volkskunde Österreichs aus den Jahren 1945—1953“, die aber in 161 Nummern doch wirklich das Wichtigste bringt. Ingeborg Weber-Kellermann hat „Eine Übersicht der gesamtdeutschen volkskundlichen Literatur seit 1945“ übernommen, wobei „gesamtdeutsch“ die beiden Hälften Welt- und Ostdeutschland meint. Bei den 580 Nummern ist aber auch manches dabei, was nur am Rande zu uns gehört, manches auch, das jedenfalls nicht sehr wichtig erscheint. Es wäre für die Zukunft gut, solche Auswahlbibliographien mehr aufeinander abzustimmen.

Der „Bücherschau“ folgt noch ein umfangreicher Besprechungsteil, in dem sehr unparteiisch die verschiedensten Stimmen zu Wort kommen. Ein ausführliches Register schließt den Band, das zwar sehr praktisch ist, aber bei einem „Heft 1/2“ doch etwas verfrüht erscheint.

Jedenfalls bedeutet der Band, auch ohne hier auf die einzelnen Abhandlungen eingehen zu wollen oder auch zu können, eine sehr beachtliche Leistung. Er ist in vieler Hinsicht ein Spiegelbild der Situation der deutschen Volkskunde, zumal wie sie von Ostdeutschland aus gesehen und wohl auch geformt wird. Er ist ein kennzeichnender Spiegel

jedenfalls als die Stuttgarter „Zeitschrift für Volkskunde“ ihn für die westdeutsche Volkskunde darstellt. Mehr wird darüber selbstverständlich erst die Zukunft sagen können. Wir haben nach 1945 bereits neun Bände herausbringen können, unser Weg liegt vor aller Augen also schon ziemlich klar da. Erste Bände dieser Art sind zunächst erst Versprechungen. Wie die hier gegebenen Versprechungen aber auch eingelöst werden mögen, der Band wird wohl, möchte ich meinen, als ein Zeitdokument in die Geschichte der deutschen Volkskunde eingehen.

Leopold Schmidt.

Karl M. Klier, **Weihnachtslieder aus dem Burgenland** (= Burgenländische Forschungen, Heft 28), 68 Seiten. Eisenstadt 1955, Burgenländisches Landesarchiv. S 38,—.

Kliers „Schatz österreichischer Weihnachtslieder“ ist in den Jahren 1936 bis 1938 in sechs Lieferungen erschienen. Zwei Länder fehlten noch zur Fertigstellung des Lieferungswerkes, da kam der geschichtliche Einschnitt von 1938, der die Vollendung eines so echt österreichischen Werkes unmöglich machte. Nach 1945 ist leider der Verlag, der das Werk unternommen hatte, nicht wieder belebt worden, so daß das Buch jetzt auch ein Torso bleiben mußte. Nun hat sich Klier entschlossen, wenigstens das Burgenlandheft des Werkes selbständig herauszugeben, und es ist der Leitung der „Burgenländischen Forschungen“ sehr zu danken, daß sie diese wertvolle Quellenarbeit unter ihren Schutz gestellt hat. Die vierzig Lieder dieser Lieferung sind durchwegs unveröffentlichte Neuaufzeichnungen, weitgehend von Klier selbst durchgeführt. Die Texte sind meist geläufig und ihrer Verbreitung und Herkunft nach durch Kliers Nachweisungen gut erschlossen. Die Melodien stellen einen besonderen Gewinn dar, es leben da besonders auf dem Heideboden noch Singweisen des 16. und 17. Jahrhunderts fort, die man nun erst so richtig beurteilen kann. Die schöne Aufzeichnung und gewissenhafte Kommentierung dieser Weihnachtslieder bedeutet eine stattliche Bereicherung sowohl der Weihnachtsliedforschung wie der burgenländischen Volkskunde.

Leopold Schmidt.

**Jahrbuch der Stadt Linz.** Herausgegeben von der Stadt Linz, Städtische Sammlungen. Schriftleitung Hans Kreczi.

Beim Wiedererscheinen dieses Jahrbuches im Jahr 1949 habe ich (diese Zeitschrift N. S. Bd. 4. 1950, S. 191) der Hoffnung Ausdruck gegeben, daß diese schöne Veröffentlichung auch der Volkskunde entgegenkommen werde. Nun, jetzt, nachdem bereits sechs dieser stattlichen Bände erschienen sind, kann man wohl mit Freude feststellen, daß dieses Jahrbuch der Volkskunde ebenso offensteht wie der Archäologie und der Geschichte, der Kunst-, Literatur-, Musik- und Theaterwissenschaft, soweit sie sich eben auf Linz beziehen. Es seien deshalb hier wenigstens auf die für unser Fach wichtigsten Beiträge aus diesen sechs Jahrgängen hingewiesen.

Auf dem Gebiet der allgemeinen Stadtvollskunde erschienen:

1950, S. 433—480, Hans Commedia, Grundriß einer Volkskunde von Linz.

1953, S. 43—100, Gustav Guggitz, Linz im Urteil der Reisebeschreibungen und Lebenserinnerungen. Versuch einer Bibliographie.

1953, S. 621—632, Leopold Schmidt, Die Linzer Stadtvolkskunde im Rahmen der Stadtvolkskunde Österreichs.

Aus dem Gebiet der volkmäßigen Gesellschaft schöpften einige weitere Abhandlungen:

1949, S. 149—178, Ernst Neweklowsky, Die Linzer Schiffmeisterzunft.

1950, S. 227—253, Ernst Neweklowsky, Die Schiffmeister von Linz.

1952, S. 261—296, Georg Grill, Die Linzer Handwerkszünfte im Jahre 1655. Ein Beitrag zur Geschichte der Entstehung der allgemeinen Handwerksordnung.

1953, S. 509—513, Harry Kühnel, Die Zechenordnung der Linzer Kürschner aus dem Jahre 1460.

Für die Siedlungsforschung bleibt bedeutsam:

1949, S. 306—340, Franz Brosch, Flurnamen sprechen.

Die Sachvolkskunde kommt erst in letzter Zeit etwas zur Geltung:

1954, S. 133—155, Friedrich Schober, Die Linzer Hafner. Ein Beitrag zur Linzer Gewerbegeschichte.

Die Arbeitskunde hat einen besonders bemerkenswerten Beitrag gestellt:

1954, S. 581—662, Helene Grün, Volkskundliches vom Wäschergewerbe um Linz (mit 15 Abb.).

Aus dem Gebiet der geistigen Volkskunde ist zunächst eine Arbeit aus dem Bereich der Volkserzählung zu nennen:

1950, S. 209—226, Helmuth Huemer, Linz und Urfahr als Druckorte von Volksbüchern.

Verhältnismäßig viel ist auf dem Gebiete des Volksliedes gearbeitet worden:

1951, S. 82—127, Leopold Schmidt, Linzer Flugblattlieder des 17. und 18. Jahrhunderts.

1952, S. 69—108, Karl M. Klier, Die weltlichen Lied-Flugblattdrucke von Philipp Krausslich in Urfahr-Linz (1861—1892).

1954, S. 553—580, Karl M. Klier, Linz im Liede. Volks- und volkstümliche Lieder aus zwei Jahrhunderten.

Zum volkstümlichen Kinderspiel hat schließlich auch noch eine Arbeit beigetragen:

1949, S. 341—362, Hans Commedia, Das Spielgut der Linzer Kinder.

Man sieht, das Jahrbuch steht wirklich allen Themen der Volkskunde offen. Es bringt aber erfreulicherweise auch Beiträge der verschiedensten Forscherpersönlichkeiten. Es sind sowohl die bewährten Vertreter älterer Generationen zu Wort gekommen, wie jüngere Forscher, die zum Teil auch schon neue Gebiete herangebracht haben. Das sind Vorzüge, deren sich nicht so bald ein anderes Publikationsorgan dieser Art rühmen können.  
Leopold Schmidt.

Franz Lipp, Das Ischler Krippenspiel (1654—1954). Ischler Heimatverein, Ischl 1954, 24 Seiten; Festschrift.

Das Land Oberösterreich galt bisher in der volkkundlichen Literatur als relativ arm an Überlieferungen der Volksdichtung, insbesondere des brauchwürdigen Volksschauspiels. Hier hat es wirklich gegenüber seinen Nachbarn Steiermark, Salzburg und Niederösterreich wenig

aufzuweisen. Unter dem wenigen aber befindet sich das „Ischler Krippenspiel“, dem Fr. Lipp der Vorstand der Volkskunde-Abteilung am OÖ. Landesmuseum und selber in Ischl beheimatet, eine mit liebevoller Einfühlung geschriebene wissenschaftliche Festschrift zur 300-Jahrfeier seiner ersten, mit 1654 angegebenen Aufzeichnung widmet. Dem Rezensenten war es vergönnt, der Jubelaufführung (6. Jänner 1955) durch den rührigen „Ischler Heimatverein“ (der auch die Festschrift zustande brachte) im (dafür schlecht geeigneten) Kurhaus-Theatersaal beizuwohnen. Es ist die geschickt und hingebungsvoll von Laienspielern einstudierte Aufführung eines in seiner wesentlich barocken Grundlage durch die theatralische Bühnenpraxis des 19. Jahrhunderts geprägten Volksschauspiels, aus dessen Text (der noch einer kritisch-kommentierten Ausgabe harret) sich die Einzelschichten dem Kundigen ziemlich deutlich abheben. Als Grundlage postuliert Lipp eine Dreikönigsfeier des 11. Jahrhunderts im Benediktinerstifte Lambach, das wie Traunkirchen enge Beziehungen zum Salzkammergut unterhielt. (Datierung nach K. Schiffmann, Drama und Theater in Österreich ob der Enns bis zum Jahre 1803, Linz 1905, S. 9.) Zu Lambach ist für das 14. Jahrhundert tatsächlich „Von den hayligen dreyn künigen ein tagweis“ belegt. Sicher gingen die Frühformen des Ischler Krippenspiels den gleichen Weg wie die übrigen Volksschauspiele der Zeit vom 17. bis ins späte 19. Jahrhundert. Sie nahmen Renaissancehaftes (H. Sachs, Schulmeisterdrama) und Barockes (Schäfferey, Ordenstheater, gegenreformatorische Tendenzen, „Hirtenschlaf“) auf, wobei es (vermutlich von den Traunkirchner Jesuiten gefördert) zum ersten Male in einem heute leider verschollenen, vielleicht nach Salzburg verbrachten Codex aufgezeichnet wurde, der noch W. Pailler vorgelegen war und die Datierung 1654 trug (Weihnachtslieder und Krippenspiele aus Oberösterreich und Tirol, II, Innsbruck 1883, S. 282, Anm. 1).

Hier allerdings tauchten früh schon Zweifel an der Richtigkeit dieses Zeitansatzes auf. Vor allem wurden die gewichtigen Bedenken übersehen, die Leopold Schmidt auf Grund der Formanalyse von über 300 deutschen Weihnachtsspielen in der bisher eingehendsten Kulturschichtenuntersuchung des geistlichen Volksschauspiels im Weihnachtstfestkreise anmeldete: „Formprobleme der deutschen Weihnachtsspiele“ (Die Schaubühne, Quellen und Forschungen zur Theatergeschichte, Band 20), Emsdetten 1937, S. 15 f. et passim. Es bleibt vorerst ungeklärt, wie es zur Datierung bei Pailler II, 282 kommen konnte. „Der Gesamtcharakter... deutet darauf hin, daß wir kaum mit dem 17. Jahrhundert, sondern eher mit dem 18. als Entstehungszeit zu rechnen haben“ (Schmidt, S. 16), wenn auch ein altes Salzkammergutspiel die vermutlich von einem Ordensmanne (Prophetenszene!) umgedichtete Grundlage abgeben haben mochte. Für den späteren Ansatz spricht auch das Auftreten von Hirtinnen, die wir sonst kaum jemals im älteren deutschen Weihnachtsspiel erwarten dürfen, wohl aber häufig in den französischen Noël's begegnen. Vor allem aber ist die Szene der ersten Herbergsuche offenkundig nach dem „Leben Jesu“ des Kapuzinerpaters Martin v. Cochem geformt, das erst 1679 gedruckt erschien und mit seinen späteren Nachdrucken ungeheuren Einfluß auf die Entwicklung der Volksschauspieltexte auch der Alpenländer gewann (vgl. J. J. Annan, Das Leben Jesu des P. Martinus von Cochem als Quelle geistlicher Volksschauspiele. [Zs. d. Ver. f. Volkskunde Bd. III, Berlin 1893, S. 200 ff.]). Vielleicht löst sich die bestehende Diskrepanz zwischen der Datierung mit 1654 und den kulturhistorisch sicherlich später anzusetzenden Szenen im Spieltext von Pailler aus der eigenen Bemerkung

kung dieses Chorherren selber, der sich ausdrücklich darauf bezieht, daß „die ältere Abschrift aus Ischl von 1654, die jüngere auf unsere Bitte angefertigt, nach einem älteren Hefte (jedoch nicht so alt wie obiges) aus Ebensee, S. II, 282, A. 1). Vermutlich genügte der tatsächlich vorgelegte Text von 1654 Pailler nicht. Er dürfte wesentlich weniger Szenen enthalten haben als die jüngere Vorlage zu der für ihn angefertigten Abschrift. Denn Pailler will offenkundig auffüllen und ein umfassendes Spiel geben. Das ist ihm mit dem Texte gelungen, der tatsächlich in der Mehrzahl Szenen von einem späteren Typus gibt.

Lipp versucht in eingehender Analyse die erkennbaren Schichten nach Archivvermerken und Handschriften auseinander zu halten. Er führt die Spielgeschichte über die Aufführungen der Salinenarbeiter zu Ebensee (1812, 1834, 1836) zu den Großaufführungen im Ischler Kurtheater mit 100(!) Mitwirkenden und Orchestereinlagen (Vockner) zur Neuaufnahme der Spieltradition um 1922/23 und zur Gegenwart fort. Es ist klar, daß wir hier ein bürgerliches Volksschauspiel mit vielen Zugaben des 19. Jahrhunderts vor uns haben, das als städtisches Kulturerbe höchst charakteristisch ist. Die unmittelbarsten Parallelen aber sind die in Ischl, Ebensee und Lauffen unglaublich lebendigen Szenen der Vielfigurenkrippen in den Häusern der Bürger, der Salinenarbeiter und der Bauern. Das geht so weit, daß es (von dem Prolog der „Propheten“ und etlichen tableau-Szenen abgesehen) wohl keine Szene gibt, die nicht im Reichtum der oft die halbe Stube und mehr füllenden Salzkammergutkrippen aufschiene.

So sehr sind im Salzkammergut Krippenschau, Weihnachtslied und Hirtenspiel eine Einheit, daß es der Verfasser und mit ihm der Rezensent am Tage der Jubiläumsaufführung selber unverhofft erleben konnte, als in einem Bauernhause am Rande der Stadt Ischl die Familie vor ihrer riesigen, unglaublich reichen, frei auf frischem Moose aufgestellten Krippe dem Erforscher des Spieles, an dem sie einst selber mitgewirkt hatten, eine Spielhandschrift des frühen 18. Jahrhunderts mit über 40 eingestreuten oder beigegebenen Liedern vorzeigen konnten, aus dem sie gleich selber eines vorsangen. Und am Abend nach der Aufführung des „Großspieles“ (wie wir es zur Unterscheidung von „Umzugsform“ und „Stubenspiel“ nennen müssen) erschienen ebenso unverhofft drei ländliche „Hirtenspieler“ in groben Zippelpelzen in unserem Ischler Gasthofs und führten vor uns allen mitten in der Wirtsstube die Reste eines allerdings nur noch gesprochenen, nicht mehr (wie im Steirischen) gesungenen „Hirtensopfers“ mit Neujahrswunsch im Heischegang auf. Das kleine (von F. Lipp zu Tonbandaufnahme und Publikation geplante) Versspiel der umziehenden Hirtenspieler, offenbar aus einer Flugblattversion volkläufig geworden und nunmehr in der Mundart der Gegend von St. Wolfgang am Abersee gesprochen, paßt als lebendiges Erbe vermutlich des ausgehenden 17. oder frühen 18. Jahrhunderts genau in die wissenschaftlich erarbeitete Geschichte des Ischler Krippenspiels (Lipp, S. 12 ff.), nur daß auch dieser Brauch nicht (wie dort S. 13 angenommen) mit dem 19. Jahrhundert sein Ende fand, sondern als lebendiges Überlieferungsgut in dem angeblich „volkschauspiellosen“ Lande ob der Enns neben seiner Lied- und Krippen-Tradition fortlebt. Möge der vorliegenden kleinen Festschrift bald eine kritische und kommentierte Ausgabe des gesamten Ischler Weihnachtsspiels auch in seinen musikalischen Teilen folgen!

Leopold Kretzenbacher.

**Franz Anton Brauner, Steirisches Brauchtum im Jahrlauf.** Graz-Wien, Leykam Pädagogischer Verlag, 1955. 136 Seiten, zahlreiche Abbildungen.

Der Autor des vorliegenden Heftes hat mit seinen Steirischen Heimatheften eine ansprechende Sammlung von steirischen Sagen verfaßt. (Vgl. die Besprechungen von Leopold Kretzenbacher in dieser Zeitschrift NS. Bd. VI, 1952, S. 169 f. und NS. Bd. VIII, 1954, S. 154 f.) Nun legt er, sozusagen als Ergänzung, dieses Heft vor, das man fast eine kleine steirische Volkskunde für die Schule nennen könnte.

An eine kurze Zusammenschau des Jahresbrauchtums nach Monaten, dem Kalenderjahr folgend, geordnet, schließt sich eine Reihe von Einzelaufsätzen an, die nach verschiedenen Quellen (Geramb, Koren, Kretzenbacher, Pramberger, Rosegger) oder aus eigener Anschauung erzählt werden. Ein weiter Bogen spannt sich mit Arbeits- und Festbrauch über das Bauernjahr, aber auch das Leben auf den Almen, die Arbeit der Köhler und Holzknechte wird geschildert. Ein Abschnitt ist steirischen Marterln, einer dem Maxlonmarkt in Niederwölz, schließlich ein umfangreicherer dem steirischen Bauernhaus gewidmet. Eine Reihe von Wetterregeln und Haussprüchen sammelte F. A. Brauner selbst, steirische Rätsel Leopold Kretzenbacher. Eine Mundartgeschichte von Rosegger, Volkslieder, der Sonnwendspruch von Viktor Geramb, Mundartgedichte von Hans Frauengruber und Hans Kloepper runden das freundliche Bild zu einem Ganzen ab. Am Schlusse des Heftes findet sich ein Inhalts- und Quellenverzeichnis und eine Zusammenstellung einschlägiger Literatur.

Zahlreiche Holzschnitte von M. E. Fossel und Lichtbilder des Herausgebers u. a. bilden den Schmuck des Buches.

Es liegt nicht in der Absicht des Verfassers neue wissenschaftliche Ergebnisse zu publizieren, sondern dem Volkskundler Bekanntes in leicht faßlicher Form der steirischen Lehrerschaft und der Jugend in die Hand zu geben. Da er auch bemüht ist, noch Lebendes von Vergangenen zu scheiden, ist die Publikation für die wissenschaftliche Volkskunde nicht ohne Wert.

Maria Kundegrabner.

**Trude Aldrian, Bemalte Wandbespannungen des XVIII. Jahrhunderts.** Ein Beitrag zur Dekorationskunst des Rokoko. 60 Seiten, 4 Farbtafeln, 59 Schwarzweißbilder. Graz 1952, Verlag Leykam.

Die gute Monographie eines wenig beachteten Gebietes der Kunstgeschichte. Für uns wichtig, weil die Brücke von der Gobelin-Wandschmückung zur Stubenbemalung darstellend. Was in Schlössern und Klöstern auf Leinwand gemalt an die Wand gespannt wurde, das konnte in den getäfelten Stuben vielfach direkt auf das Holz gemalt werden. Die Beispiele dafür sind ja leider selten geworden, und die einheimischen Museen haben auch fast nichts davon gerettet. Diese Stubenmalerei war übrigens zumeist motivisch geistlich bestimmt, wogegen hier hauptsächlich weltliche Themen vorgeführt werden, die aber gleichfalls aufschlußreiche Motive zeigen: Musik- und Tanzdarstellungen, Figuren und Szenen der Commedia dell'arte. Besonders die farbig wiedergegebenen Wandbespannung von Schloß Eggenberg sind eine willkommene Bereicherung unseres Anschauungsmaterials.

Leopold Schmidt.

**Festschrift Julius Franz Schütz.** Unter Mitwirkung der Steiermärkischen Landesbibliothek herausgegeben und redigiert von Berthold Sutter. XVI und 493 Seiten, zahlreiche Abbildungen. Graz-Köln 1954. Verlag Hermann Böhlaus Nachf.

Festschriften wie diese werden nicht zur Besprechung eingesandt und ihre Beiträge können daher häufig der Fachwelt nicht bekanntgegeben werden. Aber unsere Bibliothek hat diesen wie so manchen ähnlichen Band eben gekauft, und die für unser Fach wichtigen Beiträge seien daher hier wenigstens genannt:

S. 388 ff.: Hanns Koren, Kultmahl und Heischegang.

Eine sehr wichtige Arbeit, die zu einer organischen Betrachtung des Heischewesens aufruft. „Das magische Moment muß nicht ein ursprünglich selbständiges Aufbauelement eines Heischeganges sein, sondern kann sich als eine zusätzliche und nachträgliche Anreicherung eines nüchternen Lohnempfanges erweisen.“ „Die neue Ausgangsstellung zur Betrachtung des Heischebrauchs sehen wir in der Erkenntnis eines Zusammenhangbereiches, in dem die Darbietung von Lohn, Zins, Opfer und Almosen in der Herleitung aus dem kultischen Mahl eine innere Einheit besitzt. Gleich auch bleibt von den Kleinformen bis zu den großen Spielbräuchen der Gedanke, daß alles belohnt werden muß, daß der Lohn vom Tische weg, d. h. in Gestalt der Speise gegeben wird, und daß schließlich jeder Lohn wieder vergolten werden muß durch Glückwunsch oder Ehrung.“ Das sind wohldurchdachte Gedankengänge, denen man sicherlich weitgehend zustimmen wird. Koren hat erst vor kurzem veröffentlicht, was er schon vor zwanzig Jahren über diese Dinge gearbeitet hat: Die Spende. Eine volkskundliche Studie über die Beziehung „Arme Seelen — Arme Leute“. Graz-Wien-Köln, Styria, 1954. 171 Seiten. Die Arbeit war eine notwendige Stufe auf Korens geistigem Weg. Aber die hier nun vorliegende kurze Abhandlung scheint mir der Volkskunde von heute mehr zu bieten.

Die anderen Abhandlungen können nur dem Titel nach angeführt werden:

S. 59 ff. Friedrich Wilhelm König, Ein Festkalendarium aus dem armenischen Alpenland im 9. bis 7. Jahrhundert v. Chr.

S. 54 ff. Wilhelm Brandenstein, Die Reichsgründersage des makedonischen Herrscherhauses. (Vgl. oben Bd. IX, S. 18.)

S. 90 ff. Camilla Lucerna, Urzeitliches in einem jugoslawischen Volkslied.

S. 142 ff. Josef Matl, Zwei satirische Volksdichter der untersteirischen Windischen Büheln: Leopold Volkmer und Andrej Gutman.

S. 101 ff. Leopold Kretzenbacher, Der Graf von Backenweil. Ein Heimkehrerspiel auf dem steirischen Barocktheater.

Aus dem Gebiet der Volksgeschichte, das in mehreren Arbeiten angeschnitten wird, sei nur eine Abhandlung hervorgehoben:

S. 224 ff. Erich Swoboda, Zur Frage der Romanisierung.

Für den Muscologen enthält der Festband noch einen besonderen Leckerbissen:

S. 179 ff. Otto Reicher, Prolegomena zur Anwendung harmonikaler Prinzipien in Museen. Zur Neuaufstellung des Museums für Kulturgeschichte und Kunstgewerbe am Steiermärkischen Landesmuseum Joanneum.  
Leopold Schmidt.

**Franz X. Kohla, Kärntens Burgen, Schlösser und wehrhafte Stätten**  
(= Archiv für vaterländische Geschichte und Topographie, Bd. 38).  
Klagenfurt 1953, Verlag des Geschichtsvereins für Kärnten. 374 Seiten  
mit zahlreichen Abbildungen.

Die Burgenforschung ist eine wichtige Seitenlinie der Siedlungs- und Hausforschung, eine Sonderdisziplin, welche gerade an dieser erstorbenen Bau- und Wohnform auch für uns Wichtiges abzulesen hat. Die Nachkriegszeit hat eigenartigerweise allenthalben ein beträchtliches Erstarren dieser Sonderforschung gezeigt, und Urgeschichte und Siedlungsforschung, Archäologie und Kunstwissenschaft haben sich daran redlich interessiert gezeigt, so sehr, daß die Österreichische Akademie der Wissenschaften, der eine Kommission für Volkskunde fehlt, eine solche für die Burgenforschung geschaffen hat. Wichtige Arbeiten in Niederösterreich haben den Reigen der burgenkundlichen Publikationen nach 1945 eröffnet, so vor allem Felix Halmer, Karte der Wehr- und Schloßbauten in Niederösterreich (einschließlich nördliches Burgenland), Wien 1948, und Hans P. Schäd'n, Die Hausberge und verwandten Wehranlagen in Niederösterreich (= Prähistorische Forschungen, Heft 3), Horn-Wien 1953. Nun hat Kärnten ein sehr gediegenes Gegenstück dazu geschaffen. Das Lebenswerk des bewährten Spezialisten Major Kohla liegt mit diesem Band vor: ein in der Form bescheidenes Verzeichnis, alphabetisch angeordnet, mit knappsten Beschreibungen, wobei aber die Hinweise auf Ur- und Frühgeschichte wie Mitteilungen über eventuelle Verbindungen zum Bergbau nicht fehlen. Zahlreiche Bilder, vor allem die zum ersten Mal veröffentlichten Darstellungen von M. Pernhart beleben diese schlichte Übersicht außerordentlich. Ein für alle künftige Siedlungsforschung in Kärnten unentbehrliches Werk.

Leopold Schmid t.

**Deutsche Volkskunst.** Hermann Böhlau Nachfolger, Weimar.

Diese Serie, einstmals von Edwin Redslob begründet, hat die verschiedenen Wechselfälle des deutschen Geschicks immer wieder überstanden. Es sind vor 1932 Bände erschienen, es sind zwischen 1933 und 1945 welche entstanden, und es erscheinen auch heute wieder welche. Freilich erscheinen da nicht immer diejenigen, die angekündigt wurden, und manche, von denen gesprochen wurde, gibt es überhaupt nicht. So führt Arthur Haberlandt in seiner Literaturübersicht „Wege und Ziele der österreichischen Volkskunde“ (Laos, Bd. I, Uppsala 1951, S. 154 ff.) auf S. 158 einen Band „Tirol und Vorarlberg“ an, der von Adolf Helbok stammen soll: es gibt ihn aber gar nicht! An österreichischen Bänden ist nur der Band „Steiermark“ von Viktor Theiss erschienen.

Nach dem Kriege nun haben uns bisher folgende Bände erreicht:

**Oskar Schmolitzky, Thüringer Volkskunst.** Jena und Umgebung.  
130 Seiten und 118 Abbildungen auf Tafeln. Weimar 1950.

Edwin Redslob hat schon 1926 in seiner Reihe als Band VII eine Thüringer Volkskunst veröffentlicht. Die Heraushebung einer Kleinaltschaft war eigentlich vordem in dieser Reihe nicht üblich. Aber das Buch von Schmolitzky ist gut, eine schöne Bestandaufnahme, die Redslobs Buch wirklich ergänzt.

**Karl Rumpf, Hessen.** 104 Seiten und 349 Bilder auf Tafeln, 26 Abbildungen im Text. Marburg a. d. Lahn, Simons Verlag 1951.

Für Hessen hat Adolf Spamer ein klassisches Volkskunstwerk geschrieben, Jena, bei Eugen Diederichs 1939. Dennoch ist der Band von

Rumpf eine bedeutende eigene Leistung. Rumpf ist in der Volkskunsthochforschung seinen eigenen Weg gegangen, der anlässlich seines Buches „Eine deutsche Bauernkunst“ nicht unangefochten geblieben ist. Aber der geschulte Architekt hat einen eigenen Sinn für die volkskünstlerischen Dinge, zeichnet seine Materialaufnahmen vorzüglich klar und genau und eröffnet immer wieder den Blick auf sonst kaum gesehene Dinge. Das Buch steht im Rang zweifellos höher als viele ältere Bände der verdienstvollen Reihe.

**Adolf Spamer, Sachsen.** 2. neubearbeitete Auflage. 114 Seiten, 12 Farbtafeln, 262 Abbildungen auf Tafeln, unnummerierte Abbildungen im Text. Weimar, Hermann Böhlau Nachfolger, 1954.

Das ist das letzte Buch, das Spamer noch wirklich fertig gestalten konnte. Ein Exemplar der ersten Auflage hat er mir gegeben, als ich ihn 1944 zum letzten Mal im Leben sah. Es ist äußerst erfreulich, daß von diesem schönen Werk nunmehr eine Neuauflage erscheinen kann, die nach Papier und Abbildungen besser als jene erste Auflage ist. Die Farbabbildungen (Hinterglasbilder, Keramik, Möbelmalerei usw.) sind eine Bereicherung des Werkes. Den Text hat Friedrich Sieber als Herausgeber behutsam behandelt. Die wenigen Striche und Änderungen tragen den heutigen Verhältnissen in Ostdeutschland Rechnung, ohne daß Spamers reifes Meisterwerk — das Buch ist bei weitem besser konzipiert und geschrieben als die anderen Bände der Serie — zu Schaden gekommen wäre. Auf dem Klappentext wird Spamer als „Altmeister“ bezeichnet. Das war er nicht. Wer ihn kannte, weiß auch heute noch, daß er viel mehr war, als ein altgewordener Gelehrter, dem man mangels besserer Ausdrücke einen derartigen Handwerkeritel verleiht. Spamer war kein Handwerker, gerade weil er das Handwerksmäßige an der Wissenschaft so meisterlich beherrschte. Er war einer jener künstlerisch denkenden Forscher, die ihre Erkenntnisse stilistisch vorzüglich formulieren können, lesbare Bücher schreiben, ohne die Sachlichkeit preiszugeben. Kurz gesagt, es stand eben ein wirklich bedeutender Mensch hinter dem Fachmann. Und das merkt man besonders aus diesem Buch, dessen Materie sich zweifellos besonders schwer meistern ließ, und die nur von einem so von Liebe zu den Menschen und zu den Dingen erfüllten Gelehrten gemeistert werden konnten, wie es eben Adolf Spamer war. Die vorliegende zweite Auflage dieses Buches ist eine Anerkennung dieses Sachverhaltes, und auch deshalb herzlich zu begrüßen.

Leopold Schmidt.

**Erich Meyer-Heisig, Deutsche Volkskunst.** Mit einem Geleitwort von Ludwig Grote. 48 Seiten mit Textabbildungen, 4 Farbtafeln und 102 Schwarzweißbilder auf Tafeln. München 1954, Prestel Verlag.

Das Germanische Nationalmuseum in Nürnberg hat eine gute Tradition der Volkskunstsammlung. Es besitzt seine berühmten Stuben, seine Trachtensammlung, und schöne Reihen aus allen Stoffgebieten. Seit Erich Meyer-Heisig diese Sammlung verwaltet, erweist sich das große Nürnberger Museum wieder als wichtiges volkskundliches Zentrum. Meyer-Heisig hat zunächst die Stuben wieder in einem guten Buch zugänglich gemacht.

Dann hat er im Vorjahr eine große Ausstellung der alten Töpferkunst veranstaltet, zu der auch alle österreichischen Museen Leihgaben beigesteuert haben. Die Ausstellung ist in einem hübschen Katalog festgehalten: Mit Drehscheibe und Malhorn. Ausstellung volkstümlicher

Töpferarbeiten aus drei Jahrhunderten. 2. Juli bis 15. Oktober 1954. 118 Seiten, 27 Abbildungen auf Tafeln.

Nun legt Meyer-Heisig einen sehr schönen Bildband vor, der gewissermaßen Kostproben aus dem ganzen Bereich der deutschen Volkskunst enthält, Musterstücke dessen, was das Nürnberger Museum besitzt. Keine Forschung, aber eine gute Übersicht etwa in der Art von Michael Haberlandt, dessen Volkskunst-Auffassung ja auch an vorderster Stelle (S. 11) als maßgeblich zitiert wird. Da es sich bei einer solchen Zusammenstellung nur um die Darbietung gut schaubarer Dinge handelt, sei weiter nichts hinzugefügt. Es sei aber die Gelegenheit wahrgenommen zu zeigen, wieviel von diesen Werken „deutscher Volkskunst“ eigentlich österreichisch sind. Und siehe da, mehr als ein Viertel der dargebotenen Stücke stammt von uns, immer mit Einbeziehung Südtirols selbstverständlich. Da lohnt sich die Aufzählung.

Unter den Textbildern finden wir schon:

- S. 22: Eisernes Schlüsselschild aus Steiermark.
- S. 29: Motiv von oberösterreichischem Teller, 1713.
- S. 40: Stickeremotiv von einem Bettuchbesatzstreifen, Burgenland.
- S. 41: Motiv von einem „alpenländischen“ Männergürtel, 1798.
- S. 44: Schmiedeeisernes Grabkreuz, Eisenerz.

Unter den ausgezeichneten Lichtbildern finden wir folgende:

- 5: Stube aus dem Tiroler Unterinntal, 1702.
- 11: Schrank aus dem Alpbachtal, um 1700.
- 13: Schrank aus Oberösterreich, 1770—1780. Es handelt sich um einen typischen „Reiterkasten“ mit aufgeklebten kolorierten Holzschnitten, unser Museum hat ein genaues Gegenstück, in Oberösterreich gibt es so manche andere.
- 19 a: Schaffl für Mehl oder Salz, Tauferer Tal, 1825; aber Taufers ist doch nicht, wie hier angegeben, in Nord-, sondern in Südtirol.
- 19 b: Deckelschaff, 1816, mit Brandstempelmustern, „alpenländisch“. Wohl Oberösterreich.
- 20 a: Melkkübel aus Montafon, Vorarlberg.
- 20 b: Drei Mohnstampfer aus dem Tauferer Tal, aus Tirol und Kärnten.
- 25 a: Melkstuhl aus Südtirol, 1843. Einer aus der Gruppe der einbeinigen rätischen Melkstühle mit dem geschwungenen Sitz.
- 25 b: Butterfaß aus dem Umland von Salzburg.
- 25 c: Milchschaff aus Tirol.
- 28: Tragfäßchen aus Stadlpaura, OÖ., 1816, mit Messingbeschlägen.
- 32: Schnapsflaschen („Nabelflaschen“) aus Tirol, 18. Jahrhundert.
- 36: Spielzeugfiguren, Gröden, Südtirol.
- 37 b—c: Flugbretter von Bienenstöcken, Kärnten (b mit den Hl. Drei Königen, c mit zwei Frauen, die um die Männerhose kämpfen).
- 40: Zwei Teller (Zwiebelschüsseln), oberösterreichisches Innviertel.
- 59: Trachtenpaar aus dem Sarntal, Südtirol.
- 63: Frauengürtel, Pustertal.
- 69: Gewebter Zwischenstreifen einer Tischdecke, Tirol.
- 77: Männergürtel mit Zinnägelbeslag und Federkielstickerei, „alpenländisch“.
- 80: Maske aus Tirol, 19. Jahrhundert. Das merkwürdige Stück (mit Kröte auf der Nase, Schlangen aus den Augenhöhlen usw.), ist seltsamerweise in der Zusammenstellung der Nürnberger Masken bei Hilde Emmel, Masken in volkstümlichen deutschen Spielen. Jena o. J., S. 64 ff. nicht enthalten, vielleicht also erst später erworben. Sie würde dort zu der als Nr. 9 geschilderten Maske

gehören, die Emmel mit Recht S. 67 f. mit den von Wilhelm Hein geschilderten Masken zusammenbringt.

- 83: Wiege aus Oberösterreich, 1743.
- 85 u. 86: Minnekästchen aus Bayern oder Oberösterreich, 1778.
- 91: Wäscheklopfer. b: 1793, „alpenländisch“.
- 94 c: Brautschaff, Alpbach, 18. Jahrhundert.
- 96: Godenschüssel, Oberösterreich (mit einem Mariahilf-Bild im Grund der Schale).
- 97: Totenbrett, Südtirol 1753. Dem Dekor nach (treue Herzen, Jäger schießt auf den Hirsch, unter den aus einer großen Vase sprossenden Blumen) möchte man das Stück kaum für ein Totenbrett halten. Der Spruch deutet freilich auf die Vergänglichkeit.
- 98 a: Eisenvotive, davon ein knieender Mann, aus Kärnten.
- 100: Votivtafeln, davon einige aus dem oberösterreichischen Innviertel.
- 101: Geschnitzte Weihsalzdose, Bayern oder Tirol.

Man sieht, ein gewaltiger Reichtum, der aber in unserem Museum, und selbstverständlich in fast allen volkskundlichen Abteilungen unserer Landesmuseen, genügend Gegenstücke besitzt. Es wäre bei einer so starken Vertretung Österreichs in der maßgebenden deutschen Sammlung wohl richtig, die österreichischen Bestände dieses wie einiger anderer wichtiger Sammlungen einmal aufnehmen zu lassen. Es würde sich da eine wünschenswerte Vergleichskartothek ergeben. Bedenkt man, wieviel an österreichischen Stücken mit dem Museum für deutsche Volkskunde in Berlin zugrundegegangen ist, dann legt sich dieser Gedanke besonders nahe.

Das Buch ist also sehr erfreulich, wenn auch, wie gesagt, kein Werk der Forschung. Auf zwei Kleinigkeiten, die aber die Schweiz betreffen, sei im Vorübergehen aufmerksam gemacht: Bei Nr. 47 handelt es sich nicht um Heimburg, sondern um Heimberg im Kanton Bern (vgl. Daniel Baud-Bovy, Peasant Art in Switzerland, London 1924, Abb. 376 ff.). Und die „Maske aus Graubünden“, Nr. 79, ist ganz offensichtlich eine Willi-Maske, also eigentlich eine Fälschung. Vgl. Karl Meuli, Schweizer Masken, Zürich 1943, S. 151 ff.; dazu meine Besprechung, diese Zeitschrift, N. S., Bd. II, 1948, S. 107 ff. Es ist aber, soviel ich sehe, der einzige Fall, daß Meyer-Heisig ein dieses schönen Bildbandes nicht würdiges Stück aufgenommen hat.

Leopold Schmidt.

**Karl Sigismund Kramer, Haus und Flur im bäuerlichen Recht.**

Ein Beitrag zur rechtlichen Volkskunde (= Bayerische Heimatforschung, Heft 2). 38 Seiten. München 1950. Verlag Bayerische Heimatforschung.

Es ist sehr erfreulich, daß die Volkskunde in Bayern wieder auszureifen beginnt. Das vorliegende Heft, das von der im Auftrag des Generaldirektors der staatlichen Archive Bayerns edierten Schriftenreihe gemeinsam mit der Bayerischen Landesstelle für Volkskunde herausgegeben wird, bildet wohl nur einen Anfang. Es will einen Ausschnitt aus den vielfältigen Formen der volksrechtlichen Verbundenheit des bäuerlichen Menschen mit seinem Haus bieten, insbesondere vom Hausfrieden aus gesehen. Herd, Dach, Tür, die wichtigsten sachlich-sinnbildlichen Glieder des Hauses werden entsprechend herausgehoben. In der Darbietung des Stoffes tritt unerwarteterweise das bayerische Element gegenüber dem allgemein-deutschen viel zu stark in den Hintergrund.

Leopold Schmidt.

Wilhelm Schmülling, **Hausinschriften in Westfalen und ihre Abhängigkeit vom Baugefüge** (= Schriften der volkskundlichen Kommission im Provinzialinstitut für westfälische Landes- und Volkskunde, H. 9). Münster i. Westfalen 1951, Aschendorffsche Verlagsbuchhandlung. 188 Seiten, mit 82 maßstäblichen Zeichnungen im Text und 4 Karten im Anhang.

In dieser Schriftenreihe sind in den Jahren 1939 bis 1943 sehr wichtige Arbeiten zur Bauernhausforschung erschienen, zuletzt die bedeutende Übersicht von Josef Schepers, *Das Bauernhaus in Nordwestdeutschland*, als Heft 7. Der Leiter der Schriftenreihe, Jost Trier, hat offensichtlich bedeutenden Anteil an der Betrachtungsweise seiner Mitarbeiter, der westfälische Landesbaupfleger Gustav Wolf gibt die Gewähr für die Sachlichkeit der Darstellungen vom Standpunkt der sogenannten technischen Hausforschung her.

Der vorliegende Band geht gleichfalls auf die Anregungen des „hauskundlichen Arbeitskreises“ in Münster zurück. Während die ältere, im Bereich aller Fachwerkbauten sehr eifrig betriebene Sammlung der Hausinschriften hauptsächlich die Inschriften selbst und mitunter noch deren formale und inhaltliche Zusammenhänge zu erheben trachtete, hat Schmülling die Inschrift auf das Haus bezogen, sieht sie in ihrer „Abhängigkeit vom Baugefüge“. Man bekommt also Einblick in die Inschriftarmut des „urtümlichen Ankerbalkenbaues“ im westlichen Münsterland, in den Inschriftenbestand des „eingewanderten fortschrittlichen Dachbalkenbaues“ im inneren Münsterland und besonders in den Inschriftenreichtum der Häuser am Hellweg (worüber schon H. 2 dieser Serie, Fritz Wallmeyer, *Das Bauernhaus am mittleren Hellweg*, 1939, S. 35 ff., unterrichtet), und schließlich in die von Schmülling erschlossenen Quellen und Wege dieses Volkskulturgutes. Das Kapitel über den Oberweserraum als gemeinsame Quelle der Haus- und Inschriftneuerungen für das gesamte niederdeutsche Hallenhausgebiet wird sehr aufschlußreich dargestellt. Der vom 16. Jahrhundert an steigende Einfluß des Oberwesergebietes wird durch mehrere Parallelen gestützt. Da läßt sich also aus der Hausforschung ein ganz beträchtliches Stück Geistesgeschichte der niederdeutschen Einzellschaften ablesen, was sicherlich als Gewinn gebucht werden muß. Leopold Schmidt.

Martha Bringemeier, **Über Schäfer und Schafzucht**, Berichte. Aus Beständen des Archivs für westfälische Volkskunde zusammengestellt (= Archiv für westfälische Volkskunde in der Volkskundlichen Kommission, Münster, Westfalen, Bd. 2). 115 Seiten. Münster (Westf.), 1954. Als Manuskript vervielfältigt.

Die lange Zeit vernachlässigte Hirtenvolkskunde gewinnt offensichtlich vielerorts an Interesse. Von den umfangreichen Untersuchungen, die Wolfgang Jacobeit angestellt hat, ist leider noch nicht sehr viel zutagegetreten. Vgl. Jacobeit, *Transhumanz und Wanderschäferrei* (Veröffentlichungen des Instituts für Volkskunde, Deutsche Akademie der Wissenschaften zu Berlin, Bd. 5, 1954, S. 70 ff.). Soeben wird aber eine württembergische Arbeit: Theodor Hornberger, *Der Schäfer — von der landes- und volkskundlichen Bedeutung eines Berufsstandes in Süddeutschland*, angekündigt, der als Bd. 11/12 der „Schwäbischen Volkskunde“ von der Württembergischen Landesstelle für Volkskunde in Stuttgart, 1955, bei W. Kohlhammer herausgebracht werden soll. Und nun liegt hier in einem photomechanisch hergestellten Sammelbändchen vor, was die Mitarbeiter des Archivs für westfälische

Volkskunde auf einen Schäfer-Fragebogen zu antworten wußten. 9 Berichte aus Westfalen werden durch 2 weitere aus Niedersachsen ergänzt, denen noch ein Anhang über die „Kaitkes“, also die als Spielzeug verwendeten Schaf-Astragalen, aus Eggerode folgt. Die Berichte sind anschaulich und stoffreich, derartige landschaftsmäßige Stoffdarbietungen stellen zweifellos eine Bereicherung dar. Leopold Schmidt.

Joseph Klapper, **Schlesische Volkskunde auf kulturgeschichtlicher Grundlage**. 2., umgearbeitete Auflage mit 47 Abbildungen. Stuttgart, Brentano-Verlag 1952. 192 S., 28 Bildtafeln.

Für die vielen in alle Winde verschlagenen Schlesier muß es von großer Bedeutung sein, wieder eine zusammenfassende Darstellung ihres volkstümlichen Lebens zur Hand nehmen zu können, eines Lebens, das in dieser Form bereits Geschichte geworden ist. Die neue Auflage des 1925 erstmals erschienenen trefflichen Buches ist in Stoff und Aufbau nicht wesentlich verändert, in den einzelnen Kapiteln eher straffer, kürzer gehalten, und dies zweifellos zugunsten des eigentlich schlesischen Materials. Die Ausdrucksweise wurde, wo es etwa nötig war, der jetzt schon geläufigeren volkskundlichen Terminologie angeglichen, z. B. „Bettellied“ durch „Heischelied“ ersetzt u. ä. m. Der Bildanhang wurde im ganzen wohl etwas geschmälert, im einzelnen aber doch verbessert und ergänzt. — Auch der äußeren Gestaltung nach also eine erfreuliche Neuerscheinung, die der Volkskunde eine längst vergriffene Darstellung wieder zugänglich macht. Elfriede Moser-Rath.

Karl Lohmeyer, **Die Sagen der Saar**, von ihren Quellen bis zur Mündung. Saarbrücken 1952, Club der Buchfreunde (Minerva-Verlag). 604 Seiten. Zeichnungen von Fritz Ludw. Schmidt.

Es ist immer erfreulich, wenn bei der Herausgabe landschaftlicher Sagensammlungen der beste Fachmann, der eigentliche Berufene zu Worte kommen kann. Lohmeyer hat sich seit Jahrzehnten als Sammler der Sagen seiner Landschaft bewährt. Sein Werk kann heute als Gegenstück zur klassischen Sagensammlung des Elsaß, dem Stöber-Mündel, gelten, und hebt sich gerade durch diese Zusammenstellung von der so viel umfangreicheren Lothringer Sammlung unserer Jahre ab, Angelika Merkelbach-Pink, Aus der Lothringer Meistube, welche ihren gewiß großen Stoff in keiner Weise zu bändigen verstanden hat. Nicht umsonst hat das Deutsche Volkserzählungsarchiv als eigenen Arbeitsauftrag eine Aufarbeitung dieser in der vorliegenden Form unbenützbaren Sammlung vorgenommen.

Die 456 Nummern der Lohmeyerschen Sammlung sind geographisch gegliedert, also vom Norden nach dem Norden zu den saarländischen Kleinlandschaften folgend. Innerhalb dieser 9 Abteilungen sind die Sagen ungefähr ihrer Entstehungszeit nach geordnet. Ein Ortsverzeichnis dient zur eingehenden inneren Aufschlüsselung des reichen und bezeichnenden Materiales, das jeweils in einem Text vorgelegt wird, der in ausführlichen Anmerkungen seiner Sammlungs- und Veröffentlichungsgeschichte nach behandelt ist. Nur um auf die Eigenart des Sagenschatzes der Gegend hinzuweisen, seien hier einige bezeichnende Motive herausgegriffen. Das für den Mittelrhein so bezeichnende „Dorf-tier“ tritt immer wieder auf (Nr. 20, 24, 44, 113), zwei Riesen mit zusammen nur einer Axt (Nr. 359), der Traum vom Schatz auf der Koblenzer Brücke (Nr. 261), die Welfen-Stammsage, diesmal von der Burgfrau von

Rappweiler (Nr. 271), der gespenstische Trommler, wie im Elsaß (Nr. 265, 364), der an die alemannischen Dengelmänner erinnert. Volksheiligenlegenden (z. B. von der kleinen Sünde, Nr. 70) und Erinnerungen an Kulte verschiedenster Epochen, nicht zuletzt christlicher des frühen Mittelalters (Nr. 393) bereichern die Sammlung in willkommenster Weise. So liegt hier eine der wertvollsten Erscheinungen unserer Zeit auf diesem Gebiet vor, eine Sagensammlung, die zur Erschließung der geschichtlich gewordenen Volkskultur des deutschen Westen entscheidend beiträgt.  
Leopold Schmidt.

Kaspar Freuler und Hans Thürer, **Glarner Sagen**. Gesammelt und herausgegeben. Glarus, Schweiz, 1953. Verlag Tschudi & Co. 207 Seiten.

In den letzten Jahren sind einige landschaftliche Sagensammlungen der Schweiz erschienen, die anscheinend außerhalb der eidgenössischen Grenzen nur wenig bekannt geworden sind. Ich möchte auf K. W. Glaettli, Sagen aus dem Zürcher Oberland, Winterthur 1951, 92 Seiten) hinweisen, wo für dieses doch sehr stadtzivilisiert erscheinende Gebiet immerhin 50 Sagen aus älteren Aufzeichnungen zusammengebracht werden konnten.

Im Kanton Glarus hat während seiner Militärdienstzeit der Richard-Weiß-Schüler Heinrich Burkhardt gesammelt, und zwar hauptsächlich Totengeschichten, die er dann in seiner Dissertation „Zur Psychologie der Erlebnissage“ verwertete. Die psychologische Auswertung dieser Sagen als Erlebnisberichte scheint mir problematisch und zumindest für eine kulturhistorische Sagenforschung nicht von erstranger Wichtigkeit. Aber das vom Verfasser wie von Gerevini aufgezeichnete Material, hauptsächlich alpine Wiederkehrergeschichten, zum Teil mit guten alten Motiven (Heuhelferin, Dengelmann, Nachtmäher usw.) ist wertvoll. Einige Proben daraus sind nunmehr auch in die vorliegende neue Sammlung von Glarner Sagen übergegangen, welche offenbar eine gewisse Lücke in der Serie der kantonalen Schweizer Sagensammlungen ausfüllt. Die 145 Nummern sind nach den Kleinlandschaften: Unterland, Mittelland, Hinterland und Sernftal gegliedert. Neben weit verbreiteten Motiven stehen stark alpin betonte Geschichten (tote Heuerin, Dengeler), aber auch begrenzt mythische Motiverzählungen wie die von der Spinnerin (dem Pulsterewibili, S. 189). Es wäre an der Zeit, diese Gruppen an Hand der nun schon zahlreich vorliegenden neuen Sammlungen einmal sagenkartographisch zu ordnen. Gerade anlässlich des Erscheinens immer neuer Lieferungen des „Atlas der schweizerischen Volkskunde“ scheint mir das näher zu liegen als psychologische Versuche, welche die landschaftliche Bindung aufheben.  
Leopold Schmidt.

Heinrich und Albert Edelmann, **Das Toggenburg**. Landschaft, Geschichte, Volkskunst (=Schweizer Heimatbücher, Bd. 52). 20 Seiten. 1 Kartenskizze, 3 Zeichnungen, 32 Bildtafeln. Bern 1952, Verlag Paul Haupt, Fr. 4,50.

Erfreulich wie alle Bändchen dieser schönen Serie, und für uns noch besonders wichtig, weil zwei ausgezeichnete Kenner der Toggenburger Volkskunst darüber berichten. So kommen denn Hausbau, Inneneinrichtung, Möbel und Senntum-Kunst der Heimat Ulrich Bräkers durchaus zu ihrem Recht. Die Hochzeitstruhe des „Armen Mannes im Toggenburg“ von 1751 (S. 49 Abb.) wird besondere Anteilnahme finden.

Leopold Schmidt.

**Homenaje a Fritz Krüger.** Herausgegeben von Toribio M. Lucero und Alfredo Dornheim. 2 Bände, XXX und 464, bzw. 690 Seiten. Mendoza 1952—54. Universidad Nacional de Cuyo, Facultad de Filosofía y Letras.

Fritz Krüger ist einer Großmeister der romanistischen Sachvolkskunde. Nach den vielen grundlegenden Arbeiten vor allem zur spanischen Volkskunde, an die hier erinnert werden darf, hat er auch in seiner neuen Heimat Argentinien unermüdlich weitergearbeitet. Es haben uns auch von dort verschiedene seiner neuen Veröffentlichungen erreicht, die wenigstens dem Titel nach kurz zusammengestellt seien: *Geographie des Traditions Populaires en France. Avec un album de 22 Figures.* 255 Seiten und 23 Tafeln. Mendoza, Universidad Nacional de Cuyo, 1950.

Alte Erntegeräte in der Romania. (Estudis Romanics, Bd. II, Barcelona 1949—50, S. 51 ff.)

Tradition und Kulturwandlungen in Westfrankreich. (Zeitschrift für romanische Philologie, Bd. LXVII, 1951, S. 184 ff.)

La tornería, supervivencia asturiana den un antiguo officio europeo. (Estudios Dedicados a Menendez Pidal, Bd. III, Madrid 1952, S. 109 ff.)

Und nun liegt die stattliche zweibändige Festschrift vor, die dem Gelehrten in seiner neuen Heimat gewidmet wurde. Dutzende wertvoller Beiträge zur romanischen Sprachwissenschaft, Literaturgeschichte und Volkskunde gestatten es nicht, sie im einzelnen aufzuführen. Nur einige der wichtigsten seien herausgegriffen, wobei die deutschsprachigen bevorzugt sind.

I, S. 17—40: Ernst Gamillscheg, Germanisches im Französischen.

I, S. 47—56: Alwin Kuhn, Zu den Flurnamen Hocharagons.

I, S. 101—136: J. M. de Barandiaran, Contribucion al estudio de la mitologia vasca.

I, S. 207—230: Wilhelm Bierhenke, Agavefasern und ihre Verarbeitung in Algarve.

I, S. 245—293: Guillermo Alfredo Terrera, Folklore de los actos religiosos en la Argentina.

I, S. 335—364: Alfredo Dornheim, La alfareria criolla en los Algarrobos.

II, S. 29—57: Olaf Deutschmann, Der Gebrauch von Bezeichnungen für „Haufen“.

II, S. 59—69: Wilhelm Giese, Die Namen der Wochentage und Monate im Albanischen.

II, S. 319—338: Bruno Schier, Von den mittelalterlichen Anfängen der weiblichen Kopftracht.

(Die gleiche Arbeit steht mit kaum verändertem Titel auch in der Spamer-Festschrift: Beiträge zur sprachlichen Volksüberlieferung, Berlin 1953, S. 141—155.)

II, S. 229—356: Robert Wildhaber, Die Gänse beschlagen. (Die prächtige Monographie einer Redensart, die bis zu den Gänsefüßen der Zwerge und Dämonen ausgreift.)

II, S. 357—367: Raffaele Corso, Il rito della covata in un racconto popolare della Corsica.

II, S. 369—402: Manuel Menendez Garcia, El maiz y su terminologia en Asturias.

- II, S. 403—435: Fermin Bouza Brey, Os cesteiros galegos de Mondariz e a su fala gremial.  
(Mit guten Aufnahmen der Zistelmacher und ihrer Geräte.)
- II, S. 437—456: Jorge Diaz, Tretanken und Wasseranken in Portugal.  
(Bei dieser Gelegenheit kann auch auf die brasilianische Parallelarbeit von Diaz zu diesem Thema aufmerksam gemacht werden: Jorge Diaz e Fernando Galhano, Moinhos e descascar milho mindo e o monjolo brasileiro [XVII. Congresso Luso-Espanhol para y progreso das ciencias, Bd. VIII, Sektion 7 a Porto 1953.]
- II, S. 457—485: Julio Caro Baroja, El ociocentrismo de los pueblos espanoles.
- II, S. 591—599: Rafael Lapesa, Sobre el „Auto de los Reyes Magos“, sus rimas anomales y el posible origen de su autor.

Selbst dieser kurze Auszug aus dem Inhaltsverzeichnis zeigt wohl schon den großen Reichtum dieser Festschrift, die eine schöne Ehrung der hohen Verdienste Krügers darstellt. Leopold Schmidt.

**Budstikken 1954—55.** Dansk Folkemuseum, Nationalmuseets 3. Afd. Kopenhagen 1955. 144 Seiten, mit zahlreichen Abbildungen.

Das ist die Hauszeitschrift und der Jahresbericht des Dänischen Volkskundemuseums, und daher muß besonders darauf hingewiesen werden. Alle Mitarbeiter dieses Museums sind mit Beiträgen beteiligt, Axel Steensberg ebenso wie Ellen Andersen, Holger Rasmussen, Peter Michelsen und die anderen. Die Abhandlung von Peter Michelsen „En haurejsatire“ interessiert uns auch wegen der gezeigten Hahnreiterfiguren. Am meisten fesselt uns freilich die Zeichnung von Peter Michelsen „Kunstvanding i en alpedal“, S. 104—118, weil es sich da um die Darstellung der künstlichen Wiesenbewässerung im Tiroler Ötztal handelt. Es ist darüber bei uns noch nicht viel gearbeitet worden, nur eine Arbeit aus der jüngsten Zeit beschäftigt sich damit für die Umgebung von Imst: Walter Zaderer, Die künstliche Flurbewässerung im Gebiete von Imst (Imster Buch. Beiträge zur Heimatkunde von Imst und Umgebung = Schlern-Schriften, Bd. 110, Innsbruck 1954, S. 145—153). Für die volkskundliche Bibliographie Tirols möchte ich darauf hinweisen, daß die Arbeit Michelsens einen ähnlichen Einzelläufer darstellt wie die Veröffentlichung von F. Dussart, Genres de vie agricole et paysage rural dans la région de Mayrhofen (Zillertal, Tyrol autrichien) (Bulletin de la Société Belge d'Études Géographiques, Bd. XX, Louvain 1951, S. 37—102). Michelsen hat sich für sein Thema bereits in Skandinavien interessiert, wie seine schöne Arbeit „Nogle Bemaerkninger om kunstvanding i Norden“ (By og Bygd, Bd. VIII, Oslo 1953, S. 71—102, mit 16 Abb.) zeigt. Alles in allem jedenfalls ein sehr schöner Arbeitsbericht.

Leopold Schmidt.

**Milenko S. Filipovic, Trački konjanik u običajimo i verovanjima savremenih balkanskih naroda** (Der „thrakische Reiter“ in Brauch und Volksglaube der gegenwärtigen Balkanvölker). (Wissenschaftliche Ausgaben der Matica Srpska, Heft IV.) Neusatz-Novi Sad 1950, 51 Seiten.

Die Frage nach der Kontinuität prähistorischer, antiker und mittelalterlicher religiöser Vorstellungen oder Motive in Volksglaube, Brauch-

tum, Ikonographie und Erzählgut der Gegenwart warf in den Ergebnissen der kulturhistorischen Volkskundeforschung Österreichs manches neue Licht auf frühere Meinungen und regt wieder zu stärkerer Beschäftigung mit den vielschichtigen Substraten unserer gegenwärtigen Volkskultur an. (Vgl. das Kurzreferat von L. Schmidt-Wien über „Probleme der alpenländischen Sagenforschung“, Carinthia I, 141. Jg., Klagenfurt 1951, 790 ff.; dazu die Ausstellung „Sage, Märchen, Legende. Österreichische Erzählforschung in Geschichte und Gegenwart“, Österr. Museum für Volkskunde in Wien 1952 u. Österr. Zs. f. Vk. NS. VII, 1953, 58 ff. usw.)

In diesem Zusammenhange gewinnen auch Publikationen unserer südöstlichen Nachbarn erhöhte Bedeutung, die sich mit dem Problem der Brauchtums- und Erzählgut-Kontinuität antiker Kultgestalten befassen. Im vorliegenden Falle ist es eine äußerlich unscheinbare und ohne Zusammenfassung in einer Weltsprache erschienene, innerlich aber außerordentlich reiche Monographie über die Kultkontinuität des „Thrakischen Reiters“ in einem relativ scharf begrenzten Gebiete, das in der Antike im wesentlichen Thrakien, beide Moesien und die Westhälfte Dakiens umfaßte, also heute den von der mittleren Donau geteilten Raum der Westrumänen, der Woiwodina-, Syrmien- und Banat-Serben und einen Teil Bulgariens (genauere Abgrenzungen S. 39 f.).

Die Vielzahl der antiken Reliefs dieses thrakischen Reiter-Heros (Pauly-Wissowa, Real-Encyclopädie der class. Altertumswissensch., Suppl.-Bd. III, Stuttgart 1918, s. v. Heros; dazu vom gleichen Vf. G. Kazarow, Pauly-Wissowa-Kroll, R.-E., II. R., I. Halbbd., Stuttgart 1936, 478 ff.), auf denen ein Held opfernd neben einem Rosse steht oder mit einer Lanze sich vor einem schlangenumwundenen Altar befindet oder offenkundig beuteladen von der Jagd heimkehrt u. ä., hat zu mancherlei wissenschaftlichen Spekulationen geführt (vgl. die Zusammenstellung bei Mihovil Abramić, Hoffiller-Zbornik, Agram 1940, 297 ff.). Für die Volkskunde scheint es wesentlich, daß die heutigen Bewohner jener Gegenden solche Reliefs in den christlichen Bilderkreis gezogen haben und sie im 19. und 20. Jhd. nachweisbar als St. Georgs-Darstellungen in den Kirchen anbrachten. Ungleich häufiger aber ist die Verbindung des „Thrakischen Reiters“ mit dem Märtyrer-Heiligen Theodor (Sv. Todor, † 306), dessen einer orthodox-kirchlicher Gedenktag als unbewegliches Fest am 17. Februar (nach dem alten Kalender) gefeiert wird, dessen volkstümlicherer Feiertag aber auf den 1. Samstag in der kirchlichen Fastenzeit fällt.

Wiewohl nun die Legende des frühchristlichen Märtyrers keinerlei Anklänge an Roß und Reiter bietet, hat sich gerade an diesem Volksfeiertag des hl. Theodor im genannten Raume und fast nur hier ein reiches Brauchtum von agonalen Reiterspielen (Pferderennen) angesetzt, das bis zur Gegenwart im Schwange blieb. In der Erzählüberlieferung aber ist es die (gelegentlich zahlenmäßig begrenzte) Schar der (sichtbaren oder unsichtbaren) „Todor-Pferde“ (todorovski konji), der „Nachtreiter“ oder der reiterlos durch die Nacht preschenden und die in dieser Fastenzeit in Sünde gefallen Menschen bedrohenden Geisterrosse. In reicher Fülle stellt der Vf. (dzt. am Institut für Volkskunde an der Serbischen Akademie der Wissenschaften zu Belgrad) die regionalen Sonderformen dieser Nachtreiter- und Geisterroß-Vorstellungen auf. Dazu die Verbindungen mit dem (ebenfalls in der antiken Ikonographie des thrakischen Heros vorgegebenen) Schlangenkult, den Kultspeisen am Todor-Tage (Brote und Mähler der Reiter) und den vor allem bulgari-

schen Maskenbräuchen am „Hunds-Montag“ in der „Todor-Woche“. Wir müssen es uns versagen, des näheren auf die Parallelen zu unseren Berchten-Gestalten einzugehen, auf die „Eisenzähne“ (gvozdenzubi), als die maskierte Burschen am Vorabend des (nicht mittwinterlichen, sondern Frühlings-) Festes kommen, auf das Eindringen maskierter Burschengruppen in die Mädchenstuben usw.

Die Schwierigkeit liegt hier wie so oft in der balkanischen Volkskunde darin, daß Gegenwarterscheinungen unmittelbar mit antiken Denkmälern in Zusammenhang gebracht werden. Sie müssen es mitunter wohl auch, weil es meist keine (etwa archaisch oder ikonographisch) faßbaren Zwischenzeugnisse z. B. aus dem Mittelalter oder den Jahrhunderten des Umbruchs zur Neuzeit gibt. Christliche Freskenkunst und Buchmalerei gehen in ganz bestimmte Richtungen. Andererseits aber bedeutet bei vielen Balkanvölkern die ein halbes Jahrtausend und noch länger dauernde (Schlacht auf dem Amselfelde 1389) Abgeschlossenheit vom zivilisatorischen Entwicklungsgange und den Geistesströmungen des Westens doch ein stark retardierendes Moment. Zeugnisse des 19. Jahrhunderts haben dort mitunter ein Gewicht zur Kontinuitätsaussage, wie es vielfach den mittel- und westeuropäischen Archivbelegen der Barockzeit schon nicht mehr zukommt. Gerade aus dieser Erwägung ist es notwendig, sich stärker den reichen Materialien und den daraus gezogenen Folgerungen auch unsererseits zuzuwenden, die die balkanische Volkskunde im allgemeinen und hier die serbische im besonderen für die Kontinuitätsfragen auch im Rahmen der kulturhistorischen Volkskunde Mitteleuropas bietet.

Leopold Kretzenbacher.

Niko Kuret, **Šaljive zgodbe o Lemberžanih** (Lustige Geschichten von den Lembergern). Neuerzählt und mit Anmerkungen versehen. Zabavna knjižnica (Unterhaltungsbücherei) Nr. 7, Marburg a. d. Drau 1954, 34 Seiten.

Erst vor wenigen Jahren hat unsere Zeitschrift die „Lemberger Streiche. Ein altsteirisches Lalenbüchlein“ von Paul Schlosser (Österr. Zs. f. Volkskunde, NS. 5, Wien 1951, S. 157—166) als kleines Kulturdenkmal aus der historischen Untersteiermark mit zehn Schwänken aus Lemberg, einem steirischen Schilda, samt einem guten historisch-topographischen Überblick über die Örtlichkeit der Schwänke abgedruckt, die der greise, immer noch tätige Verfasser 1910 aus dem Munde einer Überlieferungsträgerin aus Marburg a. d. Drau aufgezeichnet hatte. Diese 10 deutschsprachigen Lemberger Streiche hat nun Niko Kuret, Wissenschaftlicher Beamter in der Volkskunde-Sektion der Slowenischen Akademie der Wissenschaften und Künste zu Laibach, zu seiner eigenen, slowenischen Sammlung gezogen und einen 20 Nummern umfassenden Kranz von Lemberger Streichen ausgezeichnet kommentiert herausgegeben.

Im wesentlichen entsprechen einander:

K (Kuret) 1 = S (Schlosser) 10: Bürgermeister wird, wer mit weitem Mund die meisten Knödel auffängt. K. setzt statt der „Knödel“ die untersteirischen „Sterzbrocken“ (žganki). Zwei weitere Fassungen, eine aus Lemberg, eine aus Wernsee (Verzeije) sind wegen der Derbheit des Inhalts nicht aufgenommen, stehen aber der Forschung im Archiv des Institutes für slowenische Volkskunde in der Laibacher Akademie zur Verfügung.

- K 3 = S 2 (Wie die Lemberger ihre Kirche erweitern wollten).
- K 4 = S 3 (Kirchendachgras soll vom aufgezogenen Stier „abgeweidet“ werden). Die weite Verbreitung dieser auch Schilda passierten Geschichte ist bei A. Aarne, *The Types of the Folk-Tale*, FFC 74, Nr. 1210 und St. Thompson, *Motif Index of Folk-Litreature IV*, Nr. 1905 gut belegt.
- K 6 = S 7 (Nach Laibach wandernde Lemberger legen sich so schlafen, daß ihre Füße zum Ziele liegen. Boshafter dreht die Schlafenden um, die also wieder heimwandern). Hier wie in den beiden folgenden Schwänken war bisher nur die deutsche Fassung bekannt und gedruckt.
- K 7 = S 8 (Lemberger Fuhrleute, die nach Triest wollen, kehren zur Ersparung der Übernachtungskosten allabendlich nach Lemberg zurück, weil es näher ist als der Zielort).
- K 8 = S 9 (Lemberger wollen die Tiefe der Drau ausmessen, hängen sich aneinander von der Brücke. Oberster will in die Hände spucken und läßt alle aus. Alle ertrinken.)
- K 9 = S 4 (Wühlendes Schwein geht nicht aus dem Heidenfelde. Der Treiber soll aber nicht auch noch das Feld zertrampeln. Also wird er von vier Männern auf einem Gerüste ins Feld getragen, das Schwein zu verjagen). Bekannt aus den Schildbürgerstreichen.
- K 14 = S 2 (Wie die Lemberger die Spatzen vom Kirhdach austreiben wollten). Bei K nicht Spatzen auf dem Kirchendache, sondern Bilche in hochgelegener Höhle.
- K 16 = S 6 (Ortsfremder Schweineschlächter verliert große, dampfende „Leberwurst“, die von den Lembergern für ein beidseits gehörntes [Speile!] gefährliches Untier gehalten wird. Sie schießen mit Büchsen drauf und freuen sich des Sieges über das Untier, in dessen Bauch so viele Junge schon bedrohlich gewartet hätten. Die „Leberwurst“ bei S ist bei K besser als „Blutwurst“ (krvavica) in der Art wiedergegeben, wie man dort und auch in der deutschen Steiermark die „Blunzen“ macht, nämlich mit einer Füllung von aufgequollenem Reis, Roggengerste oder Hirsebrei („Breinwürscht“, „Blunzen“, kašnata klobase). Das sind dann die „Eier“ des Untiers.

Die übrigen 11 Nummern bei K haben keine Parallele bei S oder klingen nur sehr entfernt an.

- K 2: Lemberger bauen fensterloses Rathaus, tragen Licht in Säcken hinein, stoßen ihre Köpfe an die Wände, daß es „blitzt“. Schlauer Zimmermann drückt (vorbereitetes) Fenster in der Wand auf, läßt die Lemberger das mit ihren Köpfen fertigmachen. In Schilda auf 4 Streiche aufgeteilt.
- K 5: Lemberger baden im „blauen Meer“ = einem blühenden Flachs-felde, überzählen sich und finden, daß einer fehlt, der „ertrun-ken“ sein muß. Stecken Nase in Kuhfladen (Zählmotiv) und werden mit Stockhieben von einem Fleischhacker „richtig“ gezählt. Flachsmeer und Fehlzählung werden in der deutschen Südost-steiermark von den Sieben Schwaben erzählt (Hsl. Schwanksamm- lung L. Kretzenbacher). Zur Verbreitung vgl. Bolte- Polivka, Anm. zu den KHM, III, 149.
- K 10: Lemberger kennen Trutzhähne nicht, lassen sie sich von den wan- dernden Kroaten aufschwätzen, sie mögen die Vögel über den Winter mästen, so hätten sie im Frühjahr Zugtiere für den Pflug.
- K 11: Kürbisse als Stuten-Eier“. Vgl. Bolte-Polivka I, 317 ff. Eben- falls in der deutschen Südoststeiermark als Schwaben-Streich

bekannt. Die Burgenländer erzählen den Schwank von den „dummen Steirern“. Vgl. M. F. Bothar, „Wie die Kürbisse nach der Steiermark kamen.“ Volk und Heimat, Eisenstadt 1952, Nr. 4, S. 9.)

- K 12: Die Lemberger finden Salz, der Bürgermeister soll es kosten und die Fündigkeit beurteilen, wird aber dabei von einer Schlange in die Zunge gebissen. Sein Leben lang habe er nicht so scharfes Salz gekostet. (Keinerlei Zusammenhang mit dem weit verbreiteten Motiv des „Salzsäens“. A. Aarne Nr. 1200, The Sowing of Salt.)
- K 13: Eichhörnchenjäger stürzt vom Baum und schlägt sich blutig. Lemberger fragt, ob der Gefallene das Eichhörnchen lebendig verschlungen habe.
- K 15: Hungeriger Lemberger will zum Kukuruzbrot noch Käse. Also versucht er mit einem Netze den Mond zu fangen und fällt ins Wasser. — Das Motiv scheint bearbeitet. Ähnlich als Schwabenstreich in der deutschen Steiermark bekannt (Hsl. Slg. d. Rezensenten).
- K 17: Den zechenden Lembergern geraten die Beine durcheinander. Vgl. „Wie die Schiltbürger... ihre Füße verwechleten vnd die selbigen nit mehr kenneten, doch zu letzt jeder die seinen wieder funde“. Bolte-Polivka III, 150; A. Aarne Nr. 1288; St. Thompson J 2021).
- K 18: Hungernde Lemberger wollen die Hungersnot (Iakota) loswerden. Sie fangen sie, verurteilen sie und führen sie auf einem Wagen in einem Fasse weg auf einen Berg. Dort fällt das Faß vom Wagen und rollt nach Lemberg zurück. So bleibt die Not.
- K 19: Der sehr verbreitete Witz vom Soziusfahrer, der gegen die Kälte einen Mantel verkehrt angezogen hatte, vom Motorrad stürzt, bewußtlos gefunden wird. Als der Motorradfahrer seinen Sozius sucht, findet er ihn mit abgedrehtem Kopfe tot, weil ihm die Lemberger „das Gesicht zurecht gerückt“ haben.
- K 20: Fällt aus dem Rahmen, da kein innerer Bezug auf Lemberg. Märchen von Esel, Hund, Katze und Hahn als „Bremer Stadtmusikanten“, die in der Räuberhöhle in der Nähe von Lemberg ihr Unwesen treiben (Bolte-Polivka I, 237 ff.).

Der Wert der kleinen Publikation liegt darin, daß hier ein geschlossener Schwank-Zyklus gesammelt erscheint, für den Kuret Bodenständigkeit verfiht. In der Tat ist manche Besonderheit gegeben. Der slovenische Raum wird im 19. Jahrhundert von Eulenspiegel- und Münchhausen-Ausgaben überschwemmt, doch gibt es keine Schildbürgerstreiche-Übersetzung! In einer guten Übersicht wird die Geschichte der südslawischen Schwanksammlungen geboten und auf die Kristallisationspunkte solcher Schwankträger verwiesen; auf Petrica Kerempuh bei den Kroaten, auf Čosa, Hero (Ero), Vuk Dojčević (Zločević) bei den Serben, auf Baja-Džora und nicht zuletzt auf Nasreddin-Hodža. Bei den Slowenen ist es die (noch nicht untersuchte) Eulenspiegel-Gestalt des „Pavliha“.

Im ganzen eine hübsche kleine Schwankpublikation mit vollem wissenschaftlichen Apparat, ein Baustein mehr zu einer Geschichte der Schwankliteratur in der alten Steiermark, für die die „Hirschegger Geschichten“ von Walcher-Kainz schon druckfertig vorlägen, für die „Schwabenstreiche“ und die Alt-Grazer „Rusterholzer-Schwänke“, um die sich derzeit der Rezensent müht. Auch hier gäbe es keine Abgrenzung nach Sprachgrenzen. Leopold Kretzenbacher.

# BUCHREIHE DER ÖSTERREICHISCHEN ZEITSCHRIFT FÜR VOLKSKUNDE

NEUE SERIE

(Die Weiterführung der Serie der „Ergänzungsbände zur Zeitschrift für österreichische Volkskunde“)

**Bd. I: Edmund Friess und Gustav Gugitz,**

Die Wallfahrten nach Adlwang in Oberösterreich im Lichte der Mirakelbücher (1620—1746). Eine volkswundlich-kulturhistorische Studie. 1951.

76 Seiten, 4 Abb., fr. brosch. S 12.—

„Die Erforschung der Geschichte und des Brauchtums unserer Wallfahrten, dieser Konzentrationspunkte des Volksglaubens, an denen sich die tiefsten seelischen und körperlichen Nöte der Bevölkerung einer ganzen Landschaft offenbaren, wird stets eine der Hauptaufgaben der Volkskunde bleiben. Für Oberösterreich, das mit seinen vielbesuchten Wallfahrten kaum hinter anderen Bundesländern zurücksteht, haben die beiden Meister der historischen Volkskunde in ihrer, bescheiden ‚Studie‘ genannten, Monographie über die einst wichtigste Marienwallfahrt des Landes einen Beitrag beigesteuert, der sowohl in Methode, wie in Aufbau und sprachlicher Klarheit vorbildlich genannt werden muß.“

Dr. Ernst Burgstaller

(Oberösterreichische Heimatblätter, Bd. V, Linz 1951, S. 188)

**Bd. II: Leopold Schmidt,**

Geschichte der österreichischen Volkskunde. 1952.

208 Seiten, fr. brosch. S 25.—

„Überschauen wir die Entwicklung der volkswundlichen Forschungsarbeit in Europa, so wird unser Augenmerk immer wieder auf ein Land gerichtet, das frühzeitig und in entscheidender Form dieser Forschungsarbeit Wege gewiesen hat, auf Österreich. Man wird schon aus diesem Grund die innere Berechtigung des Themas ‚Geschichte der österreichischen Volkskunde‘ nicht in Zweifel ziehen können. Hinzu kommt aber noch die Notwendigkeit der geschichtlichen Rückschau über den Weg, den die noch junge Wissenschaft der Volkskunde zurückgelegt hat. Wissenschaftsgeschichte ist stets ein unentbehrlicher Bestandteil wissenschaftlicher Forschung. L. Schmidt, der in jeder Beziehung zur Bearbeitung des Themas berufen ist, hat diese Aufgabe mit großer Umsicht und in eindrucksvoller Weise bewältigt.“

Dr. Torsten Gebhard, München

(Österr. Zeitschrift für Volkskunde,

Neue Serie Bd. VI, 1952, Kongreßheft S. 211)

**Die Buchreihe wird fortgesetzt!**

Zu beziehen durch jede Buchhandlung

**ÖSTERREICHISCHER BUNDESVERLAG**  
für Unterricht, Wissenschaft und Kunst

# VOLKSMUSIK

## Österreichische Volkstänze

Gesammelt und herausgegeben von Raimund Zoder

1. Teil (Text- und Notenteil). 56 und 39 Seiten. S 16.—

2. Teil (Text- und Notenteil). 55 und 46 Seiten. S 20.—

3. Teil (Text- und Notenteil). 56 und 36 Seiten. S 34.—

... Aus „altösterreichischen Tänzen“, die aus der Vergangenheit herübergerettet wurden, sind österreichische Volkstänze schlechthin geworden, etwas, das auch in die Gegenwart — und Zukunft paßt! (Volkslied, Volkstanz, Volksmusik)

## Spielmusik fürs Landvolk

Herausgegeben von Raimund Zoder

Reihe I. Werke für Blasmusik (auch in kleinster Besetzung spielbar). 30 Hefte erschienen. Jedes Heft S 10.—

Reihe II. Werke für kleines Orchester (Streicher und Bläser ad lib.). 15 Hefte erschienen. Jedes Heft S 10.—

... Angesichts dieser Fülle echter Volksweisen ist es wirklich nicht mehr nötig, nach den pseudovolkstümlichen Idyllen, Charakterstücken u. ä. zu greifen. Der Charakter unseres Volkes kommt in den nun veröffentlichten überlieferten Stücken viel besser zum Ausdruck. (Bote für Tirol)

## Ein österreichisches Volksliederbuch

Herausgegeben von Georg Kotek und Raimund Zoder

Stimme der Heimat. 160 Seiten, Hln. geb. S 15.—

Im Heimgarten. 144 Seiten, Hln. geb. S 15.—

Stille Stunden. 114 Seiten, Hln. geb. S 15.—

Volksausgabe in einem Band. 420 Seiten, kart. S 18,60.

... Die Sammlung wendet sich an das Volk und will ihm sein Lied zurückgeben. Das Buch soll nicht in Bibliotheken stehen, es soll in den Herzen unserer Menschen leben, es soll wieder lebendiges Lied werden. (Volk und Heimat)

## Bäuerliche Tanzmusik

Von Ernst Hamza und Erwin Schaller. S 12.—

---

Zu beziehen durch jede Buchhandlung

ÖSTERREICHISCHER BUNDESVERLAG  
WIEN

Wien 1955

Österreichischer Bundesverlag

Alle Rechte vorbehalten

Druck: Holzwarth & Berger, Wien I

Verlagsnummer Z 958-3/4